Die

Männer und Ereignisse

der letzten achtzig Jahre.

Zum bessern Verständniß der Gegenwart

wahrheitsgetreu

geschildert und erzählt

von

Hermann Germanus.

Leipzig, 1861.

Verlag von Moritz Ruhl.

Inhalt.

1. Die Vorläufer der französischen Revolution.

Die Noth und das Elend waren mit jedem Jahre in Frankreich gestiegen. Während Hof, Adel und Geistlichkeit in Ueppigkeit schwelgten, erlagen der Landmann und der Bürger dem ungerechten und drückenden Abgabensystem, das auf ihnen lastete. Alle bürgerlichen Besitzungen waren den mannigfaltigsten Lehnsgefällen, Frohnen und gutsherrlichen Rechten, meist auch noch einem Zehnten unterworfen. Aus diesen Rechten und Gefällen zogen Adel und Geistlichkeit den größten Theil ihrer Einkünfte. Was diese privilegirten Stände übrig ließen, das nahm so ziemlich der Staat hin. Auf dem Dritttheile, das von dem gesammten Grundeigenthum des Landes dem Bürger und Bauer zufiel, lag zuvörderst die Taille, eine Verbindung von Grund- und Vermögenssteuer, welche dem Staate jährlich 95 Millionen einbrachte. Eine andere Einkommensteuer, die Capitation, war geringer, weil sie auch die Privilegirten traf, und betrug nur 41 Millionen. Eine dritte Vermögenssteuer, nach dem reinen Einkommen, besonders aus den Grundstücken, berechnet, hieß die Vingtième, weil sie ursprünglich den zwanzigsten Theil vom Reineintrage traf; aber sie war zunächst verdoppelt, dann noch um ein Zehntel erhöht und 1782 in Folge des nordamerikanischen Krieges verdreifacht worden. Alle Stände sollten diese Steuer gemeinsam tragen, allein der Adel wußte sich ihrer Härte bedeutend zu entziehen. Die sämmtlichen Grundsteuern beliefen sich vor der Revolution auf 210 Millionen Livres, von denen der

Stand der Bürger und Bauern mehr als drei Viertheile zu tragen hatte, obwohl sie nur ein Drittheil — vielleicht nur ein Viertheil — des Bodens besaßen.

Allein diese Grundsteuern waren nur ein Theil der Lasten, welche den Nacken des Volkes beugten. Zu ihnen kamen noch zahlreiche andere. So die Wegebaufrohnen der Bauern, welche der Finanzminister Necker jährlich zu 20 Millionen anschlug. Alle die schönen Kunststraßen, von denen Frankreich nach allen Richtungen durchschnitten wurde, waren mit dem Schweiße der Bauern erbaut, während die nothwendigen Gemeindewege im Verfall lagen. Dann die Einquartirung, die ganz auf dem dritten Stande lastete, der den Truppen Wohnung, Feuer, Licht, Salz, Wäsche, auf dem Lande sogar das Pferdefutter gewähren mußte. Vornehmlich waren es aber die indirekten Steuern, die durch ihre Einrichtung und Verwaltung das Volk zur Verzweiflung trieben. Mit Ausnahme der Trankſteuer, die der Staat selbst verwaltete und aus der er jährlich 52 Millionen zog, waren die übrigen verpachtet. Die Generalpächter derselben zahlten in den letzten Jahren vor der Revolution jährlich 186 Millionen an den Staat. Davon kam ein volles Dritttheil auf die Salzsteuer, also auf einen Gegenstand, welchen der Arme in noch größerm Maßstabe nöthig hat, als der Reiche. Die 186 Millionen, welche in die Staatskasse flossen, waren aber nur ein geringer Theil von dem, was das bedrückte Volk aufzubringen hatte: die Generalpächter wollten sich bereichern, und zwar in möglichst kurzer Zeit, die Unterbeamten wollten unterhalten, die bewaffnete Macht besoldet sein, welche für Unterdrückung des Schleichhandels auf den Beinen erhalten wurde. Man greift daher gewiß nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß das Volk zwei Mal 186, d. h. 372 Millionen jährlich an directen Steuern zu zahlen hatte. Der Centner Salz, der im freien Handel 1½ Livres kostete und vielleicht noch weniger gekostet haben würde, wäre die Fabrikation nicht beschränkt gewesen, wurde durch die Salzsteuer in einigen Provinzen auf 62 Livres gesteigert.

„In einigen Provinzen', sagen wir, denn das eben war eine

der trübseligsten Folgen des erwähnten Steuersystems, daß die Bestimmung der Höhe der Steuern in den Händen der einzelnen Generalpächter lag und daher die verschiedenen Provinzen in sehr verschiedener Weise besteuert werden. Das mußte die Verwaltung noch mehr verwickeln und das ohnehin genug erniedrigte Volk durch den Schleichhandel noch mehr demoralisiren. Durch den Transport eines Centners Salz über die Grenze von Bretagne nach Maine oder Anjou waren in einer Stunde 17 Thaler zu verdienen. Die Regierung erzog sich auf diese Weise einen Stamm verzweifelter Menschen, welche durch die härtesten Strafen nicht von der Schmuggelei abgehalten werden konnten. Gewöhnlich waren 1800 Verbrecher der Art in den Gefängnissen, und von ihnen wurden jährlich 300 zu den Galeeren verurtheilt.

Erwägt man, daß durch das ganze kostspielige und verwirrte Abgabensystem jährlich gegen 500 Millionen in die Staatskasse eingetrieben wurden, daß also das ohnedies ausgesogene und verarmte Volk mindestens 1000 Millionen wirklich zu zahlen hatte, — daß jede Rechtspflege tief danieder liegen mußte in einem Lande, in welchem alle Stellen und Aemter erblich oder käuflich waren, — daß der König oder vielmehr seine Minister und der Hof mit unumschränkter Despotie herrschten, — daß die vom Volke mit Schweiß aufgebrachten Gelder auf unverantwortliche Weise verschleudert wurden und selbst Ludwig XVI. gegen die sogenannten Acquits à comptant (eigenhändige Quittungen des Königs über aus der Staatskasse empfangene Gelder) dem Schatze gegen 860 Millionen Livres entzog, die zu geheimen Gratificationen und Pensionen für den Hofadel verwendet wurden; — daß die stets steigende Höhe der Abgaben gleichwohl der steigenden Finanznoth nicht abzuhelfen vermochte; — so wird man die Erbitterung des Volks gegen den Hof, das Heer der Beamten und die privilegirten Stände begreifen, und die Scenen, welche daraus entsprangen, — entschuldigen.

Ludwig XVI. zeichnete sich vor seinen Vorgängern durch Geistesbildung und Herzensgüte aus, aber es fehlte ihm an Charakterstärke und Vertrauen zu sich selbst. Schon 1777 hatte

er den Genfer Necker zum Generaldirektor der Finanzen erhoben, damit er den verzweiflungsvollen Umständen aufhelfe. Necker war ein Fremder, ein Bürgerlicher, ein Protestant. Die Noth mußte also wohl groß sein. Aber Necker hatte einem großen Handlungshause vorgestanden, hatte eine Lobschrift auf Colbert geschrieben, durch die er den Preis gewann, besaß den größten persönlichen Credit. Und wirklich schaffte er durch seinen Credit Geld, wirklich schien die Finanzlage Frankreichs sich bessern zu wollen. Da unterwühlte der Minister Maurepas den Boden, auf welchem Necker stand, — und der schwache König mußte ihn fallen lassen (1781).

Unter seinen Nachfolgern wurde die Noth immer schreiender. Für das Jahr 1787 stand ein Deficit von 140 Millionen bevor. Man befand sich am Vorabend eines Staatsbankerotts, das Volk war erschöpft, die privilegirten Stände verweigerten hartnäckig jeden Beistand. Die Mißstimmung stieg auf das Höchste und ward fortdauernd genährt und gesteigert durch das Heer der Journalisten und Pamphletisten, eine Macht, die bei dem im Allgemeinen geringen Bildungszustande des französischen Volkes eine furchtbare ist.

Es blieb nur übrig, die Zahlungen einzustellen oder noch einen Versuch zu machen, die Geistlichkeit und den Adel zu einigen Opfern für den Staat zu bewegen. Man wählte den letztern Ausweg, ehe man zu dem erstern schritt. Man berief für den 22. Febr. 1787 die Notabeln nach Versaille, d. h. eine Versammlung von 140 Personen, aus Prinzen, Pairs, höhern Geistlichen, Parlaments-Mitgliedern, Deputirten der Provincialstände und aristokratischen Bürgermeistern bestehend. Der König trug auf gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben, auf Erleichterung der Volkslasten, auf Befreiung des Handels an. Sein Minister Calonne verlangte vom Adel und Clerus eine Grundsteuer und versprach dafür andere Erleichterungen und Verbesserungen. Die 140 Berufenen tadelten aber die Ansichten des Ministers und drangen auf dessen Absetzung, als Calonne den Weg der Oeffentlichkeit betreten und die Notabeln dem Volke als

das Hinderniß der Abschaffung der statthabenden Mißbräuche bezeichnete. Aus Rache erhoben sie sogar eine förmliche Anklage gegen Calonne's Finanz-Verwaltung, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß sehr bedeutende Männer unter ihnen die Nothwendigkeit durchgreifender Aenderungen, ja sogar die Unvermeidlichkeit einer Revolution erkannten. Lafayette sprach das in den Reden, die er als Mitglied der Notabelnversammlung hielt, ganz offen und entschieden aus.

Der König benahm sich auch damals seinem Charakter gemäß. Er blieb lange Zeit ungewiß, was er thun sollte, bis er sich endlich am 9. April ganz plötzlich bewegen ließ, seinen Finanzminister zu verabschieden, an dessen Stelle nun Lomenie von Brienne, Erzbischof von Toulouse, trat, ein Mann, der als Mitglied der Notabeln zur Opposition gehört hatte, aber nun denselben Widerstand fand, wie sein Vorgänger. Der Clerus verwilligte nur ein freiwilliges Geschenk von kaum 2 Millionen. Wie wenig verstanden jene Notabeln ihre Zeit! Drei Jahre später war ihnen das Ganze genommen, weil sie angestanden hatten, zu rechter Zeit einen Theil zu opfern.

Diese Abgeneigtheit der obern Stände, dem Staate zu helfen, war die eigentlichste und nächste Ursache der Revolution, denn sie stärkte die Opposition durch einen gerechten Vorwand und ließ sie in einer Versammlung der Reichsstände, die seit 1614 nicht mehr berufen waren, den letzten Rettungsanker erblicken.

Es ist gleichgültig, ob es Sabatier, ob Lafayette es war, der zuerst den Gedanken an die Reichsstände aussprach; genug, daß dieser Gedanke einem elektrischen Funken gleich die Nation durchzuckte, daß man in ihm eine Zauberformel fand, mit der man alle Noth beschwören zu können glaubte. Ohnedieß schienen die bisherigen Parlamente eben verstummen zu sollen. Brienne hatte, um Geld zu schaffen, eine Stempeltaxe verordnet, die sich auf alle Stände erstreckte, und eine mit dem Namen Subvention bezeichnete Art von Grundsteuer, welche vorzugsweise den Adel traf. Das verwickelte den Finanzminister mit dem pariser Parlament, welches sich weigerte, die Verordnung über die beiden

neuen Auflagen zu registriren, indem es sich nicht für berechtigt halte, dieselben zu genehmigen, vielmehr nur die Reichsstände solches könnten. Der Hof handelte indeß Anfangs mit Festigkeit und verwies das Parlament nach Troyes; aber da die andern Parlamente mit dem Pariser gemeinschaftliche Sache machten, da im Lande sich allenthalben schon Gährung kund gab und der König ungern zu Gewaltmaßregeln schritt, so wurde das Parlament zurückgerufen und in einer Sitzung, welcher der König beiwohnte, zur Eintragung einer neuen Anleihe aufgefordert. Allein es fielen dabei gar manche unangenehme Aeußerungen über die Staatsverwaltung, und selbst der Herzog von Orleans, Louis Philipp, Urenkel des Regenten, nahm Theil an der Opposition gegen den Hof, so daß die Zwistigkeiten zwischen diesem und dem Parlamente fortdauerten und den König zum Erlassen mehrer Edikte bestimmten, durch welche jene Körperschaft wesentlich aufgehoben wurde (1788). Die neuen Einrichtungen sollten auch in den Provinzen eingeführt werden, aber hier widersprachen nicht nur die Behörden, sondern es widersetzten sich auch die Bürger. Es kam sogar zu Tumulten und Aufständen, wobei sich die bewaffnete Macht theils schwach, theils ungehorsam benahm, indem die Officiere es größtentheils mit dem Adel hielten, der die Parlamente, als die Vertheidiger seiner alten Rechte, nicht fallen lassen wollte. In Paris entstanden schon damals bedenkliche Volksbewegungen, und es heißt sogar, daß der Herzog von Orleans, welcher wegen seines wüsten Treibens von der Königin gehaßt wurde, aber durch die Beerbung seines Schwiegervaters, des Herzogs von Penthièvres, der reichste Mann in Europa geworden war, Geld zur Aufhetzung des Pöbels hergegeben habe.

Dabei nahm die Finanznoth immer zu, und die gegen sie ergriffenen Maßregeln dienten zu weiter nichts, als die Unzufriedenheit weiter zu verbreiten. Der Staatsbankerott schien unvermeidlich. Brienne trat am 25. August 1788 vom Schauplatz und Necker wurde wieder berufen. Da ihn die Zurücknahme der die Parlamente betreffenden Edicte und die Wiederherstellung dieser Behörden in sein Amt begleiteten, so wurde er von dem Volke

mit Freuden begrüßt. Aber ein anderer Akt sollte ihm die Gunst desselben in noch höherem Maße verschaffen: die Berufung der Reichsstände. Zugleich wußte er den König zu bestimmen, am 27. Dec. zu verordnen, daß der dritte Stand doppelt so viele Deputirte, als jeder der beiden Andern senden, die Festsetzung der Art der Abstimmung aber den Reichsständen selbst überlassen bleiben sollte. Am 14. Januar 1789 ergingen die Ausschreiben zur Berufung der Stände. Der Zusammentritt derselben bezeichnet einen für die Geschichte der ganzen kultivirten Welt wichtigen und einflußreichen Wendepunkt in Frankreichs Staatsleben — das Aufhören der absoluten Monarchie. Wir werden im weitern Verlauf unserer Erzählung sehen, wie das Volk in einen wüsten Kampf mit der Monarchie tritt, wie das bis zum Wahnsinn gesteigerte Verlangen nach politischer und bürgerlicher Freiheit die Monarchie mit allen ihren Institutionen stürzt und den Thron in Blutströmen untergehen läßt; wie das sich selbst zu beherrschen unfähige, nur an sklavisches Folgen gewöhnte Volk sich von einzelnen, geistig höher stehenden Unholden um das Schein- und Zerrbild einer Göttin Freiheit versammeln läßt, aber dabei sich selbst zerfleischt, bis es endlich erschöpft die Obergewalt eines Einzigen wieder anerkennt, der es nach allen Weltgegenden zur Schlachtbank führt und auf dem gestürzten Königsthrone einen Kaiserthron mit schnell vergänglichem Nimbus errichtet.

2. Die Nationalversammlung.

Es war am 5. Mai 1789, als die Versammlungen der Reichsstände in einem eigens zu diesem Zweck erbauten Saale in Versailles mit einer ernstmeinenden Rede des Königs und einem ermüdenden Vortrage Necker's eröffnet wurden. Letzterer versuchte die Fragen zu erörtern und theilweise zu beantworten, welche vor der Berufung der Stände hätten entschieden sein sollen. Aber sein Vortrag befriedigte Niemand, bestärkte sogar Viele — unter ihnen die Königin, den Graf Artois (des Königs jüngern Bruder) — in ihrer Abneigung gegen ihn. Dann begannen die

Prüfungen der Vollmachten der einzelnen Deputirten. Aber wochenlang stritten sich die Stände in dieser Beziehung, denn während der dritte Stand die Prüfung in vereinigter Versammlung verlangte, bestanden die andern, besonders der Adel, auf Prüfung in getrennten Zusammenkünften.

Das Letztere geschah, aber dagegen erklärte am 17. Juni der dritte Stand sich allein für die Versammlung der geprüften und anerkannten Vertreter des französischen Volks, außerhalb welcher kein Deputirter sein Amt zu üben befugt sei, und nannte sich — Nationalversammlung. Ohne ihre Bewilligung und Genehmigung sollte fortan keinerlei Abgabe Giltigkeit haben, ihr allein das Werk der Widerherstellung des Staates obliegen.

Dieser erste und wichtigste Schritt entschied über alle folgenden. Der erschrockene König suchte zwar die fernern Zusammenkünfte der National-Versammlung zu vereiteln und ließ am 20. Juni den Sitzungssaal unter dem Vorwande, daß derselbe zu einer königlichen Sitzung vorbereitet werden sollte, schließen und mit Wachen umstellen, aber die Deputirten beschlossen, der schwachen Regierung Trotz zu bieten. Von einer großen Volksmenge umgeben, begaben sie sich in den Saal des königlichen Ballhauses, hielten dort stehend eine mit theatralischen Phrasen reich ausgeschmückte Berathung und proclamirten einstimmig die Volkssouverainität. Gleich am nächsten Tage traten fast die sämmtlichen Deputirten des Clerus zum dritten Stande über. Dasselbe thaten einige Mitglieder des Adels und vierundvierzig andere Mitglieder desselben protestirten gegen die Beschlüsse der Majorität ihres Standes.

Am 23. Juni fand wirklich eine königliche Sitzung statt. Der König versprach so wichtige Bewilligungen, daß sie von dem Volke wenige Monate früher mit großem Danke aufgenommen sein würden. Aber da er zugleich in seiner Rede einen drohenden Ton annahm, der zu seinem bekannten schwachen Charakter gar nicht paßte, da er die vom dritten Stande gefaßten Beschlüsse für aufgehoben erklärte und den Ständen befahl, auseinander zu gehen und künftig abgesondert zu berathen, der dritte

Stand aber durch seine bisherigen Schritte den Muth bekommen hatte, sich selbst zu helfen, so ging dieser erst auseinander, nachdem er seine frühern Beschlüsse für giltig und jeden Deputirten für unverletzlich erklärt hatte. So wurden also die drohenden Worte, nach denen der König die Versammlung sogleich verlassen hatte, nur zu einem Signal der Revolution, denn sie dienten dazu, der Nation zu zeigen, daß aus ihr eine stärkere Macht, als die des Königs sich erhoben habe.

Und der König gab nach. Er verordnete, dem Volksverlangen gemäß, daß die drei Stände gemeinschaftlich beriethen, und schon am 27. Juni fand eine gemeinschaftliche Sitzung statt, nachdem ein großer Theil des Adels, den Herzog von Orleans an der Spitze, zu dem dritten Stande übergegangen war. Des Königs Nachgiebigkeit erzeugte unter dem Volke einen ungemeinen Jubel, aber gleichwohl war dem guten Ludwig XVI. gar schwer um das Herz. Er glaubte sich schirmen zu müssen und zog Truppen in die Umgegend von Paris. Dieses, die böswillig oder aus Furcht verbreiteten Gerüchte, daß der Hof feindselige Absichten hege, die neue Entlassung Neckers am 12. Juli, die Nothwendigkeit, die Ruhe der Hauptstadt durch Militair aufrecht zu erhalten — das Alles waren Gründe genug, das Volk immer leidenschaftlicher aufzuregen und es zu bestimmen, daß es ebenfalls sich bewaffne und eine Bürgermiliz von 48,000 Mann, nach den Wahlbezirken eingetheilt, errichte. Sie schmückte sich mit den Farben der Stadt Paris: blau, roth und weiß.

Von Stunde zu Stunde stieg der Rausch des Volkes, das einer Selbstbeherrschung um so unfähiger war, als es nur sklavisch gehorchen gelernt hatte. Die Soldaten der Garde gingen zu ihm über, die zum Schutz des Königs herbeigezogenen, vor der Stadt lagernden Truppen fraternisirten mit ihm — und so durfte der Pöbel wagen, in Gegenwart einer bedeutenden Militairmacht die Bastille zu erstürmen und vielfache Mordthaten dabei zu begehen (14. Juli).

Schon am 13. Juli hatte der Aufstand in Paris die drohendste Gestalt angenommen. Das Volk verlangte Waffen,

und da man es mit den verschiedenartigsten Ausflüchten hinzuhalten suchte, so begab es sich am Morgen des 14. nach dem Invalidenhause, welches einen beträchtlichen Vorrath an Waffen enthielt. Ohne Furcht vor den auf dem Marsfelde aufgestellten Truppen drang es in das Gebäude, fand 8000 Gewehre in den Kellern verborgen, bemächtigte sich ihrer, nahm die Säbel, Degen und Kanonen und trug alle diese Waffen im Triumph fort.

Da verbreitete man das Gerücht, daß Truppen im Anmarsch, die Geschütze der Bastille gegen die Stadt gerichtet seien. Nun erscholl durch die Straßen von Paris der Ruf: „Zur Bastille! Zur Bastille!"

In kürzester Zeit war die Zwingfeste vom Volke umringt. Ein Abgeordneter des Volks, Thuriot, verlangte mit dem Gouverneur zu sprechen. Vorgelassen, forderte er denselben auf, den Kanonen eine andere Richtung zu geben. Der Gouverneur antwortete, es stehe nicht in seiner Macht, den Geschützen eine andere, als die vorgeschriebene Richtung zu geben. Da wandte sich Thuriot an die etwa 40 Schweizer und 80 Invaliden, welche die Besatzung der Zwingfeste bildeten. Er ermahnte sie im Namen der Ehre und des Vaterlandes, sich als Freunde des Volkes zu zeigen. Man versicherte ihm, daß man von den Waffen keinen Gebrauch machen wollte, wenn man nicht angegriffen würde.

Thuriot verließ die Bastille wieder. Unzufrieden mit dem Erfolge, verlangte das Volk laut die Uebergabe. Der unglückliche Gouverneur, Marquis de Launay, handelte gerade so, wie sein König gehandelt haben würde. Er wagte weder, das ihm anvertraute Staatsgefängniß mit Aufopferung seiner selbst und seiner Soldaten zu vertheidigen, noch auch den Platz ohne Weiteres zu übergeben. Erst als etliche entschlossene Männer aus dem Volke die Ketten der großen Brücke zerhauen hatten und diese gefallen war, als man dann der zweiten Brücke sich näherte, um auch diese niederzuhauen, da gab die Garnison eine Salve mit dem kleinen Gewehr. Für einen Augenblick wichen die Stürmenden zurück, aber nur um noch wüthender zurückzu-

kehren. Mehre Stunden lang waren die Angriffe gegen die zweite Brücke gerichtet, die durch ein fortdauerndes Feuern aus der Festung vertheidigt wurde. Wüthend über diesen hartnäckigen Widerstand, versuchte das Volk die Thüren mit Aexten zu zertrümmern und das Wachthaus in Brand zu setzen. Da feuerte die Besatzung mit Kartätschen und richtete eine große Verheerung unter den Belagerern an, aber nur um diese noch wüthender zu machen.

Schon vier Stunden dauerte die Bestürmung, als französische Garden, die zum Volke übergetreten waren, mit Kanonen ankamen. Der unglückliche de Launay erkannte das Loos, welches seiner warte und trat mit brennender Lunte in das Pulvermagazin, um sich unter den Trümmern der Feste zu begraben. Aber die Garnison hielt ihn von seinem Vorhaben ab, steckte die weiße Fahne auf und kehrte zum Zeichen des Friedens den Lauf der Gewehre nach unten. Man ließ die dichtgedrängten Haufen bis auf den innern Hof gelangen. Als dieß geschehen, und die Einnahme nicht mehr zu hindern war, wurde aus Versehen nochmals gefeuert, wodurch gegen hundert Menschen das Leben verloren haben sollen. Das hatte die Folge, daß der Gouverneur sowie drei seiner Soldaten und vier Officiere auf schauderhafte Weise — geschlachtet wurden. Die Köpfe der Gemordeten steckte man auf Lanzen und trug sie im Triumph durch die Stadt. Diese kannibalische Sitte erhielt sich nachher und ward die Veranlassung, daß unter der rohesten Masse blutgierige Mörder entstanden, welche gleich Tigern am Morden Vergnügen fanden, das Blut ihrer Opfer schlürften, und bei jedem neuen Tumult ihre grausenhafte Rolle spielten. Schon innerhalb der nächsten acht Tage wurden der Präsident des pariser Magistrats, Flesseles, der Staatsrath Foulon und dessen Schwiegersohn Berthier auf Schauder erregende Weise gemordet und ihre Häupter gleichfalls umhergetragen. Was übrigens die erstürmte Bastille betrifft, so wurde ihre Schleifung erst später angeordnet.

Die Pariser befürchteten einen Angriff während der folgen=

den Nacht und schickten sich daher an, ihre Feinde zu empfangen, Die ganze Volksmenge ging an das Werk: man errichtete Barrikaden, schmiedete Piken, goß Kugeln, — die Frauen rissen das Pflaster auf und trugen die Steine in die obern Stockwerke der Häuser, um von dort den Feinden die Köpfe zu zerschmettern. Ganz Paris glich einer ungeheuern Werkstätte und einem großen Lager; die ganze Nacht wurde in Erwartung eines Kampfes unter den Waffen zugebracht.

In der That hatte anfangs der Hof zu Versailles der Gewalt Gewalt entgegen setzen wollen, aber erschreckt durch die Nachricht von dem Falle der Bastille ließ er das Vertrauen auf die Truppen sinken, befahl deren Rückzug und — rief Necker zurück, der auch erschien, aber nur, um nach einem wahren Triumphzuge durch das Land in gänzliche Unbedeutung hinabzusinken. In Paris war indeß der Marquis von Lafayette, der in Nordamerika für die Unabhängigkeit gefochten, zum Befehlshaber der Nationalgarde, Bailly aber zum Maire ernannt — beide freiheitliebende, aber dem Könige zugethane und wohlgesinnte Männer. Ludwig XVI. selbst begab sich nach der Hauptstadt, legte die dreifarbige Kokarde an, die er aus den Händen des neuen Maire erhielt, und schien sich enge mit dem Volke zu verbinden, das ihm entgegen jauchzte. Vielleicht wäre jetzt die Revolution beendigt gewesen, wenn nicht neues Mißtrauen beim Volke dadurch erwacht wäre, daß der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen, die Prinzen Condé, der Marschall Broglio und andere angesehene Männer die Emigration eröffnet hätten, indem sie nach Deutschland entflohen.

Böse war es auch für die Regierung, daß nach dem Vorgange von Paris bald in dem ganzen Lande Gesetzlosigkeit zu herrschen begann. Das Volk bewaffnete sich allenthalben, und für einen Aristokraten oder Volksfeind zu gelten, war genügend, um den größten Gefahren ausgesetzt zu sein. Die Zahl der Deputirten, welche für Freiheit und Gleichheit schwärmten, war zwar noch immer eine geringe, aber schon begann sie auf den Beistand der Zuhörer auf den Galerien zu bauen und auf den

Beifall, den ihre Vorschläge bei dem Pöbel fanden. Schon am 4. August wurden auf den Vorschlag Noailles, eines Adligen, die Vorrechte des Adels, die persönliche Unterthänigkeit der Landleute für erloschen, ihre dinglichen Leistungen für ablösbar erklärt. Andere fügten noch Aufhebung der herrschaftlichen Jagd- und Fischereigerechtigkeit, Verwandlung des Zehnten in eine Geldabgabe, Gleichheit der Abgaben für Alle und gleiche Berechtigung Aller zu allen Staatsämtern hinzu. Auch die besondern Rechte und Verfassungen der Provinzen und der Zünfte wurden aufgehoben.

Die Finanznoth nahm indeß immer mehr zu, und ungeachtet der König sich große Entbehrungen auflegte, ward der Hof dennoch von Vielen großer Verschwendung bezüchtigt. Leider! beging er eine Unvorsichtigkeit, welche das unter der Asche fortglimmende Feuer von Neuem und in bösartiger Weise anfachte.

Der König hatte zu seiner Sicherung das Regiment Flandern nach Versailles kommen lassen. Die Officiere dieses Regiments wurden im Schlosse kostbar bewirthet und selbst zum Spiele bei der Königin vorgelassen. Um sich ihrer völligen Ergebenheit zu versichern, wurde ihnen ein Gastmahl durch die Garden des Königs gegeben. Die Officiere der Dragoner und der Jäger, welche in Versailles waren, die der Schweizergarden und des Generalstabes der Nationalgarden wurden ebenfalls dazu eingeladen. Man wählte zum Local für dieses Gastmahl den großen Saal des Schauspielhauses, der ausschließlich zu den feierlichsten Festen des Hofes bestimmt war. Die Kapelle des Königs hatte den Befehl, sich bei diesem Feste, dem ersten, welches die Gardes du Corps gaben, einzufinden. Während der Mahlzeit brachte man die Gesundheit der königlichen Familie mit Enthusiasmus aus; die der Nation wurde ausgelassen oder verworfen. Beim zweiten Gange wurden die Grenadiere, die Schweizer und Dragoner eingeführt, um Zeugen des Schauspiels zu sein und Theil zu nehmen an den Gefühlen, von denen die Gäste beseelt wurden. Die rauschende Fröhlichkeit nahm mit jedem Augenblick zu. Da ward plötzlich der König angemeldet. In einem Jagd-

kleide trat er in den Bankettsaal, hinter ihm die Königin mit dem Dauphin auf dem Arm. Ein Ruf der Liebe und Ergebenheit erschallt, — mit bloßen Degen in der Hand wird die Gesundheit der königlichen Familie getrunken, und in dem Augenblick, wo der König sich wieder entfernt, spielt die Musik das Lied: „O Richard, o mein König, die ganze Welt verläßt Dich!“ Die Scene gewinnt ein immer bedeutungsvolleres Ansehen; der Uhlanenmarsch und der im Ueberfluß gespendete Wein erhitzen die Gemüther, alle Rücksichten werden vergessen. Man bläst zum Angriff, die taumelnden Gäste erklettern die Logen, als wollten sie Sturm laufen gegen Barrikaden des Volkes, — weiße Kokarden werden an die Sieger ausgetheilt, die dreifarbigen mit Füßen getreten, und der trunkene Haufen begiebt sich darauf in die Galerieen des Schlosses, wo er von den Hofdamen mit Glückwünschen empfangen, mit Bändern geschmückt wird.

Das die berüchtigte Orgie des 1. Octobers, welche von dem mit Blindheit geschlagenen Hofe am 3. erneuert wurde.

In Paris verursachte die mit Uebertreibungen geschmückte Erzählung von dem Bankett gar böses Blut. Die Feinde der Ordnung, ein Mirabeau, ein Herzog von Orleans und Andere benutzten das Vorgefallene, um durch Zeitungsartikel und Reden die Meinung zu verbreiten, daß in Versailles gegen die Nationalversammlung conspirirt und Anstalten zu ihrer Unterdrückung getroffen würden. Zugleich erregte man in dem pariser Pöbel den Gedanken, in Masse nach Versailles zu ziehen und den Hof zur Uebersiedlung nach Paris zu zwingen. Schon am 5. Oct. ward dieser Gedanke in Ausführung gebracht, nachdem der Herzog von Orleans das dazu nöthige Geld hergegeben und der künstlich vermehrte Brotmangel die Gemüther noch mehr aufgestachelt hatte.

Ein junges Mädchen — denn die Weiber spielten eine Hauptrolle in jener Zeit — ging am Morgen des genannten Tages in eine Wachstube, nahm eine Trommel und zog trommelnd durch die Straßen, indem es „Brot! Brot!“ rief. Bald hatten sich noch zahlreiche Weiber ihr angeschlossen. Der Haufe nahm, fort-

während sich vergrößernd, den Weg nach dem Stadthause, durchbrach die dort aufgestellte berittene Garde, drang in das Gebäude ein und forderte mit Ungestüm Brot und Waffen. Thüren wurden eingeschlagen, die Sturmglocke gezogen, alle vorgefundenen Waffen genommen. Dann erschallte der Ruf „Nach Versailles“ und sein Echo verbreitete sich mit reißender Schnelle durch alle Straßen und Gassen der Hauptstadt. Vergebens widersetzte sich Lafayette dem Abmarsch; nicht seine Bemühungen, nicht seine Popularität vermochten die Hartnäckigkeit des rohen Pöbels zu besiegen, der, angeführt von Maillard, einem der Helden der Bastille, und dem Metzger Jourdan, der sich seinen Beinamen coupe-tête (Kopfabschneider) zur Ehre rechnete, so wie der durch Schönheit ausgezeichneten Amazone Theroigne de Méricourt, die später noch bei andern Gräueln eine widerwärtige Rolle spielte, auf seinem Vorhaben bestand. Um elf Uhr zog der rohe Haufe nach Versailles ab.

Indeß war auch die Nationalgarde zusammen gekommen und verlangte ebenfalls nach Versailles zu ziehen. Lange widersetzte sich ihr Commandant Lafayette, aber als er nach stundenlangen Bemühungen erkannte, daß sie auch ohne ihn ihr Vorhaben ausführen würde, da trat er an ihre Spitze. Um 5 Uhr Abends brach er von Paris auf und erreichte um 11 Uhr Nachts Versailles, wo die Horde von Weibern und Freiwilligen schon um 3 Uhr angelangt, aber außer einigen kleinen Reibungen noch nichts Ernstliches vorgefallen war.

Lafayette hatte unterwegs seinen Truppen nochmals den Eid der Treue und des Gehorsams abgenommen und gab bei seiner Ankunft in Versailles sowohl dem Präsidenten der Nationalversammlung, wie auch dem Könige das Wort, daß nichts für die königliche Familie zu besorgen sein solle, wenn man ihm Alles überlasse. Er ließ sofort alle Posten des Schlosses, bis auf die innern, welche den königlichen Garden und den Schweizern überlassen blieben, durch die den Kern seines Bürgerheeres bildenden Soldaten der französischen Garde besetzen und wirklich blieb bis zum Anbruch des Tages Alles ruhig. Gegen sechs Uhr aber

strömte plötzlich das pariser Gesindel, das größtentheils in dem Saale der Nationalversammlung gelagert hatte, verstärkt durch Nationalgardisten, nach dem Schlosse und drang durch ein unbesetzt gebliebenes Nebenthor ein. Der entmenschte Haufe tödtete oder verwundete die Gardes du Corps, steckte die Köpfe mehrer derselben auf Piken, trug sie vor den Fenstern des Königs umher und drang dann in der Absicht, die Königin zu ermorden, nach dem Schlafzimmer derselben und erbrach dessen Thür. Nur dadurch entging Marie Antoinette für dieses Mal ihrem Schicksal, daß ein Garde du Corps die Thür bis in den Tod vertheidigte, wodurch die Kammerfrauen Zeit gewannen, ihre Gebieterin in das Zimmer ihres Gemahls zu tragen. In diesem wurde die ganze königliche, in Todesangst schwebende Familie belagert gehalten, während die wilde Horde in und vor dem Schlosse die Soldaten mordete. Endlich erschien Lafayette mit einem Theile der Nationalgarde, vermochte aber nur noch einigen Soldaten das Leben zu retten, nicht den König aus seiner Gefangenschaft zu befreien, nicht ihn der entwürdigenden, tief demüthigenden Auftritte zu überheben, welche nachfolgten.

Die im Marmorhofe unter dem Balkon des Königs versammelte Menge verlangte mit lautem Geschrei, den König zu sehen. Dieser erschien. Man begehrte von ihm, daß er sich nach Paris begebe; er willigte ein, und das Volk jubelte. Die Königin war entschlossen, ihrem Gemahl zu folgen. Da aber dieses bei der gereizten Stimmung, die gegen sie herrschte, nicht ohne Gefahr war, so mußte zuvor das Volk mit ihr versöhnt werden. Lafayette schlug ihr vor, ihn auf den Balkon zu begleiten. Nach einigem Zaudern folgte sie. Lafayette trat mit ihr vor, neigte sich und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand. Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht: der Volkshaufen brach in lauten Beifall aus. So blieb nur noch übrig, den Frieden mit den Gardes du Corps herzustellen. Lafayette näherte sich einem derselben, heftete seine eigne dreifarbige Kokarde an dessen Hut und umarmte ihn angesichts des Volks, das nun sich in dem Geschrei überbot: „Es leben die Gardes du Corps!“

So endete diese Theaterscene, und der König und seine Familie fuhren nach Paris, Gefangenen gleich inmitten einer Volksmasse von mindestens zwanzigtausend Menschen, die nicht nur vierzig bis funfzig entwaffnete Gardes du Corps mit sich schleppte, sondern auch die Köpfe mehrer gemordeter Soldaten triumphirend auf Piken einhertrug. An diesen wilden Schwarm schloß sich die Nationalgarde der Stadt, welche sich so gern als die gebildetste in Europa bezeichnen möchte, gleich einer militärischen Ehrenbegleitung, so wie auch hundert Mitglieder der Nationalversammlung als Deputation den König begleiteten. Dieser und seine Familie waren indeß auf dem ganzen Wege dem Hohne des Volkes preisgegeben. Erst um 6 Uhr am 6. October langte der Zug am Stadthause in Paris an, und um 9 Uhr endlich fand der König mit den Seinen Ruhe in den Tuilerien.

Auf Mirabeau's und Barnave's Antrag war von der Nationalversammlung der Beschluß gefaßt, daß sie unzertrennlich von der Person des Herrschers sei, und am 19. October ward sie daher ebenfalls nach Paris verlegt. Mehr als 300 Mitglieder verzweifelten indeß so sehr an der Lage der Dinge, daß sie ihre Patente abgaben und in ihre Heimath zurückkehrten. Ein unseliger Schritt, durch welchen der Sieg der Umsturzpartei um so mehr gesichert werden mußte.

Indeß schienen doch einige Reue und Scham über die vorgefallenen Gräuel bei dem pariser Volke eingekehrt, denn fast zwei Jahre lang blieb die Hauptstadt befreit von blutigen Auftritten. Dagegen dauerte in den Provinzen, namentlich im Süden, die Gesetzlosigkeit mit ihren Folgen fort.

Die große Umwälzung wurde indeß auch in Paris in ihrem Gange nicht unterbrochen. Man machte eine neue Eintheilung des Landes in 83 Departements, die man nach einem natürlichen Merkmale — Fluß, Berg rc. — benannte, um so die alten Provinzen in Vergessenheit zu bringen und um so sicherer die Einheitlichkeit zu erzielen. Die Kirchengüter wurden zur Disposition der Nation gestellt und auf den Grund dieser Nationalgüter erst 400, dann bis 1200 Millionen Assignaten creirt, nachdem die

Geistlichkeit vergebens ihre Güter zu retten gesucht und jene 400 Millionen freiwillig angeboten hatte. Die Freiheit der Presse und der Meinungen wurden decretirt, alle adligen Titel abgeschafft, selbst Bedientenlivreen und Wappen verboten, das Heer umgestaltet — und die Emigration stieg fortwährend. Die Geistlichen wurden für Gemeindebeamte erklärt und unter Androhung harter Strafen zum Eide der Treue gegen Nation, König und Gesetz, mit andern Worten gegen den neuen Zustand der Dinge verpflichtet; übrigens leisteten trotz den härtesten Verfügungen der Nationalversammlung von allen Bischöfen nur vier, und von den Pfarrern ebenfalls sehr wenige den Eid, der überdies von dem Papste verboten wurde. Auch das Gerichtswesen wurde von der Nationalversammlung umgestaltet; Geschwornengerichte wurden eingeführt, angeblich den Ungerechtigkeiten der Richter ein Ende zu machen, in der That aber, um auch hier dem Volke die Gewalt zu verleihen, seine Gunst oder Ungunst geltend zu machen. Die Parlamente wurden aufgehoben. Der König hieß nicht mehr König von Frankreich und Navarra, sondern König der Franzosen, auch wurde ihm statt seiner Hausgüter eine Civilliste von 25 Millionen Livres angewiesen.

Die Nationalversammlung hielt jetzt ihre Zusammenkünfte in der Reitbahn, in der die Deputirten auf amphitheatralisch aufgestellten Bänken saßen, so daß sich ein Oben und Unten von selbst ergab, und da die heftigsten Mitglieder der Revolutionspartei die höchsten Sitze der Linken einnahmen, so entstanden für sie die Benennungen die „Linke" und der „Berg". Will man aber die Bedeutung dieser Partei recht erkennen, so darf man nicht vergessen, daß die Galerieen für die Zuhörer in der Reitbahn stets gedrängt voll von den wüthendsten Freiheitsmännern und solchen Personen waren, die für Geld, Speise und Trank ihren Beifall verkaufen. Mit der Zeit gewannen die Galerieen einen immer größern Einfluß, indem sie die Redner bald durch Beifall ermunterten, bald durch tobenden Lärm unterbrachen oder ganz zum Schweigen brachten, denn nicht immer durfte der Präsident es wagen, Ruhe zu gebieten oder die Galerieen räumen

zu lassen. Der Regierung waren aber dadurch, daß die Minister den Berathungen nicht beiwohnen und kein Deputirter eine Ministerstelle annehmen durfte, die Wege einer wohlthätigen Einwirkung abgeschnitten, und wenn auch der König ein suspendirendes Veto besaß, so nützte dieses doch wenig, da Ludwig XVI. grundsätzlich nie von diesem Rechte Gebrauch machte.

Indeß war die Nationalversammlung nicht die einzige berathende Körperschaft. Und bei der herrschenden Anarchie konnte sie das auch nicht sein, denn da, wo Alles nach Freiheit schreit, meint Jeder nur seine eigne; wo Alles von Volksrechten prahlt, hat Jeder nur im Sinne, die Rechte des Andern unter die Füße zu treten. So hatte sich auch in Paris damals jeder Stand ein Stück Volkssouveränität angemaßt: die Soldaten der Garde, die Schneidergesellen, die Bedienten 2c. bildeten besondere berathende Körperschaften. Von den 60 Distrikten der Stadt hielt ein Jeder nicht nur seine besondere Volksversammlung, sondern alle maßten sich auch gesetzgebende Gewalt an und hatten ihre verschiedenen Ausschüsse, welche gleich dem Stadtrath Befehle ertheilten und als revolutionaire Volkspolizei einzelne Bürger verfolgen, verhaften lassen, verurtheilen konnten, so daß also Polizei und Gerechtigkeitspflege von dem rohen Haufen des souveränen Volks geübt wurden, der seinerseits wieder von Höhern sich leiten ließ, die ihn durch Geld oder Geist zu bestechen verstanden, wie das bei allen Revolutionen der Fall ist.

Eine förmliche Nebenbehörde erhielt aber die Nationalversammlung in dem Jakobiner-Klubb, von welchem wir später sprechen werden.

Um die neue Ordnung der Dinge, die von der Nationalversammlung entworfene neue Verfassung in glänzender Weise zu weihen, wurde beschlossen, am 14. Juli 1790, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille ein patriotisches Fest zu feiern. Ein Bund des ganzen Königreichs sollte an diesem Tage auf dem Marsfelde stattfinden, und dort, unter freiem Himmel, sollten die von den dreiundachtzig Departements gesandten Deputirten, die Nationalrepräsentanten, die pariser Garde, der König selbst, die

Constitution beschwören. Die ungeheuern Vorbereitungen zu dem Feste konnten kaum beendigt werden. Ganz Paris, Vornehm und Gering, Mönch und Soldat, Nonne und Lustdirne, arbeiteten an der Errichtung eines Hügels für den Nationalaltar und amphitheatralischer Erhöhungen und Balkons für die Theilnehmer des Festes.

Morgens um 7 Uhr setzte sich der Zug der Wahlmänner, der Repräsentanten der Gemeinde, der Präsidenten der Distrikte, der Nationalversammlung, der pariser Garde, der Deputirten der Armee, der Deputirten der Departements nach einer bestimmten Ordnung von dem Platze der Bastille aus in Bewegung. Die weite Fläche des Marsfeldes war mit stufenweisen erhöhten Rasenbänken umgeben, auf denen 500,000 Zuschauer saßen. In der Mitte erhob sich ein Altar in antikem Stil; um den Altar herum waren die amphitheatralischen Sitze für die Abgeordneten der Nation und des Heeres, sowie bedeckte Sitze für den König, seine Familie und die Nationalversammlung angebracht, und zwar so, daß in die Mitte derselben ein Thron für den König, rechts davon aber und in ganz gleicher Höhe der Stuhl des Präsidenten der Nationalversammlung gestellt wurde. Aber eine ungünstige Vorbedeutung für das Schicksal der neuen Staatsverfassung war es, daß den ganzen Tag über ein heftiger Regen fiel.

Die Festlichkeit begann mit einer musikalischen Aufführung, an der 1200 Künstler theilnahmen. Dann trat Talleyrand, der Bischof von Autun, in bischöflichem Schmuck vor den Altar des Vaterlandes; vierhundert Priester in weißen Chorhemden und mit flatternden dreifarbigen Gürteln standen an den vier Ecken des Altars. Unter rauschender Militärmusik wurde die Messe gefeiert; dann segnete der Bischof die Oriflamme und weihte die Fahnen der 83 Departements.

Hierauf trat Lafayette, als Oberhaupt aller Nationalgarden, hervor, um den Bürgereid zu leisten. Grenadiere trugen ihn auf ihren Armen unter dem Freudengeschrei des Volkes zu dem Altar des Vaterlandes und mit lauter Stimme sprach er für sich und im Namen der Truppen: „Wir schwören der Nation, dem Gesetz

und dem König stets treu zu bleiben, nach allen Kräften die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König angenommene Constitution aufrecht zu erhalten und mit allen Franzosen durch das unzertrennliche Band der Brüderschaft vereinigt zu bleiben". Artilleriesalven mischten sich nach diesen Worten mit dem lange nachhallenden Ruf: „Es lebe die Nation! es lebe der König!" mit dem Klirren der Waffen und den Fanfaren der Musiker. Der Präsident der Nationalversammlung leistete dann den gleichen Eid und alle Deputirten sprachen ihm gleichzeitig denselben nach. Darauf erhob sich Ludwig XVI. und sagte: „Ich, König der Franzosen, schwöre, alle mir durch die constitutionelle Staatsakte übertragene Macht anzuwenden, die von der Nationalversammlung dekretirte und von mir angenommene Constitution aufrecht zu erhalten". Selbst die Königin war hingerissen von der Feierlichkeit des Augenblicks, hob den Dauphin in ihren Armen empor, zeigte ihn dem Volke und sagte dabei: „Hier ist mein Sohn; er hegt dieselben Gesinnungen wie ich!" Und alle Fahnen *senkten* sich ihr entgegen, stürmischer Beifall des Volkes begrüßte ihre Worte.

Mag man von dergleichen Theatergepränge halten, was man will, jedenfalls ist es ein wirksames Mittel, rohe, aber mit einiger Phantasie begabte Massen kräftig zu beeinflussen und zu leiten. Daher war das Geschrei: „Es lebe der König und die Königin!" damals noch ein so lautes, daß es das Donnern der Kanonen und das Schmettern der Fanfaren übertönte. Kein Auge blieb thränenleer, alle Herzen waren von neuer Hoffnung erfüllt und alle schienen Brüder und Schwestern zu sein. Die Revolution hätte damit beendet sein können, wenn es der Hof vermocht hätte, sich in die neue Gestaltung der Dinge zu fügen. Der König vermochte aber den Schmerz über die verlorne Alleinmacht, die Umwälzungen auf kirchlichem Boden nicht zu überwinden, die Höflinge, ein in leichtsinniger Befriedigung der gemeinsten Lüste aufgewachsenes Geschlecht, in dessen Brust kein Raum für Höheres und Edleres war, suchten die gegenwärtige Lage der Dinge in's Lächerliche zu ziehen, die Auswanderungen dauerten fort und bald

war der Himmel Frankreichs von neuen Wolken überzogen, die schwärzer waren, als die frühern. Die durch Einziehung der Kirchengüter erlangten ungeheuren Summen waren einem Tropfen gleich, der auf einen heißen Stein fällt, verschwunden, die Finanznoth erschien in ihrer gräßlichsten Gestalt wieder, und Necker — diesmal von Niemand bedauert — legte sein Amt nieder, um das Königreich zu verlassen.

Da wandte sich der König in seiner Noth an eine der traurigsten Gestalten, welche sich in jener traurigen Zeit eine vorübergehende Geltung erworben hatte, an Mirabeau, der wahrlich des Aufhebens nicht werth ist, das verschiedene Schriftsteller von ihm gemacht haben.

Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, war am 9. März 1749 in Bignon bei Nemours geboren und stammte aus einer Familie, die im 13. Jahrhundert aus Florenz nach Frankreich eingewandert war. Von Natur besaß er einen athletischen Körper und die Gabe glänzender Rede, aber auch die Neigung zu den äußersten Ausschweifungen. Nachdem er durch diese in drückende Verhältnisse gerathen war, schrieb er obscöne Romane und Flugschriften im Dienste derer, welche ihn am Besten bezahlten. Aus dem rothen Buche, das die geheimen Ausgaben Ludwigs XVI. und seiner nächsten Vorgänger enthielt und das Necker lange der Nationalversammlung vorzuenthalten versucht hatte, ergab sich, daß Mirabeau schon 1776 an die Regierung das Manuscript einer gegen sie gerichteten Schrift verkauft und auch im Jahre 1789 195,000 Livres bekommen hatte für das auf Ehrenwort gegebene Versprechen, die Projecte der Nationalversammlung, in der er durch seine kräftige Sprache eine gewisse Rolle spielte, zu hintertreiben.

Auch die Art, wie er zum Mitgliede dieser Nationalversammlung wurde, gereicht wenig zu seiner Ehre. Er hatte sich durch seine literarische Wirksamkeit bereits das Ansehen eines Vertreters der Volksinteressen erworben, als die Zusammenberufung der Reichsstände vorbereitet wurde. Sein Blick errieth die Wichtigkeit dieses Ereignisses und welche Laufbahn sich ihm

eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine „Geheime Geschichte des Berliner Hofes", die aber der Hof verbrennen ließ. Der Adel der Provence, welcher Mirabeau als einen gemeinen Menschen kannte, der sich stets dem Meistzahlenden verkaufte, wies ihn unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besitze. Mirabeau schied mit der kühnen Drohung, daß er die Aristokratie zertrümmern werde, kaufte einen Tuchladen, stellte sich als Opfer des Hofdespotismus dar und trat als Candidat des dritten Standes auf. Das Volk wählte ihn zu Aix und Marseille, und er entschied sich für Marseille. So kam Mirabeau in die Nationalversammlung, wo er sich erst als Demagog, dann als Söldling des Königs zeigte, der auf ihn ein aufrichtiges Vertrauen gesetzt zu haben scheint und nicht nur seine Schulden bezahlte, sondern ihm auch eine monatliche Pension von 6000 Franken verlieh. Diese wurde jedoch von Mirabeau, der am 29. Januar 1791 sogar Präsident der Nationalversammlung geworden war, nicht lange genossen. Schon seit einiger Zeit war er äußerst hinfällig, bleich, hohläugig, endlich von den gebrauchten Bädern mit Sublimatauflösungen fast grünlicher Gesichtsfarbe geworden. Die furchtbaren Ausschweifungen seiner Jugend, die er noch bis in seine letzten Tage fortsetzte, die Anstrengungen, welche ihn sein unersättlicher Ehrgeiz machen ließ, hatten seine kräftige Natur aufgerieben, und am 2. April 1791 starb er auf seinem Landhause bei St. Denys. Die Nationalversammlung setzte ihre Arbeiten aus und decretirte, daß die neue Genovefenkirche, als Pantheon und Todtenhalle der großen Bürger Frankreichs, Mirabeau's Leiche zuerst aufnehmen sollte. Alle Deputirte waren bei dem Leichenzuge, der glänzender war, als ihn Frankreich selbst bei seinen Königen gesehen hatte, aber als im folgenden Jahre der Briefwechsel des Verstorbenen mit dem Könige bekannt wurde, da wollte man ihn schon aus dem Pantheon wieder hinauswerfen. Erst am 12. September 1794 ließ aber der Nationalconvent dieses wirklich thun und Marats Sarg an die Stelle des seinigen stellen.

Mit Mirabeau's Tode seiner letzten Hoffnung beraubt, dachte der unglückliche König ernstlich an eine Flucht. Er hatte an dem Gouverneur von Metz, dem General Bouillé, einen treuen und verständigen Anhänger, der Beides, die Emigration wie die Nationalversammlung, verdammte und ihm einen Zufluchtsort und eine Stütze in seinem Heere versprach. Seit einiger Zeit schon hatte zwischen ihm und dem Könige eine geheime Correspondenz stattgefunden. Bouillé bereitete Alles vor, den König zu empfangen. Unter dem Vorwand einer feindlichen Truppenbewegung an der Grenze errichtete er in Montmédy ein Lager, stellte an dem Wege, den der König nehmen sollte, mehre Detachements auf, die ihm zur Bedeckung dienen sollten, und wandte vor, es geschehe das zur Beschützung eines für die Löhnung der Truppen bestimmten Geldtransports.

Die königliche Familie hatte ihrerseits alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Um jede Ahnung an eine solche zu verbannen, ließ der König noch vier Tage vor der Ausführung eine Circularnote an die fremden Mächte abfassen, die voll von Lobsprüchen auf die Revolution war und in der Nationalversammlung vorgelesen wurde, sowie auch einen Brief an den Prinzen Condé, in welchem dieser zur Rückkehr nach Frankreich aufgefordert wurde. Nachdem so Alle in Sicherheit eingeschläfert waren, verließen König und Königin in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 einzeln und verkleidet das Schloß. Sie entgingen glücklich der Aufmerksamkeit der Wache, begaben sich nach dem Boulevard, wo ein Wagen ihrer wartete und schlugen den Weg nach Chalons und Montmédy ein.

Als man am folgenden Tage in Paris die Nachricht von der Flucht der königlichen Familie erhielt, gerieth Alles in starres Erstaunen; heftiger Unwille entstand, es bildeten sich Haufen, der Lärm nahm immer mehr zu. Der Volkspartei kam indeß diese Flucht ganz erwünscht, um so erwünschter, als der König einen Befehl an seine Minister, jede Amtsthätigkeit einzustellen, sowie eine Erklärung an alle Franzosen zurückgelassen hatte, in welcher er bitter das seit dem 23. Juni 1789 Geschehene beklagte. Es

kam das Alles der Volkspartei erwünscht, weil die der Revolution abgeneigte Gesinnung des Königs daraus hervorging, und man nun um so offener auf Republik dringen konnte. Die Nationalversammlung zeigte indeß noch immer eine gute Haltung; die besser Gesinnten, wie Lafayette, Barnave u. A. thaten sich zusammen und verhinderten vorläufig noch das Aeußerste.

Anfangs ging die Flucht des Königs glücklich von Statten. Ein Wunder gleichsam, da Jedermann seine Züge nach seinem Bildnisse auf den Münzen leicht erkennen konnte, und er noch dazu in einem schwerfälligen Prachtwagen reiste. Schon in Chalons erkannte der Postmeister den König, schwieg aber. Der Postmeister von St. Menehould dagegen, Drouet war sein Name, der die Flüchtlinge ebenfalls erkannte, schickte schnell seinen Sohn auf kürzerm Wege zu Pferde nach Varennes, der nächsten Station, dort die Verhaftung zu bewirken. Als daher der königliche Wagen nach Varennes gelangte, hatten die Bürger bereits die Brücke gesperrt. Gleichwohl hätte Ludwig noch sich retten können, wenn er den ihn begleitenden Gardes du Corps erlaubt hätte, mit den Waffen einen Weg zu bahnen. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen. So wurde er denn von dem Volke festgehalten, welches sofort Boten an die Nationalversammlung absandte. Als Bouillé von dem traurigen Ereigniß benachrichtigt war, kam er sogleich an der Spitze eines Kavallerie-Regiments herbei. Aber es war zu spät; als er in Varennes eintraf, war der König bereits seit mehren Stunden abgeführt, und die Escadrons waren ermüdet und weigerten sich, weiter zu folgen. Die Nationalgarden waren überall unter den Waffen, und es blieb ihm nach dem schlechten Erfolg seiner Unternehmung weiter nichts übrig, als die Armee und Frankreich zu verlassen.

Als die Nationalversammlung die Verhaftung des Königs erfuhr, sandte sie ihm drei ihrer Mitglieder, Pethion, Latour-Maubourg und Barnave entgegen; sie trafen mit der königlichen Familie in Epernay zusammen und kehrten mit ihr nach Paris zurück. Die Art dieser Rückkehr aber war für das Königthum

der letzte Stoß: die drei Deputirten gaben der Rückreise das Ansehen einer Transportation von Gefangenen, weil sie selbst mit in dem Wagen saßen, auf den Kutschersitzen aber gebunden die Gardes du Corps, welche mit Lebensgefahr ihre Pflicht gethan hatten.

3. Die Jacobiner.

Es ist eine in der Geschichte aller Zeiten wiederkehrende Erscheinung, daß jede Umgestaltung der socialen Verhältnisse eines Volks, wenn sie plötzlich und gewaltsam geschah, d. h. wenn sie auf der Bahn der Revolution vorschritt, für die Existenz der Nation selbst stets mehr oder minder gefährlich wurde, ja oft ihren Untergang herbeiführte. Der Grund dafür liegt allemal im Volke selbst, in den Leidenschaften der Menschen, die, einmal entfesselt, jedes Gesetzes spottend, unaufhaltsam bis zum Extreme fortschreiten, ehe sie wieder erlöschen. Das gewaltigste und abschreckendste Beispiel liefert uns eben die Revolution, mit deren Schilderung wir beschäftigt sind, die französische. Unverzeihliche Sünden der Regierungen seit Ludwig XIII. an hatten sie hervorgerufen; sie mußte dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß ausbrechen, aber sie hätte nicht die Bahn betreten müssen, die sie betrat, diese Bahn der Verwüstung und der blutigen Gräuel. Daß dieses geschah, daran trug aber die Schuld ebenfalls die Regierung, welche die Bildung des Volkes vernachlässigt, dasselbe zu Sklaven gemacht und jedem physischen und moralischen Elende preisgegeben hatte. Dazu kam noch der angeborne Leichtsinn und frivole Charakter des Volks, ein nur dem Unglauben und der Genußsucht huldigender Zeitgeist, sowie endlich die gehässige und hartnäckige Opposition der privilegirten Stände, durch welche das verachtete, niedergedrückte Volk zur Erbitterung gebracht, zu Extremen gedrängt wurde. Unter solchen Umständen mußte auch das Verderblichste, was bei einer Staatsreform eintreten kann, geschehen, es mußten Parteien entstehen.

Der Widerstand, welchen die Deputirten der Provinzen von dem Adel und der hohen Geistlichkeit erfuhren, hatte mehre Klubbs

in ihrer Mitte hervorgerufen, anfangs nur zur Besprechung der gemeinschaftlichen Interessen und Förderung der vorgesetzten Zwecke. Unter diesen Klubbs war der durch Volksdeputirte aus der Bretagne gestiftete sowohl durch die Anzahl seiner Mitglieder, wie durch die freisinnige Art, mit welcher in ihm die öffentlichen Angelegenheiten besprochen wurden, bei Weitem der bedeutendste. Die Mitglieder desselben nannten sich Freunde der Constitution, erhielten aber später, als die Nationalversammlung von Versailles nach Paris verlegt wurde und sie ihren Versammlungsort in dem aufgehobenen Jacobinerkloster (in der Straße St. Honoré) wählten, den Namen Jacobiner. Ihre Zahl erhielt in kurzer Zeit aus der Hauptstadt, selbst aus höhern Klassen, einen ansehnlichen Zuwachs; in den Provinzen bildeten sich sofort ebenfalls Verbindungen, in Form und Geist dem Jacobinerklub ähnlich, und schon begann sich eine gefährlichere Tendenz dieser Partei zu entwickeln, während Freiheit und Wohlfahrt des Volkes den Deckmantel ihrer selbstsüchtigen Absichten abgeben mußte. Ohne Zweifel waren die Zwecke der Jacobiner in den ersten Zeiten nach ihrem Zusammentreten nur lobenswerth, und wenn sie sich von der großen Masse des Volkes und den Stimmführern desselben unterschieden, so geschah das gewiß nur durch größern Eifer und größere Thätigkeit. Auch werden im Anfange Namen unter ihnen genannt, welche in jeder Hinsicht Achtung verdienen, wie Lafayette, die Brüder Lameth, Bailly, Condorcet u. A. Allein bald schritt man zu Extremen und das Streben nach Freiheit blieb nur Vorwand, um Anarchie herbeizuführen und selbstsüchtige Zwecke zu betreiben. Daher kam es, daß sich die Gemäßigtern zurückzogen und ebenfalls einen Verein bildeten, um den Bestrebungen der Anarchisten Einhalt zu thun. Freilich geschieht dies zu spät, als schon das Königthum dem Erliegen nahe war. Durch das Ausscheiden dieser Männer verloren die Jacobiner zwar ihre größten Talente, doch ersetzten sie den Verlust durch größere Energie, durch fleißigere Intriguen, durch listvollere Benutzung der Umstände und der Leidenschaften des Pöbels. Die große Masse des letztern, unwissend, schwach, leicht zu blenden, ward ihre Hauptstütze und

mußte die Arme leihen zu dem, was in den Sitzungen für zweckdienlich erachtet worden war. Das Innere des Klubbs war förmlich organisirt und zwar genau nach der jedesmaligen Einrichtung der Nationalversammlung; die Filialvereine der Provinzen ferner waren wieder nach dem Hauptklubb zu Paris organisirt und erhielten von diesem ihre Instructionen; der öffentlichen Meinung endlich hatte man sich durch Journale, Flugschriften 2c. bemächtigt oder sie durch Drohungen eingeschüchtert. Schon vor der Flucht des Königs hatte sich in der Nationalversammlung der Einfluß der Jacobiner nur zu bedenklich geäußert und bei allen Gutdenkenden ernstliche Besorgnisse erregt. Zwar war das Wort „Republik" noch nicht ausgesprochen, aber daß diese oder vielmehr Anarchie der letzte Zweck dieser Partei sei, konnte nicht mehr verkannt werden.

Die wüthendsten Mitglieder der Jacobiner hatten sich schon zu Anfange des Jahres 1791 von den übrigen getrennt und eine besondere Gesellschaft gegründet, welche sich in der Barfüßerkirche versammelte und daher Cordeliers nannte. Unter ihnen glänzten unter Andern Danton, Marat, Robespierre, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois. Zwar bildeten die Cordeliers eigentlich die Partei des Herzogs von Orleans, doch waren sie, wenn es gegen die Gemäßigten oder die Freunde des Königthums ging, stets mit den übrigen Jacobinern vereinigt.

Die verunglückte Flucht des Königs hatte den Jacobinern eine neue Waffe in die Hand gegeben, eine passende Veranlassung zu heftigerer Anfeindung des Königthums. Nachdem Ludwig XVI. am Abend des 25. Juni 1791 als Gefangner wieder in Paris eingebracht war, mit Mühe von den Abgeordneten, die ihn begleiteten, und der Nationalgarde gegen die Volkswuth beschützt, da wurde das Rufen der Jacobiner nach Republik immer lauter. Sie und ihre Anhänger forderten schon damals die Suspension und vorläufige Gefangenschaft des Königs, aber die Nationalversammlung widersprach, und so bildete sich von nun an ein scharfer Gegensatz von dieser zu den Jacobinern. Wohin das führen würde, zeigte sich schon am 17. Juli, an welchem das

Volk einen gleichen Sturm gegen die Nationalversammlung beabsichtigte, wie es am 5. und 6. October 1789 gegen den König ausgeführt hatte. Dieses Mal rettete noch das Zusammenwirken Bailly's und Lafayette's die Deputirten vor Gewalt. Wohl hätte der Jacobinerklubb geschlossen werden sollen, aber Lafayette begnügte sich, die Bessergesinnten seiner Mitglieder in einem andern Kloster zu vereinigen, von welchem sie den Namen der Feuillants erhielten.

Inzwischen war der König doch einstweilen suspendirt; man hatte ihm, wie der Königin, Wache gegeben, Commissaire waren ernannt, ihn zu verhören. Die Nationalversammlung erschien seitdem als höchste Macht des Staates und konnte das Verfassungswerk — ein sonderbares Gemisch amerikanischer Demokratie und englischer Aristokratie — am 3. September 1791 als beendigt vorlesen lassen. Ludwig, der an diesem Tage seiner Haft entlassen wurde, nahm am 13. die Verfassung an, „weil er sich überzeugt habe, daß sie den Wünschen des Volkes entspreche", und beschwor sie am 14. in der Nationalversammlung.

Mit der Beendigung der Verfassung hörte auch die Wirksamkeit der gegenwärtigen Deputirten auf, denn es war von der Nationalversammlung selbst beschlossen worden, daß nach Beendigung der Verfassungsarbeiten eine neue Wahl von Deputirten stattfinden und keiner der bisherigen in die neue Versammlung eintreten sollte. Am 30. September schloß der König die Nationalversammlung mit einer Rede.

Die zweite Versammlung, zum Unterschied von der ersten (der constituirenden) die gesetzgebende genannt, zählte 747 Mitglieder und hielt am 1. Oct. 1791 ihre erste Sitzung. In ihr standen zwei Hauptparteien einander gegenüber, die der Feuillants (der Anhänger des Königthums) und die der Jacobiner (der Anhänger der Republik). Die erstere Partei hatte viele Mitglieder aus dem Departement der Gironde, daher man sie auch Girondisten nannte. Sie zählte in ihren Reihen vortreffliche Männer und in Vergniaud den ersten Redner der Versammlung. Gern war sie bereit, dem Könige ein Schutz und

Schirm zu werden, und näherte sich ihm. Er aber wies sie kalt und verächtlich zurück, denn die Revolution hatte ihn mit zu großem Ekel erfüllt und noch immer hoffte er im Stillen deren Untergang. Auch den Ministern vertraute er sich nicht an, sondern im engern Kreise mit seiner Gemahlin, mit seiner Schwester, der Prinzessin Elisabeth, und mit einigen alten Freunden hielt er Rath. Im Volke nannte man diese spottvoll den österreichischen Ausschuß. Es wurden daher manche Verkehrtheiten begangen, z. B. der wüthende und rohe Jacobiner Pethion zum Maire von Paris ernannt, nur damit Lafayette, den die Königin tödtlich haßte, diese Stelle nicht erhalte.

Am meisten hoffte noch Ludwig von einem Kriege mit dem Auslande. Er meinte, schon ein bewaffnetes Auftreten Preußens und Oesterreichs werde genügen, die Revolution zu dämpfen. Während daher der Baron von Breteuil, Ludwigs ehemaliger Minister, im Stillen an den verschiedenen Höfen wirkte, ließ er öffentlich einen Notenwechsel, namentlich mit Oesterreich führen, der einen immer feindlichern Charakter annahm. In der That schlossen Oesterreich und Preußen ein Bündniß, aber nur ein Vertheidigungsbündniß zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung; in der That trafen sie kriegerische Anstalten, aber waren von einem Angriff auf Frankreich doch noch weit entfernt, und daß man die Bewaffnung der Emigranten, welche ihren Mittelpunkt in Coblenz hatten, untersagte, schien sogar darzuthun, daß man einen Krieg mit Frankreich zu vermeiden wünsche.

Ludwig hatte besonders auf den Kaiser Leopold gebaut, und mit Kummer daher dessen am 1. März 1792 erfolgten Tod erfahren; allein Franz II., der junge unerfahrne, nur von Weibern und Hofleuten abhängige Sohn Leopolds erklärte sich gleich nach seiner Thronbesteigung in einer solchen Weise gegen die französischen Zustände, daß die Kriegslustigen neue Hoffnung schöpften. Und bald ging dieselbe in Erfüllung. Die Minister des Königs antworteten dem Kaiser in herausfordernden Tone; der Kriegsminister Dumouriez trug am 20. April in der gesetzgeben= Versammlung förmlich auf Krieg gegen Oesterreich an. Dieser

ward beschlossen und schon vor der förmlichen Kriegserklärung fielen französische Kriegshaufen in die Niederlande ein. Zwar ernteten die Franzosen im Felde nur Schande, aber sie ließen sich dadurch nicht schrecken, und in Paris regten die kriegerischen Aussichten die schon erschlaffenden Leidenschaften von Neuem auf.

Diese Leidenschaften zeigten sich bald in ihrer vollen Gräßlichkeit, als die Masse sich von Neuem gegen den König wendete, weil derselbe weder in die Fortschaffung der den Eid verweigernden Priester nach Amerika, noch in die Herbeiziehung eines aus den Nationalgarden der Provinzen gebildeten Heeres von Freiwilligen nach Paris willigen wollte. Seiner Leibwache hatte man ihn schon beraubt, und auf Betrieb der Girondisten waren Banden des rohesten Gesindels aus Marseille herbeigezogen worden, über welche sie meinten verfügen zu können, die aber bald Werkzeuge in den Händen ihrer Feinde wurden.

Der 20. Juni zeigte an einem Vorspiele, was sich bald begeben würde. Der Pöbel rottete sich zu Tausenden zusammen, erzwang sich den Zugang zu der gesetzgebenden Versammlung, zog durch deren Saal und begab sich dann in das Schloß der Tuilerien. Hier drang er in die Zimmer des Königs und der Königin, überhäufte Beide mit den ärgsten Beleidigungen, schmückte den erstern mit der rothen Jacobinermütze und zog erst ab, als der Maire Pethion ihn dazu aufgefordert hatte — er, der doch selbst der Aufwiegler gewesen war.

Vergebens mühten sich die Freunde des Königs, denselben zu retten; sie feuerten durch ihre Bemühungen nur die Jacobiner an, um so schneller der Erreichung ihrer Zwecke nachzujagen. Vermehrt ward der Eifer derselben noch, als die verbündeten Oesterreicher und Preußen in Frankreich eingefallen waren, und deren Oberbefehlshaber, der Herzog Ferdinand von Braunschweig ein drohendes Manifest gegen die in Frankreich herrschenden Männer und ihre Vorstellungen von den Menschenrechten erlassen hatte. Die Bevölkerung von Paris gerieth in einen fieberhaften Zustand und der Klubb der Jacobiner setzte den 10. August zur Ausführung eines Hauptschlages gegen das

Königthum fest. Die Sache blieb kein Geheimniß und es wurden daher die zweckmäßigsten Maßregeln zur Rettung des Königs ergriffen. Aber diese Maßregeln blieben eben so wenig geheim, und die Jakobiner kamen ihnen daher zuvor, indem sie den Municipalrath durch einen Gewaltstreich stürzten und einen neuen einsetzten, welcher den für den König gestimmten General-Commandant der Nationalgarde, Mandat, vor sich fordern und dann ermorden ließ.

In der Nacht vom 9. auf den 10. wurden die Sturmglocken geläutet, der Generalmarsch in den Straßen von Paris geschlagen. Die Anführer liefen zusammen und ordneten sich. Gegen Morgen erbrachen sie das Arsenal, vertheilten unter sich die vorgefundenen Waffen und rückten dann auf die Tuilerien los. Da ging der Departements-Syndicus Röderer, der während der Nacht die Tuilerien nicht verlassen hatte, ihnen entgegen und sagte, daß eine so große Menge weder zum Könige, noch zu der Nationalversammlung Zutritt erlangen könne; man möge daher zwanzig Deputirte ernennen und mit den Forderungen beauftragen. Es wurde ihm kein Gehör gegeben. Er wandte sich an die Nationalgarden — derselbe Erfolg. Nun begab er sich wieder in die Tuilerien, welche von den Schweizern vertheidigt wurden. Vermittelst dieser tapfern Männer und des treu gebliebenen Theils der National-Garde wäre es noch immer möglich gewesen, die Pöbelhaufen zurückzuschlagen, zumal Röderer noch um halb acht Uhr im Namen des Pariser Departements-Directoriums eine Proclamation gegen den Aufstand erließ. Allein die Verzagtheit des Königs, seine falsche Besorgniß um seine Familie verdarben Alles. Diese Haltung des Königs war die Ursache, daß ihm Röderer um neun Uhr den allerverderblichsten Rath ertheilte, welcher unter den obwaltenden Umständen einem Herrscher ertheilt werden konnte. Er rieth ihm, im Schoße der Nationalversammlung, also bei seinen ärgsten Feinden, Schutz zu suchen. Ludwig billigte den Rath, der ihn für den Augenblick der Verlegenheit überhob. Unter dem Schutz treu gebliebener Nationalgarden begab er sich mit seiner Familie in das Sitzungsgebäude

der Nationalversammlung. Der Pöbel griff ihn auf diesem Gange nicht an; einer der ärgsten Schreier trug sogar den Dauphin auf seinen Armen durch das Gedränge.

In der Nationalversammlung wies man der königlichen Familie eine Loge zu ebner Erde an, die so enge war, daß man sich kaum in ihr wenden konnte.

Erst nach zehn Uhr wagte der Haufe der Aufrührer einen Angriff auf das Schloß. Dieser gelang zwar, weil der König die dasselbe vertheidigenden Schweizer ohne Befehl gelassen hatte, aber als die Marseiller auf der Treppe einige der Schweizergarden ermordet hatten, da griffen diese auch ihrerseits an und in wenigen Augenblicken waren das Schloß, die Höfe, der Platz vor ihnen geräumt. Sogar noch weiter rückten die Schweizer vor und viele der Aufrührer wurden getödtet. Auch die vor der Stadt garnisonirende Abtheilung der Schweizer war im Anzuge und mehrere Bataillone der Nationalgarde zeigten Neigung, auf die Seite der Ordnung überzutreten. Abermals hätte der König, wäre er nur für kurze Zeit Mann gewesen, siegen können. Aber ihn schüchterten die Drohungen weniger Deputirten ein und er sandte den Schweizern den Befehl, das Feuern einzustellen und gleich ihm bei der Nationalgarde Schutz zu suchen.

So kam das Volk zum Siege. Die größere Zahl der Schweizer wurde gemordet, mit ihnen viele Andere, welche den Umsturzmännern gehässig waren. Man rechnet, daß von beiden Seiten an jenem Tage gegen fünftausend fielen. Die Tuilerien wurden geplündert und im Innern zerstört; dann gab man die ganze Stadt dem Gesindel preis und mehrere Tage herrschten Raub und Mord in allen Straßen.

Nachdem die unglückliche königliche Familie sechszehn Stunden in der engen Loge zugebracht hatte, wies man ihr vier Zimmer in einem nahen Gebäude an. An drei nacheinander folgenden Tagen führte man sie in die Nationalversammlung, dort anzuhören, wie man die Vernichtung des Königthums und die Einberufung einer neuen constituirenden Versammlung — des National-Convents — beschloß, der eine auf Freiheit und

Gleichheit begründete neue Verfassung ausarbeiten, mit andern Worten: die Republik einführen sollte. An die Stelle der königlichen Regierung ward einstweilen ein von der Nationalversammlung ernanntes Ministerium gesetzt, das unter Aufsicht eines Ausschusses der Versammlung die Geschäfte leiten sollte. Die neuen Minister aber waren: Roland für das Innere, Servan für den Krieg, Monge für das Seewesen, Clavière für die Finanzen, Lebrun für die auswärtigen Angelegenheiten, Danton für die Justiz. Durch Danton, welcher nicht nur das Staatssiegel in den Händen hatte, mit welchem die Beschlüsse der Nationalversammlung untersiegelt sein mußten, um Giltigkeit zu haben, sondern auch der eigentliche Leiter der pariser Gemeinde war, welche seit dem 10. August 1792 Frankreich regierte, kam die Gewalt recht eigentlich in die Hände der Schreckensmänner.

Am 13. August wurde der königlichen Familie ihre Wohnung in dem sogenannten Temple, einem ehemaligen Besitz des Tempelherrn-Ordens angewiesen und der Bewachung des Gemeinderaths übergeben, der seit dem 10. August aus Danton, Marat, Robespierre, Chaumette, Tallien, Fréon und ihnen ähnlichen praktischen Demokraten bestand, welche die alte Ordnung von Grund aus zerstören uud auf den Trümmern ein ganz neues Staatsgebäude errichten wollten.

Lafayette, seit einiger Zeit Commandeur der Ardennenarmee, und Dillon, Befehlshaber der französischen Armee in Flandern, erklärten sich gegen die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich. Aber vergebens. Dumouriez, der als Generallieutenant unter Dillon stand, erklärte sich gegen den letztern und erhielt dessen Commando, Lafayette aber sah sich genöthigt, mit wenigen, ihm treuen Officieren über die Grenze zu entfliehen.

Von nun an entstand eine Schreckensregierung in Paris, denn die Mittel, welche Danton und sein Anhang anwandten und anwenden konnten, bestanden in Fanatisirung der großen Masse und Ermordung aller Bessergesinnten oder auch nur Zweifelhaften. Die Jacobiner trugen auf Untersuchung gegen die Urheber der Vertheidigungsmaßregeln vom 10. August an, Tausende wurden

im ganzen Reiche als Aristokraten verhaftet, Haussuchungen und Brieferöffnungen vorgenommen, die Nationalgarde in ein bloßes Werkzeug der herrschenden Schreckenspartei umgewandelt.

Am 2. September 1792 begannen nun die schrecklichen Blutthaten, welche unter dem Namen des September-Mordes oder der Septembrisirungen bekannt sind. Man verfuhr dabei ganz systematisch und gebrauchte bezahlte Banden von Mördern. Die meist dem Adel und der Geistlichkeit angehörenden Gefangenen in der Abtei, bei den Carmelitern, in der Conciergerie, in la Force u. s. w. wurden in Zeit von drei Tagen von einem etwa 300 Mann starken Trupp jener von der Municipalität geleiteten und besoldeten Mörder niedergemetzelt. Mit kaltem Fanatismus schändeten die Würger die heiligen Formen der Gerechtigkeit; bald Richter, bald Henker, schienen sie weniger Rache zu üben, als ein Handwerk zu treiben; sie mordeten ohne Leidenschaft, ohne Gewissensbisse, mit der Ueberzeugung der Fanatiker und dem Gehorsam der Henkersknechte. Unser Gefühl widerstrebt der Erzählung einzelner dabei vorgefallener Scenen; nur so viel sei gesagt, daß von 3000, die vor dem 2. Sept. in Paris als Verhaftete befindlich waren, nach dem 6. Sept. kaum noch 300 lebten. Abgesandte Commissare sollten in den Provinzen gleiche Blutgräuel hervorrufen, aber nur drei oder vier Gemeinderäthe folgten dem Beispiele der Stadt Paris. Dagegen sandte man am 9. Sept. eine Mörderschaar unter Anführung des furchtbaren Fournier von Paris aus nach Versailles, um dort den frühern Minister Delessart und etwa 50 andere sogenannte Staatsverbrecher abzuschlachten, welche bisher in Orleans gefangen gehalten waren und unter dem Vorwande, sie in Paris vor das sogenannte Tribunal des 10. August (ein Vorspiel des spätern Revolutionstribunals) zu stellen, nach Versailles gebracht waren. Keine Behörde rührte sich, diesen Schlächtereien Einhalt zu thun.

Alles das geschah, während die Mitglieder des Nationalconvents gewählt wurden. Natürlich lastete in Folge solcher Gräuel auch auf den Bessern ein Schrecken, der sie nicht wagen ließ, einem Andern, als einem anerkannten Jacobiner ihre Stimmen zu geben.

Der Verkauf der Emigrantengüter war schon am 2. Sept. von der Nationalversammlung angeordnet, und diese zum Theil großen Besitzungen gingen nun stückweise in neue Hände über. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, der Bande noire (schwarze Bande) zu erwähnen. So nannte man nämlich die Gesellschaften von Capitalisten und Bauverständigen, welche die als Nationaleigenthum in Beschlag genommenen geistlichen Güter, die Besitzungen der Emigranten, sowie die durch Aufhebung der Fideicommisse und Majorate zum Verkauf kommenden überflüssigen Gebäude um Spottpreise an sich brachten und durch Vereinzelung ungeheure Summen verdienten. Jenen schimpflichen Namen aber empfingen diese Gesellschaften, weil sie mit einem wahren Vandalismus verfuhren, indem sie namentlich die altehrwürdigsten Baulichkeiten ohne alle Rücksicht auf Kunstwerth und Geschichte abbrechen ließen, um die Materialien, sowie den Grund und Boden in kleinern Abtheilungen zu verkaufen. Aehnliches geschah leider auch in Deutschland, als in Folge des Lüneviller Friedens die Säcularisation der Kirchen und Klöster erfolgte.

4. Robespierre.

Unsere Leser erinnern sich noch an jenen Robert François Damiens, welcher im J. 1714 im Dorfe Tieuloy bei Arras geboren wurde und nach einem durch Ausschweifungen und Schändlichkeiten gebrandmarkten Leben einen Mordversuch gegen Ludwig XV. machte. Er wurde unter qualvollen Martern gerichtet, das Haus, in welchem er geboren war, niedergerissen, sein Name als erloschen erklärt und seine Familie aus Frankreich verbannt.

Von den beiden Söhnen seines Bruders hieß der eine Robert, der andere Pierre. Ohne zu wissen, was sie beginnen sollten, wandten sie sich nach Belgien. Dort verschmolzen sie ihre Namen und bildeten einen neuen: Robespierre. Sie wandten sich an Ludwig XV., flehten um Gnade und erhielten dieselbe, jedoch unter der Bedingung, nie je die Welt erfahren zu lassen, welches

Ursprungs sie wären. Der eine von Beiden ward später Advokat in Arras, ging aber in einem Anfall von Schwermuth nach Nordamerika, indem er zwei Söhne und eine Tochter zurückließ. Der ältere jener beiden war der 1759 zu Arras geborne François Maximilien Josephe Isidore Robespierre, den wir im Folgenden als einen der fürchterlichsten Charaktere der französischen Revolution kennen lernen werden.

Als er nach dem 1768 erfolgten Tode seiner Mutter gänzlich zur Waise geworden war, nahm sich seiner der Bischof von Arras, de Conzié an, und sandte ihn in's Collége Louis le Grand nach Paris, wo er sich zwar sehr auszeichnete, aber auch bereits seinen verschlossenen Charakter und seine innerste Neigung zum Republikanismus bemerklich machte, welche durch einen seiner Lehrer, Hérivaux, einen blinden Bewunderer der Alten, besonders genährt wurde. Nach seinem Austritt aus dem Collége widmete er sich dem Studium der Rechte und ließ sich dann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Im Jahre 1784 erhielt er für die Beantwortung einer von der Akademie zu Metz aufgestellten philosophischen Frage den Preis und gewann um dieselbe Zeit einen Proceß gegen die Schöffen von St. Omer, welche sich der Errichtung von Blitzableitern widersetzt hatten. Die bei dieser Gelegenheit von Robespierre gehaltene Vertheidigungsrede hat man übrigens auch deswegen für merkwürdig angesehen, weil sie die glühendsten Lobeserhebungen auf Ludwig XVI. enthielt. Uns scheint dieser Umstand gleichgiltig, weil ein Advokat in allen Fällen so sprechen wird, wie es der augenblickliche Vortheil ihm zu gebieten scheint.

Den eben angeführten Erfolgen und der dadurch erlangten Popularität, sowie (um uns der Worte Schlossers zu bedienen) „jener wortreichen, flachen, dem Neide und der Bosheit gemeiner Seelen angemessenen Advokaten-Beredtsamkeit, welche nur den gemeinen Haufen besticht, diesen aber auch sicher gewinnt", hatte Robespierre i. J. 1789 seine Wahl als Deputirter seiner Vaterstadt in die constituirende Versammlung zu danken. Hier blieb er, ein eitler, herrschsüchtiger, aber keineswegs glänzender, vielmehr

ziemlich untergeordneter Charakter, anfangs durchaus unbeachtet, zog es auch wohl aus Mangel an Selbstvertrauen, vielleicht aus Klugheit vor, zu schweigen, und nur in Kaffeehäusern und Restaurationen hörte man ihn häufig den Anwesenden seine Ideen von Freiheit und Gleichheit vortragen. Erst als am 17. Juni der dritte Stand sich zur Nationalversammlung erklärt hatte, die feinern und gebildetern Geister sich aus derselben zurückzogen, die rohern Elemente fast allein geblieben waren, begann Robespierre sich als Gleicher unter Gleichen zu fühlen, ließ sich nun häufiger vernehmen und begann jene Sprache anzustimmen, welche später im Convent die herrschende wurde. Indeß wurden in der Nationalversammlung noch alle seine Vorschläge, wie z. B. der einer unbegrenzten Preßfreiheit, der Eröffnung verdächtiger Briefe, sowie seine Forderung, alle Verdächtigen fest zu nehmen u. a. zurückgewiesen.

Indeß erreichte er doch seinen Zweck: Popularität, und schon rühmten ihn die revolutionären Blätter und empfahlen ihn allen guten Patrioten an. Höher noch stieg er in der Gunst des erhitzten Volks, als er sich nach den Ereignissen des 5. und 6. Octobers, obwohl ebenfalls ohne Erfolg, dem von der Municipalität vorgeschlagenen Gesetze gegen Zusammenrottirungen widersetzt hatte, und zwar unter dem Vorgeben, die Aristokratie sei die Urheberin allen Uebels und das Volk genöthigt, sich selbst seine guten Rechte wieder zu verschaffen. Wie sehr aber Robespierre bei allen diesen Anlässen nur nach den Impulsen seiner Eitelkeit und Eifersucht, welche Niemand neben sich leiden mochte, handelte, geht schon daraus hervor, daß er gegen Mirabeau den Prinzen Condé und den als entschiedenen Royalisten bekannten Lautrec, dann selbst auch das Priesterthum vertheidigte, während er bald darauf wieder die aufrührerischen Soldaten von Nancy für gute Patrioten erklärte. Auf gleiche Weise wollte er die Todesstrafe bald nur unter der Bedingung einmüthiger Zustimmung, bald gar nicht zuläßig finden, so lange noch zu befürchten war, daß die gesetzlichen Gewalten die Oberhand wieder erlangen und gegen ihre Feinde einschreiten könnten.

Unter gewöhnlichen Umständen würde Robespierre nichts anders geworden sein, als ein berüchtigter Advokat, aber die Revolution hatte ihn in eine Bahn geworfen, auf welcher er anfangs in seiner Eitelkeit frech und unbesorgt, zuletzt aber, als kein Rückschritt mehr möglich war, nur um sich zu erhalten, schrecklich und blutig vorwärts schritt bis zu seinem eben so schrecklichen und blutigen Ende. Die Flucht des Königs im Juni 1791 beunruhigte auch ihn lebhaft, weil er schon den Geflohenen an der Spitze eines deutschen Heeres in seine Hauptstadt zurückkehren zu sehen glaubte, und selbst im Jacobinerklubb, welchem er seit dessen Gründung angehörte, äußerte er laut seine Bedenken. Aber kaum war der arme Ludwig als Gefangner zurückgeführt, als auch Robespierre trotziger, als je, in seinen alten Ton zurückfiel und als Erster die Behauptung aufstellte, daß der König und die Königin dem Richterstuhle der Nation anheimgefallen seien. Und wohl mochte er das ungestraft, denn mit Macht war jetzt die Gewalt der Pöbelherrschaft hereingebrochen; im Triumph begleitete ihn die erhitzte Menge aus der letzten Sitzung der Nationalversammlung am 30. September 1791. Da auf seinen eignen Antrag schon am 16. Mai des genannten Jahres decretirt war, daß kein Mitglied der constituirenden Versammlung in die ihr folgende gesetzgebende eintreten solle, also auch für ihn in andrer Weise gesorgt werden mußte, so ernannte man ihn einstimmig zum öffentlichen Ankläger bei dem Criminalgericht des Seine-Departements. Mit seinen Freunden Pethion, der Maire, und Danton, der Substitut des Procureurs der Commune geworden war, bildete er ein treffliches Kleeblatt, unter dessen Leitung wohl die ochlokratische Richtung in der Hauptstadt bald die Oberhand gewinnen mußte. Besonders thätig war Robespierre, seinen Einfluß auf die gesetzgebende Versammlung geltend zu machen. Häufiger als früher, und mit steigendem Gewicht ließ er sich im Jacobinerklubb vernehmen, aber seine härtesten Angriffe waren gegen den König gerichtet, während er das Verlangen der Girondisten nach Krieg heftig bekämpfte, weil seine Feigheit vor den Folgen eines solchen bebte. Ueberhaupt machte ihm damals noch der Kampf des Königthums mit der Revolution

so große Besorgniß, daß er sogar in dem von ihm redigirten Journale Defenseur de la constitution durchaus gemäßigte Ansichten vertheidigte. So war er auch, seiner Gewohnheit nach, stets zu fehlen, wenn es zum offenen Kampfe kam, bei den Ereignissen des 20. Aug. 1792 nicht nur unthätig, sondern selbst unsichtbar; als aber das Volk gesiegt hatte, da erschien er auf dem Stadthause und ließ sich von seinen Anhängern in die Municipalität wählen. Auch an den Gräueln der Marseiller Bande nahm er keinen thätigen Antheil, obwohl er als einer der Haupturheber derselben anzusehen ist. Die Wahlen zum Nationalconvent geschahen, wie wir schon bemerkten, unter dem Einfluß dieser furchtbaren Scenen, und kein Wunder also, wenn Robespierre, der Mann des Pöbels, einer der ersten aus der Wahlurne der revolutionären Gemeinde hervorging.

Bei Eröffnung des Convents, den 21. Sept. 1792 galt Robespierre bereits als das Haupt und der Stimmführer der großen Partei, welche aus Leidenschaft oder Interesse die Consequenzen der Revolution bis auf das Aeußerste verfolgte und in der gemäßigten, von den Girondisten geleiteten Richtung mit Recht ihren politischen, bald auch persönlichen Gegner erblickte. Schon in der ersten Sitzung konnte es Collot d'Herbois wagen, die Abschaffung des Königthums zu beantragen und Frankreich als Republik zu erklären, und Robespierre unterstützte ihn, denn er brauchte nicht mehr zu fürchten, daß die feindlichen Heere den Königsthron stützen würden, da gerade damals die Preußen durch die französischen Heere, durch Krankheiten und Mangel, sowie durch fehlerhafte Führung genöthigt wurden, sich wieder aus der Champagne, bis zu welcher sie vorgedrungen waren, zurückzuziehen. Anfangs war die Volkspartei wegen dieses Vorrückens der fremden Heere in Sorgen gewesen, aber schon nach den ersten Siegen ward sie übermüthig und sprach es laut aus, daß die Revolution da sei, alle Tyrannen zu stürzen, daß das Königthum ein Verbrechen sei u. dgl. m.

Marat und Andere machten damals in der revolutionären Tagespresse den Vorschlag, an die Spitze des neuen Staats einen

Dictator zu stellen und bezeichneten Robespierre als den Mann, der geeignet sei, diesen Posten zu bekleiden. Die Girondisten benutzten das, um eine Anklage gegen Robespierre zu erheben, als strebe er nach der Dictatur und habe geheime Absichten gegen die Freiheit. Allein Robespierre wußte diese Anklage geschickt gegen seine Widersacher selbst zu wenden, und zu spät erkannten die Girondisten, daß sie die Leidenschaften mit Unvorsichtigkeit erregt hätten und selbst ihnen würden erliegen müssen.

Als am 30. November 1792 Abgeordnete der Sectionen in dem Convent erschienen und sich über die Theuerung beklagten, legte Robespierre das Elend des Volkes der im Tempel eingeschlossenen königlichen Familie zur Last und forderte, daß Ludwig Capet auf der Stelle gerichtet und seine Frau vor das Revolutions-Tribunal gestellt werde. Es handle sich nicht, sagte er, um einen rechtlichen Act, sondern um eine nationale Wohlfahrtsmaßregel; Ludwig XVI. sei kein Angeklagter, sondern ein entthronter König, die Conventsmitglieder seien keine Richter, sondern Staatsmänner. „Ludwig muß sterben", schloß er seine revolutionäre Rede, „weil das Vaterland leben muß". Diese furchtbare Sophistik wirkte im Convent, wie außerhalb. Eine förmliche Anklageschrift wurde aufgesetzt und der König auf den 11. December vor die Schranken des Nationalconvents geladen.

Ludwig war nun seit vier Monaten im Tempel eingeschlossen gewesen und streng bewacht. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben, war auf Alles gefaßt und ließ weder Klagen laut werden, noch zeigte er Ungeduld oder Empfindlichkeit. Er hatte nur einen Diener bei sich, Cléry, der zugleich der Diener der ganzen Familie war. Von dieser letztern war er in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft nicht getrennt, und dieses Beisammensein versüßte ihm einigermaßen seine Leiden. Er sprach seinen beiden Unglücksgefährtinnen, seiner Gemahlin und seiner Schwester Muth und Trost ein, unterrichtete den Dauphin und gab ihm die Lehren eines unglücklichen Mannes und im Kerker schmachtenden Königs. Aber auch dieser Trost sollte ihm nicht bleiben. Man trennte ihn

von den Seinigen, sobald es beschlossen war, ihn vor Gericht zu ziehen.

Der ganze Proceß war, wie einst die Processe gegen den englischen König Karl I. und gegen Huß, eitel leere Form, durch welche einem politischen Morde der Schein des Rechts verliehen werden sollte. Unter den vorgebrachten Actenstücken befand sich kein einziges, auf welches man ein peinliches Verfahren hätte gründen können. Dabei scheute sich der Convent nicht einmal, in einer Person Kläger und Richter zu sein. Dennoch zog sich der Proceß bis über die Mitte des Januars 1793 hinaus, weil die Mehrheit Alles aufbot, den König zu retten, so weit dies geschehen konnte, ohne den Pöbel gegen sich aufzureizen.

Der Beginn des eigentlichen Processes war auf den 26. Dec. festgesetzt und dem Könige erlaubt, drei Rechtsbeistände zu wählen. Er entschied sich für den 78jährigen Malesherbes, der sich ihm selbst angeboten hatte, den fast eben so alten Tronchet und den noch rüstigern de Sèze. Vergebens boten diese Männer ihre Beredtsamkeit auf. Der König, welcher schon am 11. vor dem Convent erschienen war, stand am 26. zum zweiten Male vor demselben. Nachdem de Sèze ihn vertheidigt, nahm er selbst das Wort, um seine Unschuld zu betheuern und die Blutschuld vom 10. August von sich abzuweisen. Ungeachtet man die positiven Beweise für die Unterhandlungen des Hofes mit dem Auslande bei Erstürmung der Bastille gefunden, glaubte der König doch diese Thatsache ableugnen zu müssen, was einen sehr widrigen Eindruck hervorbrachte. Der Convent erhob hierauf unter heftigen Kämpfen die einfache Stimmenmehrheit bei der Fällung des Urtheils zur Regel, erklärte Louis Capet, wie man den König nannte, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation schuldig und bestimmte auch, daß das Urtheil, wie es ausfallen möge, dem Volke nicht zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Seit dem 16. Januar 1793 endlich wurde unter dem Zudrange wüthender Volksmassen über die Strafe selbst entschieden und am 19. das Todesurtheil ohne Aufschub mit 383 gegen 310 Stimmen ausgesprochen. Ludwig vernahm sein Schicksal

mit außerordentlicher Fassung, bat aber um 3 Tage Aufschub, um eine freie Zusammenkunft mit seiner Familie und um den Beistand seines Beichtvaters Edgeworth. Nur der Aufschub wurde ihm versagt.

Nachdem Ludwig noch eine herzzerreißende Zusammenkunft mit seiner Familie gehabt und die Tröstungen der Religion empfangen hatte, schlief er in der Nacht vom 20. auf den 21. Jan. ruhig und sanft. Nachdem er um 5 Uhr, wie er befohlen hatte, durch Cléry geweckt war, traf er seine letzten Anordnungen. Er nahm das Abendmahl, beauftragte Cléry mit seinen letzten Worten und überreichte ihm Alles, was ihm erlaubt war, zu vermachen, einen Ring, ein Siegel und einige Haare. Schon begannen die Trommeln, das dumpfe Rollen der herbeigefahrenen Kanonen ließ sich hören und verworrene Stimmen wurden von der Straße her laut. Endlich kam Santerre, jener berüchtigte Bierbrauer aus der Vorstadt St. Antoine, der 1789 zu der orleanistischen Partei gehört, seit 1792 aber einen größern Einfluß gewonnen hatte und nachdem er am 20. Juni einer der Hauptanführer des Pöbels gewesen, sowie auch am 10. August eine Hauptrolle gespielt, seit Mandats Ermordung Generalcommandant der Nationalgarde war. Als solcher erschien er, um den unglücklichen König zu seinem letzten Gange abzuholen. „Sie wollen mich abholen", sagte Ludwig zu ihm; „ich bitte nur um eine Minute". Er übergab sein Testament einem Municipalbeamten, forderte seinen Hut und sagte dann mit fester Stimme: „Gehen wir!"

Vor dem Thore des Temple stand der Wagen des Maire. Ihn bestiegen Ludwig und Santerre. Der Wagen bedurfte einer Stunde, um vom Temple zum Revolutionsplatze zu gelangen. Ein doppeltes Spalier von Truppen war auf dem Wege aufgestellt, mehr als 40,000 Mann waren unter den Waffen; düstere Stille herrschte in ganz Paris. Bei den Bürgern, welche der Hinrichtung beiwohnten, bemerkte man weder Beifall noch Bedauern. Alles schwieg. Ludwig stieg aus, als er auf dem Revolutionsplatze angekommen war. Mit festen Schritten stieg er die Stufen des Schaffots hinan, kniete hier nieder und empfing

den Segen des Priesters. Es schlug 10 Uhr. Als ihm die Henker die Hände gebunden, riß er sich los und rief dem Volke zu: „Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme". Da übertäubten wilde Trommelwirbel seine Stimme, die drei Henker ergriffen ihn, warfen ihn nieder, und unter dem Ausrufe Edgeworth's: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!" fiel sein Haupt unter der Guillotine.

So starb Ludwig als Opfer eines durch Absolutismus ausgearteten Staat- und Hoflebens, indem er dabei als Individuum keine andere Schuld trug, als daß ihm die Natur statt eines eisernen Charakters, wie er zur Beherrschung der Franzosen nöthig ist, ein weiches Herz und einen unschlüssigen Geist gegeben hatte. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St. Madeleine neben den Gräbern der bei seiner Vermählung verunglückten und der am 10. August gefallenen Schweizer bestattet. Nach den Bestimmungen seines Testaments, eines würdigen Zeugnisses christlicher Ergebung und humaner Gesinnung, erklärte sein Bruder, der Graf von Provence, den Dauphin als Ludwig XVIII. zum Könige, und die fremden Mächte erkannten ihn als solchen an.

England hatte bisher theilnahmlos den Bewegungen in Frankreich zugesehen. Jetzt erst raffte es sich auf und erklärte ihm am 1. October 1793 den Krieg, so daß nun der Revolution eine große Gefahr drohete, und eine um so größere, als im Innern des Landes selbst, in der Vendée, sich ein Feind dagegen erhob, der nicht geringe Kräfte zu seiner Besiegung forderte. Man darf sich aber, wenn von jenem berühmten Aufstande der Vendée die Rede ist, dabei nicht das Departement dieses Namens denken, sondern den ganzen nordwestlichen, in seinen natürlichen, wie politischen Verhältnissen sich gleichen Küstenstrich Frankreichs, der den größern Theil des alten Poitou, sowie einen Theil von Anjou und der Bretagne begreift. Dieser Küstenstrich umfaßt etwa 400 Quadratmeilen und wird in einer Ausdehnung von 45 Stunden vom Meere bespült. Außer vielen kleinern Flüssen mündet in diesem Bereiche auch die Loire. Die Bevölkerung lebt in einzelnen

Weilern zerstreut, deren Gehöfte und Felder mit Gräben und Hecken umschlossen sind und im Winter, wie auch bei den im Sommer dort häufigen Ueberschwemmungen, Inseln bilden. Diese Beschaffenheit des Landes hat den Bewohnern desselben einen unabhängigen Charakter aufgedrückt, Industrie und Bildung, aber auch Luxus und Erschlaffung von ihnen fern gehalten. Die sociale Kluft, welche in Frankreich vor 1789 den dritten Stand von Adel und Clerus trennte, bestand dort nicht. Vielmehr bildete die Vendée mit ihrer unvermischt gebliebenen biederben celtischen Bevölkerung, ihren religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen, ihrem Mangel an städtischer Cultur den bestimmtesten Gegensatz gegen die übrigen französischen Provinzen. Der Ausbruch der Revolution fand daher hier geringen oder keinen Anklang: der ehrenfeste Adel, der fromme Clerus blieben populär. Die neue Staatseinrichtung und Verwaltung schien dagegen dem Volke ein Fremdes, die bürgerliche Constitution ein teuflischer Abfall vom christlichen Glauben. Schon 1790 war die Vendée in Gährung und die Streifzüge von einzelnen, bei Nacht und unerklärlich erscheinenden, dann eben so schnell in den Verstecken des ihnen bekannten Landes verschwindenden Trupps, welche unter dem Namen der Chouans die republikanischen Heere oft genug in Verlegenheit und Verzweiflung setzten, diese Streifzüge waren die Vorboten des allgemeinen Aufstandes der Vendée. Die Maßregeln gegen die Geistlichkeit, der Umsturz des Königthums steigerten die Erbitterung des Volkes. Schon war Alles zu einem Massenaufstande vorbereitet, als die Republikaner selbst das letzte Signal zu demselben gaben, indem sie für den 18. März 1793 eine große Rekrutenaushebung in der Vendée anordneten.

Greifen wir hier dem Gange der Geschichte etwas vor, indem wir die Thaten und Leiden der wackern Vendéer gleich bis zu Ende erzählen. Wir werden uns dadurch öftere Unterbrechungen ersparen. — Zu St. Florent wählten die Insurgenten den armen, aber frommen Leinwandhändler Cathelinau, zu Niederpoitou den vormaligen Schiffslieutenant Charette de la Contrée zu ihren Führern. Ehe ein Monat verging, waren in allen Gegenden

Insurgentencolonnen vereinigt, welche glückliche Kämpfe mit dem Corps der Republikaner bestanden. In Anjou befehligte der Förster Stofflet aus Lüneville, eine echt weidmännische Kernnatur, nebst Gigot d'Elbée, der, in Dresden geboren, erst sächsischer, dann königlich französischer Officier gewesen war, und Bonchamp, der bereits in Nordamerika gedient hatte. Die meisten Häupter der Vendéer waren übrigens wenig krieggeübt, ihre Untergebenen schlecht bekleidet und bewaffnet; aber es war der Vortheil auf ihrer Seite, daß sie das Terrain kannten und die Truppen des Convents auch keine Kriegsübung besaßen.

Mangel an Munition und mehre Niederlagen nöthigten die Vendéer in der Mitte Mai, sich zu größerer Sicherheit unweit Bourbon-Vendée zu concentriren. Hier kam zu ihnen Henri du Verger, Graf von Laroche-Jacquelin, einer alten Familie von Poitou und Bretagne angehörend und vordem Kammerherr Ludwigs XVI. Er gab der Insurrection einen größern Aufschwung durch die Siege bei Fontenai (24. Mai 1793), bei Thouars und bei Saumur (13. Juni 1793). Bei Fontenai waren viele Gewehre, gegen 50 Kanonen und große Geldsummen erbeutet, so daß nun eine förmliche Bewaffnung möglich wurde. Saumur wurde jetzt zum Centrum der Operationen erwählt, ein Leitungsrath eingesetzt und Cathelineau zum Oberanführer ernannt. Indeß blieb die von England versprochene Unterstützung aus. Um sich größere Hilfsquellen zu eröffnen, ging die Armee der Vendéer über die Loire und unternahm am 20. Juni 1793 einen Angriff gegen Nantes, in welchem die Schreckensmänner einen Hauptsitz aufgeschlagen hatten, war aber so unglücklich, daß sie sich über den Fluß zurückziehen und fast ganz zerstreuen mußte. Zugleich sandte der Convent zwei große Armeen nach dem Schauplatze des Bürgerkrieges, sowie er ferner dictirte, daß die Wälder und Weiler der Vendée niedergebrannt, Vieh, Weiber und Kinder in das Innere von Frankreich abgeführt, die Güter der Insurgenten confiscirt und in den benachbarten Provinzen die Milizen aufgeboten werden sollten. Gleichwohl behaupteten die Insurgenten noch immer das Uebergewicht und siegten wiederholt am 5. und

19. Sept. bei Chantonay und Torfou. Der Kampf war zu einem gegenseitigen Vertilgungskriege geworden, in welchem der Sieger schonungslos die Besiegten niedermetzelte.

Leider brachen zu dieser Zeit unter den Chefs der Vendée in vollen Flammen die Zwistigkeiten aus, welche sich schon seit geraumer Zeit unter ihnen erhoben hatten, und hinderten eine richtige und kräftige Benutzung der großen errungenen Vortheile, während sie den Republikanern volle Zeit gaben, sich von dem Schrecken zu erholen, welcher sich ihrer bemächtigt hatte, und einen neuen Plan zur Unterdrückung der Vendée zu entwerfen. Er ward ausgeführt und von diesem Augenblick hörten alle Vortheile der Royalisten auf. Mehrfach geschlagen hatten sie sich immer mehr der Loire genähert, und wenn auch Laroche-Jacquelin auf dem Rückzuge noch ein furchtbares Blutbad unter den Republikanern bei Dol anrichtete, so wurde er doch am 12. Dec. von den Generalen derselben, Westermann und Marceau angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr auf der Straße von Laval zurückgeworfen. Gegen 10,000 gefangene Insurgenten, von jedem Alter und Geschlecht, mußten zu Mans sterben. Am 15. December erreichte Westermann abermals die Reste des Insurgentenheeres, das in Unordnung der Loire zueilte. Die Unglücklichen gelangten noch bis Savenay, wo sie am 23. Dec. 1793 den Republikanern vollends erlagen. Die Gefangenen, Männer, Weiber und Kinder, schaffte man nach Nantes, und hier ließ sie der Unmensch Carrier zu Tausenden von den sogenannten höllischen Colonnen durch Kartätschen niederschmettern oder Mann und Frau zusammengebunden (die sog. republikanischen Hochzeiten) ersäufen.

So hatte das große Insurgentenheer aufgehört, aber noch blieb Charrette übrig, der mit den Flüchtlingen sein Corps verstärkte und diesseit der Loire den Republikanern eine Reihe harter Schläge versetzte. Der erzürnte Convent schien jetzt das Land völlig ausbrennen und veröden zu wollen. Die teuflischen Colonnen des Obergenerals Turreau erlangten in dieser Kriegsführung eine traurige Berühmtheit, hätten indeß schwerlich den

Widerstand besiegt, wäre nicht, seit Laroche-Jacquelin am 28. Jan. 1794 bei Nouaillé gefallen war, die Uneinigkeit unter den Royalisten noch größer geworden. Der Convent suchte übrigens jetzt den Kampf durch Versöhnung zu beenden und im Februar 1795 schloß Charette mit den Conventsabgeordneten einen Vertrag, dem im Mai auch Stofflet und Andere beitraten. Die Vendéer sollten die Republik anerkennen und dafür Amnestie, Entschädigung, Befreiung vom Kriegsdienste und kirchliche Freiheit erhalten. Indeß wurde dieser Vertrag von beiden Seiten nur für einen Waffenstillstand angesehen, und die in der Vendée fortglimmende Asche loderte noch manchmal in Flammen auf, bis 1815 die Bourbons auf den Thron von Frankreich zurückgekehrt waren.

5. Die Schreckensherrschaft.

Es wird Zeit, daß wir nach Paris zurückkehren, das wir nach dem Tode des unglücklichen Ludwig verließen.

Ganz Europa erschrak ob der schauderhaften That. Die Revolution bedrohte nicht nur die Throne, sie bedrohte auch die Völker mit Unheil und Weh. England, Spanien, der Papst, Holland, dann auch Portugal und Neapel erklärten den Krieg, was Oesterreich, Preußen und Sardinien bereits gethan hatten. Selbst Schweden und Rußland brachen allen Verkehr mit Frankreich ab.

Der Nationalconvent entwickelte dagegen die größte Thätigkeit, das mangelhafte und demoralisirte Heer zu ergänzen und zu organisiren. Dumouriez fiel in Holland ein und eroberte mehrere Festungen, während Miranda Mastricht belagerte. Aber die Oesterreicher unter Prinz Coburg entsetzten Mastricht und schlugen Miranda bei Aldenhoven so, daß Dumouriez auf Befehl des Convents aus Holland an die Ardennen zu Hilfe eilen mußte. Bei Neerwinden den 18. März 1793 auf's Haupt geschlagen, ging er aus Furcht vor der Rache des Berges, der ihn ächtete, mit dem jungen Orleans zu den Oesterreichern über. Sein Nachfolger Dampierre hielt sich tapfer, bis er fiel. Auch Custine,

der sich von den Preußen und Oesterreichern bereits von Mainz, das in die Hände der Feinde gefallen, hatte zurückschlagen lassen, konnte die Festung Condé von einem österreichisch-englischen Heere unter dem Herzog von York nicht retten. Er ward abberufen. Aber sein Nachfolger Houchard verlor auch Valenciennes, so daß die Verbündeten die Schelde überschreiten konnten. Am Oberrhein waren die Preußen gegen Moreau siegreich.

Indeß stieg die Anarchie in Paris immer höher. Seit dem Königsmorde arbeitete der Berg an dem Sturze der Gironde. Der tobende Vulkan mußte auswüthen. Er benutzte den Pöbel, die Presse, ungünstige Kriegsbotschaften zu furchtbaren Waffen gegen die Gironde, und die Errichtung eines Revolutionstribunals aus den verworfensten Menschen zur Vernichtung aller Verdächtigen ward am 9. März durchgesetzt. Ein Volkstumult zu Gunsten Orleans, der sich jetzt Egalité nannte, blieb fruchtlos. Der Bürger Egalité hatte damit seine Rolle ausgespielt und wurde nebst andern Bourbons nach Marseille geschafft. Am 2. Juli erfolgte dann der Sturz der Gironde, an welchem die Häupter der Jacobiner, Robespierre, Marat und Danton, die vor keiner Schandthat zurückschreckten, lange gearbeitet hatten. Der Pöbel war in Masse aufgeboten und 34 zu den Girondisten gehörende Mitglieder des Convents wurden auf Couthon's Antrag verhaftet, um unter der Guillotine das Leben zu verlieren. Wenige Girondisten hatten sich durch die Flucht gerettet, einige sich selbst den Tod gegeben. Der Sturz der Gironde war ein Unglück für den ganzen Staat, denn mit ihr sank die letzte Schutzwehr gegen die blutigste Tyrannei und der Schreckensherrschaft war der Thron Frankreichs angewiesen.

Auf Danton's Vorschlag war ein Wohlfahrtsausschuß ernannt, dessen Präsident Robespierre war, der nun eine eigentliche Dictatur ausübte, denn dieser Wohlfahrtsausschuß durfte nach eignem Ermessen und ohne daß die Zustimmung des Convents nöthig war, Alles, was das Wohl des Staates forderte, beschließen und zur Ausführung bringen. Zwar erdolchte am

13. Juli 1793 ein junges Frauenzimmer, Charlotte Corday, den Unmenschen Marat im Bade, aber sie erreichte damit nur, daß er, der Liebling des Pöbels, als ein Märtyrer der Freiheit gepriesen und im Pantheon beigesetzt, sie aber am 17. Juli hingerichtet wurde.

Bald darauf klagte man 73 Mitglieder der rechten Seite an, weil sie eine Protestation gegen die Ermordung der Girondisten aufgesetzt hatten, und eine neue vom Convent am 24. Juli angenommene Verfassungsurkunde wurde den Urversammlungen des Volks zur Annahme vorgelegt. Voll der schönen Redensarten von Freiheit und Gleichheit, von Volksbeglückung u. s. w., verfehlte sie nicht, einen günstigen Eindruck zu machen und die meisten der Departements wieder zu gewinnen, die sich schon gegen den Convent erklärt hatten. Am 10. August fand die feierliche Annahme dieser Constitution statt — ein Gaukelspiel, denn schon am 28. August erklärte der Convent, daß die Regierung der Republik bis zur Beendigung des Krieges im Revolutionszustande bleiben solle.

Es fehlte nicht an Versuchen, das blutige Joch der herrschenden Tyrannei des Tages abzuschütteln. Die Ereignisse in der Vendée standen nicht vereinzelt da. Lyon erhob sich ebenfalls und der Convent decretirte dessen Vernichtung; Collot d'Herbois, als Schauspieler dort ausgepfiffen, übernahm die Ausführung in schrecklicher Weise, mit Kartätschen die zusammengetriebenen Einwohner niederschmetternd. Auch Marseille wurde decimirt. Ueberallhin sandte der Wohlfahrtsausschuß seine Emissaire und seine Armeen mußten selbst auf St. Domingo Tod und Schrecken verbreiten.

Als das Gesetz vom 17. September erst die Verhaftung aller Verdächtigen befohlen hatte und man sechs Kategorieen derselben aufstellte, konnte nicht leicht Jemand mehr dem Revolutionstribunal entgehen, den die Häupter der Schreckenspartei als ihnen unbequem aus dem Wege zu räumen wünschten. Am 16. October 1793 fiel auch das Haupt der unglücklichen Marie Antoinette, nachdem sie des Kelches bitterste Hefe noch bis auf

den Grund geleert hatte. Und doch, wie weit glücklicher war sie, als ihr armes Kind!

Karl Ludwig, am 27. März 1785 zu Versailles geboren und nach dem Tode seines ältern Bruders am 4. Juni 1789 zum Dauphin ernannt, war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen, zeigte Geisteskräfte und Lernbegierde. In der ersten Zeit der Revolution besänftigte man das Volk mehrmals, indem man ihm den Prinzen in der Uniform eines Nationalgardisten und mit den angenommenen Nationalfarben geschmückt zeigte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. October 1789 bezog er mit seinen Eltern die Tuilerien, wohnte der unglücklichen Flucht nach der lothringischen Grenze bei und folgte auch mit seiner Schwester, der nachherigen Herzogin von Angoulème, nach der Katastrophe vom 10. August 1792 seinen Eltern in den Templethurm. Nach der Hinrichtung seines Vaters theilte er noch mehrere Monate die Gefangenschaft seiner Mutter. Im Juni 1793 berichtete das Robespierre eng befreundete Conventsmitglied St. Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwigs XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen Jacobiner, dem Schuster Simon, zur Pflege und Erziehung gegeben, der ihn aber, in Gemeinschaft mit seiner Frau, durch grausame Behandlung und Anleitung zu Ausschweifungen physisch und geistig zu Grunde richtete. Der scheußliche Hébert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beleidigungen gegen die unglückliche Mutter. Nach dem Sturze der Schreckensmänner vergaß man den Knaben vielleicht absichtlich, und seine Lage änderte sich wenig. Man hielt ihn jetzt in einem Zimmer ohne Pflege und Unterricht eingesperrt; das Stroh seines Bettes wurde nie aufgeschüttelt; die Speise erhielt er mittelst einer Drehlade; Niemand kam zu ihm, als die Inspectoren des Temple. In diesem Zustande erloschen vollkommen seine Geisteskräfte und die Sprache, sein Körper verkümmerte in Entkräftung und Rhachitis. Im Februar 1795 setzte man endlich den Gemeinderath von Paris von dem Zustande des Prinzen in

Kenntniß. Der berühmte Arzt Dussault mußte ihn besuchen, erklärte aber, daß jede Hilfe zu spät komme. Wirklich hörte das Opfer am 8. Juni auf zu leben. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhof Ste. Marguerite in die gemeinschaftliche Grube bestattet und wie gewöhnlich mit Kalk bedeckt, so daß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. — Doch zurück zu dem abgebrochenen Faden der Erzählung.

Der Königin Marie Antoinette folgten bald noch mehrere Opfer nach: Ludwigs Schwester Elisabeth, der verruchte Herzog von Orleans, Malesherbes und alle die Edelsten und Besten der Nation. Es begann ein Morden, wie es die Geschichte bis dahin nicht kannte. Wer durch Geburt, Reichthum, Geist oder irgendwie sich auszeichnete, mußte als ein Verdächtiger sterben. Eine Revolutionsarmee, aus blutgierigen Sansculotten — zu deutsch: Ohne=Hosen, d. h. zerlumptes Gesindel, dessen sich die Revolutionsmänner zur Ausführung ihrer Zwecke bedienten — bestehend, säuberte erst Paris, dann die Provinzen, von den Verdächtigen, eine wandelnde Guillotine mit sich führend. Als diese endlich für „permanent" erklärt wurde, fielen täglich in allen Theilen des Reiches ohne Verhör Tausende von Opfern. Während der 18monatlichen Dauer der Schreckensherrschaft soll in dieser Weise über eine Million Menschen geopfert worden sein.

Und der Terrorismus in Paris verband sich mit Vandalismus zur Schändung der Kirchen, Religion, Wissenschaft und Kunst. Der Anfang dazu wurde mit der Abschaffung des christlichen Kalenders und Einführung eines republikanischen gemacht, welcher den Anfang der neuen Zeitrechnung auf den 22. September 1792 festsetzte. Das Jahr zerfiel nach demselben in 12 Monate, jeder von 30 Tagen und 5 Ergänzungstagen. Die Monate erhielten neue Namen und jeder hatte 3 Dekaden, jede Dekade zehn Tage, wobei die Tage nach ihrer Folge in der Dekade benannt wurden (Primidi, Duodi, Tridi etc.). Dann schritt die Partei des schon erwähnten Hebert zur Abschaffung des kirchlichen Costums, zur Einführung der Civilacte bei Geburts=, Heiraths= und Todesfällen, zur Ehe katholischer Priester, endlich zur gänzlichen Schließung

der Kirchen, zur Abschaffung des Christenthums — zur Absetzung der Gottheit selbst! Am 10. Nov. 1793 wurde ein Fest der Vernunft in der Kirche Notre-Dame gefeiert, wobei eine Frau die Vernunft repräsentirte und Lustdirnen ihre Begleiterinnen waren. Hand in Hand ging damit die Zerstörung der Denkmäler der Kunst und Wissenschaft. Eine Menge Bibliotheken, wissenschaftliche und Kunst-Institute wurden vernichtet.

Ueberhaupt konnte man jetzt im Convent drei Parteien unterscheiden. Die Hebertisten, an deren Spitze Hebert und Chaumette standen, arbeiteten an gänzlicher Verwilderung der Nation, sie waren die Vertheidiger des blutdürstigsten Terrorismus verbunden mit Atheismus, Vandalismus und grobsinnlichem Materialismus. Die Dantonisten waren grobsinnlich, eiferten aber doch gegen Vandalismus und Religionsschändung. Eine dritte Partei, die des Wohlfahrtsausschusses, d. h. Robespierres, stellte Tugend und Schrecken zugleich als das Princip der Regierung auf, haßte aber atheistischen Materialismus und Vandalismus. Robespierre arbeitete nun daran, daß eine Partei die andere aufreibe. So unterlagen ihm und Danton die Hebertisten. Sie hatten sich gegen diese Blutmenschen verbündet und es gelang ihnen, sie zu stürzen und am 24. März 1794 die Meisten derselben dem Henkerbeile zu überliefern. Andere folgten ihnen bald nach. Dann wußte Robespierre Danton selbst und dessen Anhänger in den Proceß der Hebertisten zu verwickeln. Der 5. April sah ihre Häupter fallen. Mit ihnen hatten zahlreiche Andere, selbst die siegreichen Feldherren der Republik, Custine, Houchard, Luckner, Beauharnois und Westermann denselben Weg gehen müssen. Wie leichtsinnig man mit der Todesstrafe umging, mag aus dem einen Beispiele erkannt werden, daß 14 junge Mädchen hingerichtet wurden, weil sie auf dem Balle getanzt hatten, welchen die Preußen nach der Einnahme von Verdun veranstalteten.

Robespierre hatte indeß durch die Guillotine seinen Zweck erreicht. Er war jetzt Dictator von Frankreich. Auf dieser Höhe entwickelte er Talente, die man früher nicht bei ihm vermuthet hatte. Seine schwerfällige Redeweise gewann Klarheit und

Würde. Die häufigen Berichte, welche er im Namen des Wohlfahrtsausschusses über alle Fragen erstattete, verriethen nicht selten eine Höhe der Anschauung, die von der plumpen Uebertreibung seiner frühern Sprache abstach. Augenscheinlich suchte er jetzt einen mildern Weg einzuschlagen und seine Dictatur als eine wohlthätige Rückkehr zum Frieden erscheinen zu lassen. Das Ideal der Verfassung, die er bereits Frankreich zudachte, scheint eine Art Theokratie gewesen zu sein, in welcher er die Rolle des Hohen Priesters und des politischen Hauptes zugleich übernehmen wollte. Den ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Planes that er im Mai 1794, indem er auf einen parlamentarischen Bericht den von Hebert abgesetzten Herrgott wieder in seine Rechte einsetzte und dessen Dasein für das französische Volk zum Gesetz erheben ließ. Am 8. Juni wurde dann eine Festfeier veranstaltet, die den großen Act zu einem Nationalereigniß stempeln und Robespierre Gelegenheit geben sollte, sich dem Volke in der Majestät seiner Stellung zu zeigen. An diesem Tage erschien er auf einer vor den Tuilerien errichteten Estrade, in eleganter Kleidung, einen Blumenstrauß in der Hand, hinter sich die Mitglieder des Convents, hielt zur Ehre des höchsten Wesens eine Rede und verbrannte eine Figurengruppe, welche den Egoismus, die Zwietracht, den Atheismus und den Ehrgeiz darstellte, und über der sich die Statue der Weisheit erhob. An der Spitze des Convents zog er hierauf nach dem Marsfelde, wo Volkslustbarkeiten angeordnet waren. Hier hielt er abermals eine Anrede, die mit einer furchtbaren Drohung gegen die Ueberreste von Dantons Partei schloß, welche den Theaterstreich durchschauten.

Indeß überzeugte sich Robespierre bei dieser Gelegenheit, daß die Masse für seine Plane noch lange nicht willenlos genug sei, daher er beschloß, die Gemüther durch Blut und Schrecken auf's Neue zu betäuben. Schon am 10. Juni trug Couthon — ebenfalls ehemaliger Advocat und wüthender Jacobiner, dessen Wahlspruch war: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! — im Convent auf eine Reorganisation des Revolutionsgerichts an, bei welchem alle gesetzlichen Formen vollends beseitigt werden sollten,

und wie gewöhnlich nahm der eingeschüchterte Convent auch dieses Gesetz ohne Diskussion an. In 45 Tagen wurden nun durch das neue Revolutionstribunal 1285 Menschen hingerichtet. Die 50 neuen Geschwornen, welche dasselbe beigeordnet erhielt, waren sämmtlich Kreaturen des Dictators. Es befand sich unter ihnen z. B. sein Hauswirth, der Tischler Duplaix, dessen Sohn zugleich sein Sekretär und dessen Tochter seine Geliebte war. Desgleichen hatte er bei dem Tribunal seinen Drucker, Schuster, Schneider und Friseur angestellt. Diese Leute begleiteten ihn auch mit Stöcken bewaffnet auf seinen Ausgängen und bildeten gleichsam seine Leibwache.

Der Wendepunkt war indeß nicht mehr fern. Robespierre war allmählich mehreren Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses verhaßt und verdächtig geworden. Schon einige Wochen nach dem Beginn der neuen Schlächterei verliehen ihnen Haß und Furcht den Muth, sich zu verständigen und zum Widerstande vorzubereiten. Niemand verkannte den Zweck des Blutbades; Alle mußten für das eigene Leben besorgt sein.

Zuerst stieß Robespierre im Wohlfahrtsausschuß auf eine unerwartete Opposition. Dann enthüllte Vadier, das einflußreichste Mitglied des Sicherheitsausschusses, im Convent eine Art Verschwörung gegen die Republik, wobei Robespierre stark compromittirt wurde. Im Hause einer gewissen Catherine Theot hatte man mysteriöse Gaukeleien begangen; der Dictator war dort als Messias gefeiert und der theokratische Thron eingeweiht worden. Ferner zerriß man den Schleier, mit welchem der politische Tartuffe sein Leben bedeckte, und machte ihn lächerlich. Robespierre begriff bald die Veränderung seiner Lage, die aus der Vereinigung Aller gegen ihn hervorgehen mußte. Unsicherheit und Niedergeschlagenheit, abwechselnd mit Wuth, bemächtigten sich seiner. Er besuchte den Wohlfahrtsausschuß nicht mehr, er schwieg im Convent — aber er war bemüht, die Jacobiner zu gewinnen und das Volk glauben zu machen, daß er ein Märtyrer sei. Nachdem sechs Wochen in dieser Weise vergangen waren, raffte sich Robespierre zu einem neuen Schlage auf. Er rief Saint-Just

von einer Sendung an die Nordarmee zurück und denuncirte nun am 26. Juli 1794 in der Versammlung ein Complot, das auf die Spaltung des Convents hinarbeite. Als Urheber dieses Complots bezeichnete er einige Mitglieder der Ausschüsse, deren Ausstoßung er forderte.

Tiefe Stille folgte seiner Rede. Endlich verlangte ein Mitglied den Druck derselben. Da beantragte die Mehrzahl vorherige Prüfung des Antrags durch die Ausschüsse. Robespierre ward dadurch in den heftigsten Zorn versetzt. Er begab sich Abends zu den Jacobinern, die ihn mit der größten Begeisterung empfingen und eine Erhebung der revolutionären Gemeinden für den folgenden Tag beschlossen. Aber auch auf der andern Seite wurden die Vorbereitungen für den Kampf des nächsten Tages getroffen.

Als St. Just am folgenden Morgen (27. Juli) die Rednerbühne bestieg, wurde er sofort von Tallien und Billaud unterbrochen. Letzterer erzählte, was am verwichenen Abende bei den Jacobinern vorgefallen sei, forderte den Convent zum Widerstande auf und verlangte, daß Henriot, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde verhaftet werde. Vor Wuth schäumend eilte Robespierre nach der Rednerbühne, aber man verstattete ihm das Wort nicht. „Nieder mit dem Tyrannen!" erscholl es von allen Seiten. Tallien zuckte sogar einen Dolch nach dem Dictator und drohte, daß er den neuen Cromwell niederstoßen würde, wenn es dem Convente an Muth fehle, denselben anzuklagen. Da erhoben sich zwei Mitglieder aus der Bergpartei — ihre Namen sind unbekannt geblieben — und beantragten, daß Robespierre in Anklagestand gesetzt werde. Von allen Seiten wurde der Antrag unterstützt. Robespierre wendete sich bald an den Berg, bald an die Ebene, um Gehör zu erlangen, aber seine Anstrengungen blieben vergebens. Erschöpft sank er nieder, und der Convent decretirte, daß er, Couthon und St. Just verhaftet würden.

Robespierre hatte noch einen jüngern Bruder, der sein glühender Bewunderer und ebenfalls Conventsmitglied war. „Was mein Bruder gethan, das that auch ich," rief derselbe; „ist er

schuldig, so bin ich's auch; wird er verhaftet, so will ich sein Schicksal theilen". War das Heldenmuth, — war es ein Versuch, die Versammlung anders zu stimmen? — wir wagen es nicht zu entscheiden. Wir wissen nur, daß seinem Verlangen gewillfahrt und er in das Verhaftungsdecret mit eingeschlossen wurde.

Indeß wagten die Huissiers nicht, das Decret zu vollziehen, bis die Geächteten von den Deputirten selbst von den Bänken hinab in die Barre getrieben wurden. Unter den Worten: „die Republik ist verloren, die Mörder siegen!" verließ Robespierre den Saal. Man führte ihn zunächst in den Sicherheitsausschuß, dann nach dem Luxembourg. Hier befreite ihn jedoch ein Municipalgardist von seinen Wächtern und geleitete ihn nach dem Stadthause, wo seine ebenfalls befreiten Schicksalsgenossen bereits eingetroffen waren. Große Massen versammelten sich vor dem Stadthause, um gegen den Convent zu ziehen. Da ergriff dieser eine Reihe kühner Maßregeln, durch welche der Erfolg des Tages entschieden wurde. Er erklärte die verhaftet gewesenen Deputirten und die Häupter der aufrührerischen Gemeinde außer dem Gesetz, entsendete Deputirte an die Sectionen und übertrug B a r r a s (eigentlich Vicomte von Barras) den Oberbefehl über die freilich nur unbedeutende bewaffnete Macht.

Rathlos, entmuthigt, aber dennoch Proscriptionslisten entwerfend, hatte Robespierre die Nacht hindurch auf dem Stadthause gesessen, als mit Tagesanbruch (28. Juli) Barras gegen das Stadthaus anrückte und Scharen der Aufrührer theils auseinander jagte, theils an sich zog. Robespierre verlor, als er alle Zugänge von seinen Feinden besetzt sah, den Muth und die Hoffnung. Er zog eine Pistole und versuchte, sich zu erschießen, zerschmetterte jedoch nur seine Kinnlade. Auch sein Bruder verlor jetzt seinen Heldenmuth und versuchte, durch einen Sprung aus dem Fenster sich zu retten, brach aber ein Bein und wurde wieder verhaftet.

Die Gefangenen wurden nach der Conciergerie gebracht und traten von hieraus gegen 6 Uhr Nachmittags den Weg nach dem

Schaffott an. Robespierre schien vollkommen gleichgiltig, unberührt von dem Hohne, den er unterwegs erfuhr. Nur, als der Henker die Binde abriß, die man um seine zerschmetterte Kinnlade gelegt hatte, stieß er ein lautes Schmerzensgeschrei aus. Von seinen 21 Gefährten war er der letzte, welcher sein Haupt unter das Fallbeil legte. Eine edle Seele beweinte ihn aufrichtig und betrauerte ihn bis an das Ende ihres Lebens, das erst am 1. August 1834 erfolgte. Es war das seine Schwester Charlotte. Leidenschaftlich hatte sie ihn geliebt, aber war dabei fromm und zartweiblichen Herzens gewesen. Oft hatte sie ihrem Bruder die Absichten der Blutmenschen zu entlocken gewußt und war dann, ein warnender und rettender Engel zu den Bedrohten geeilt. So hatte sie viel Böses verhütet und daher wohl die Pension verdient, welche Napoleon ihr aussetzte und auch die Bourbons nach ihrer Rückkehr auf den Thron ihr ließen.

Robespierre's Tod war zwar weit entfernt, die Blutmenschen vom Ruder zu verdrängen, aber es drängte sich doch von allen Seiten so sehr das Verlangen nach dem Aufhören der Schreckensregierung, daß schon am 12. November der Jacobinerklubb geschlossen werden konnte, daß man am 8. März 1795 die noch lebenden Girondisten wieder zurückrief und bald darauf die Hauptthenker Carrier, Lebon, Fouquier-Tinville dem Richter übergab. Nur drei Haupttheilnehmer an der Schreckensregierung, Billaud Varennes, Collot d'Herbois und Barrère, waren noch der Strafe entgangen; indessen kam auch an sie die Reihe, nachdem sie vergeblich (am 1. April) durch einen Volksaufstand sich zu retten versucht hatten. Nur war man so schonend gegen sie, daß man sie zur Deportation verdammte.

Man sah wohl ein, daß die Regierung des Convents nicht fortdauern könnte, sondern durch eine Verfassung ersetzt werden müßte. Sie wurde entworfen, aber die Jacobiner machten noch einen letzten Versuch die bisherige Ordnung oder vielmehr Unordnung mit Hilfe eines Volksaufstandes am 20. Mai zu erhalten, indem sie mit dem Pöbel der Vorstädte St. Antoine und Marceau den Convent stürmten. Aber Legendre — eben der,

der 1789 eifriger Bastillestürmer gewesen, 1790 dem Könige die Jacobinermütze aufgesetzt, dann für den Tod desselben ohne Aufschub gestimmt, später seine Freunde Robespierre und Danton verlassen, den Jacobinerklubb geschlossen hatte, und noch später im Rath der 500 fast royalistisch sprach — Legendre, sagen wir, vereitelte ihre Anstrengungen, indem er die rohen Scharen an der Spitze der treuen Bürgerbataillone entwaffnete und mehrere Häupter des Berges hinrichten ließ. Die neue Verfassung war hauptsächlich das Werk von Sieyes. Dieser merkwürdige Mann verdient wohl, daß wir ihm einige Worte widmen.

Emanuel Josephe, Graf von Sieyes war 1748 zu Frejus geboren, trat in den geistlichen Stand und ward 1784 Canonicus des Domstifts zu Chartres und Generalvicar der Diöcese. Als die Verwirrung der französischen Finanzen durch die Berufung der Notabeln 1787 nicht geheilt werden konnte, schrieb er drei Flugschriften, welche solches Aufsehen erregten, daß ihn die Stadt Paris zu ihrem Abgeordneten bei den Reichsständen erwählte. Wir würden zu weitläufig werden müssen, wollten wir die Thätigkeit, welche er damals entwickelte, nach allen Seiten schildern, und erwähnen daher nur, daß die Idee einer Eintheilung Frankreichs in Departements von ihm ausging. Im Sommer 1790 wurde er Mitglied des Directoriums von Paris und in demselben mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts beauftragt. Nach langem Schweigen trat er 1791 noch einmal in der Nationalversammlung auf und vertheidigte die vollkommene Religionsfreiheit, erklärte sich aber auch als entschiednen Gegner der Republik und Anhänger der constitutionellen Monarchie. Nach Auflösung der constituirenden Nationalversammlung zog er sich auf das Land zurück und blieb bis zum September 1792 allen politischen Verhandlungen fremd; aber zu dieser Zeit wurde er von drei Departements gleichzeitig in den Nationalconvent gewählt, in welchem er für den Tod des Königs stimmte, aber im März 1795 für die Zurückberufung der Girondisten, unterstützte später auch Napoleon und trat als 2. Consul provisorisch in das Consulat. Nach der Restauration als Königsmörder verbannt, lebte er in

Brüssel, bis ihm die Julirevolution 1830 die Rückkehr nach Frankreich erlaubte. In tiefster Zurückgezogenheit verlebte er dann seine letzten Lebensjahre in Paris, wo er 1836 in ziemlich dürftigen Umständen starb.

Die erwähnte neue Verfassung nun, welche wir als hauptsächlich Sieyes' Werk bezeichneten, ordnete Urversammlungen des Volkes an, welche die Wähler ernennen sollten, von denen die Mitglieder der das Volk vertretenden und aus zwei Körperschaften, dem Rathe der Fünfhundert und dem Rath der Alten bestehenden Versammlung gewählt wurden. Die erstere Körperschaft, die der Fünfhundert, hatte die Gesetze zu entwerfen, die andere, welche 250 Mitglieder zählte, dieselbe zu bestätigen. Fünf Directoren und sechs Minister erhielten die Verwaltung. Der Convent sollte sich zwar auflösen, doch waren zwei Dritttheile seiner Mitglieder berufen, in die neuen Körperschaften überzugehen. Da ihm das nicht genügte, so entspann sich ein förmlicher Kampf zwischen den bewaffneten Schaaren beider Parteien. Napoleon Buonaparte, den wir bald näher kennen lernen werden, führte damals die Schaaren des Convents an und verschaffte ihnen den Sieg, worauf er unter dem Titel „General des Innern" zum Commandant von Paris ernannt wurde. Da er sich aber von jetzt an hütete, mit dem verhaßten Convent fernere gemeinschaftliche Sache zu machen, so erkannte dieser die Constitution an und löste sich am 26. October 1795 auf. Am 28. versammelten sich dann die gesetzgebenden Räthe zum ersten Male.

Die fünf Directoren, welche erwählt wurden, als oberste Gewalt in Frankreich zu herrschen, waren Sieyes, Reubel, Barras, la Reveillère-Lepaux und Letourneur. Der Erstgenannte entschuldigte sich jedoch, weil ihm vorerst die Umstände noch zu bedenklich schienen, in pfäffisch heuchelnder Weise, und an seine Stelle wurde Carnot gesetzt.

Während sich so in Frankreich eine Staatsgewalt aus und nach der andern entwickelte, wurden die Kämpfe nach außen fortgesetzt und zwar meist mit Glück. Man wird dieses Glück übrigens leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die französischen Heere

fortwährend anwuchsen, und zwar theils durch Aushebungen, theils durch den freiwilligen Zuzug so der Fanatiker, wie derer, welche im Heere eine Zuflucht gegen die revolutionäre Regierung oder gegen die Noth der erwerblosen Zeit suchten; und wenn man ferner erwägt, daß die Kämpfer dieser französischen Armeen, theils von Verzweiflung getrieben, theils von einer falschen oder wahren Begeisterung für die Nationalsache beseelt wurden. Dazu kam noch, daß die Nationalversammlung mit eiserner Consequenz gegen die Befehlshaber verfuhr, welche ihrer Erwartung nicht entsprachen. Wer sich auszeichnete, der war sicher, befördert zu werden, während der, dem es an Geschick oder Eifer fehlte, Absetzung oder selbst den Tod zu erwarten hatte.

Was vermochten die Alliirten solchen Hebeln entgegen zu setzen? Zwar hatten die Oesterreicher den Feldzug von 1794 mit Nachdruck eröffnet und der Prinz Koburg war über die Sambre bis Lambrecy vorgedrungen. Aber die Franzosen beschlossen nun den Angriff von zwei Seiten, indem sie die Festungen dabei umgingen. Pichegru drang in Westflandern vor und siegte, wenn auch schwer, am 22. Mai über Koburg bei Tournay. Noch härtern Kampf bestand Jourdan an der Sambre. Der Erbprinz von Oranien, Kaunitz und Beaulieu vertheidigten mit Heldenmuth die Thore von Brüssel; da stürzten sich die Republikaner zum fünften Male über die Sambre, eroberten das eingeäscherte Charleroy — und Jourdan schlug die vereinten Armeen der Oesterreicher am 26. Juni bei Fleurus so, daß diese sich zurückzogen und Belgien zum zweiten Male in die Hände der Franzosen fiel. Jourdan stand aber von der Verfolgung der Oesterreicher, die jetzt von Clerfait befehligt wurden, nicht ab, trieb sie über die Maas und am 5. October bei Köln über den Rhein, so daß nun der ganze Niederrhein ihm gehorchte. Aber auch am Oberrhein waren die Republikaner unter Michaud und Moreau so siegreich gewesen, daß die Oesterreicher und Preußen nach den Schlachten bei Edesheim und Kaiserslautern auf das rechte Rheinufer zurückwichen. So war nun das ganze linke Ufer, bis auf Mainz und Luxemburg, in der Franzosen Gewalt,

die Raub, Schändung, Verwüstung und Mord über Städte und Dörfer verhängten. Am glorreichsten fiel Pichegru's Zug nach Holland aus. Ueber die gefrornen Flüsse vordringend, schlug er allenthalben die Holländer und die ihnen zu Hilfe gekommenen Engländer zurück. Dabei kam freilich der Holländer Widerwillen gegen die Erbstatthalter zu Hilfe. Nimwegen fiel am 29. Oct. 1794, dann drang er bis Breda, setzte im Januar 1795 über die Waal und trieb die Feinde über Leck und Yssel auf deutschen Boden. Der Erbstatthalter legte seine Würde am 17. Januar 1795 nieder und floh nach England. Das ganze Land ergab sich in wirrem Freiheitstaumel den Siegern, die Patrioten verkündeten Volkssouveränität und Menschenrechte, Holland erklärte sich zur batavischen Republik und trat mit der französischen in ein Schutz- und Trutzbündniß, wofür sich diese 100 Millionen Gulden Kriegskosten, Holländisch Flandern, die Städte an der Maas, Oeffnung der Schelde, die Hälfte der Armee und einen Theil der Flotte zum Lohn erbat. Auch in Piemont hatten die Republikaner die Oberhand bekommen; ja, sie fielen selbst in Spanien ein und eroberten dort mehrere Festungen.

Der Großherzog von Toskana schloß zuerst Friede mit der Republik (15. Februar 1795), dann am 5. April zu Basel der König von Preußen, welcher das linke Rheinufer bis zum allgemeinen Frieden den Franzosen überließ und durch eine Sicherheitslinie (Demarcationslinie) zwischen Nord- und Süddeutschland seine Neutralität zu sichern suchte. Kurhessen, Hannover und Spanien thaten ein Gleiches. Daß selbst die Helden der Vendée zu jener Zeit die Waffen niederlegten und die Republik anerkannten, haben wir schon früher erzählt.

Auch gegen die Oesterreicher war der Krieg der Republikaner im J. 1795 anfangs mit Glück gekrönt. Luxemburg mußte aus Hungersnoth capituliren. Jourdan verfolgte die Oesterreicher über den Rhein bei Düsseldorf, das sich feig ergab, dann über Wipper, Sieg, Lahn und Main, und schloß Mainz ein, während Pichegru Mannheim ohne Gegenwehr nahm. Aber Wurmser eroberte dann Pichegru's Lager bei Mannheim, während Clerfait Jourdan

bei Höchst schlug, bis Düsseldorf verfolgte, dann Mainz wieder erstürmte und im November auch Mannheim zur Uebergabe zwang. Beide Theile gingen darauf einen Waffenstillstand ein. Die Holländer aber wurden wegen ihres Anschlusses an Frankreich von den Engländern hart zur See bedrängt und Elphinstone nahm ihnen im September das Vorgebirge der guten Hoffnung.

6. Revolutions-Moden.

Zeigte uns das politische Treiben der Franzosen Gräuel und Scheußlichkeiten, vor deren Erzählung man fast zurückbebt, so enthüllt uns dagegen das bürgerliche Leben die lächerlichsten Jämmerlichkeiten und Albernheiten. Am besten werden sich diese in einer kurzen Schilderung der Moden abspiegeln, denn die Mode ist stets ein Widerschein der Zeit und der Sitten. —

Seitdem es in Frankreich unter Ludwig XV. üblich geworden war, England zu besuchen und dessen Sitten und Gebräuche nachzuahmen, hatte sich ein unverkennbares Streben nach Vereinfachung der steifen und abgeschmackten Moden gezeigt, das jedoch nur auf den größten Umwegen zum Ziele gelangte. Unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution wurden die Trachten und ihre Namen von allen Völkern der Erde erborgt, und neben den Moden von Boston, wurden die von China, Indien und Malabar getragen, neben denen jedoch berühmte Persönlichkeiten ihr Recht behaupteten, wie z. B. der Kopfputz à la Cagliostro. Als die Notabeln berufen wurden, da ward die Aufmerksamkeit der Beherrscher der Moden auf die Provinz gelenkt, und die Trachten der Basken, der Provençalen, der Bearner, der Pikarden wurden zu idealen Nachbildungen ausgebeutet. Dabei stieg man in einem falschen Streben nach Wahrheit von der frühern Steifheit immer mehr zur Nachlässigkeit hinab, bis man endlich zu einer scheinbaren völligen Entkleidung oder scheinbaren Nacktheit gelangte.

Der Hof bewahrte seine Abgeschlossenheit selbst dann noch, als die Revolution bereits im vollen Gange war, und bei aller

Unterwürfigkeit, welche die Königin gegen die Mode bewies, hielt sie doch die Gesetze der äußern Wohlanständigkeit und der bei Hofe herkömmlichen Kleidung in Ehren. Roland de la Platrière, im Jahre 1789 Minister Ludwigs XVI., war der Erste, welcher in seinem Eifer die strengen vorgeschriebenen Schranken durchbrach und ohne das vorgeschriebene Hofkleid im Frack und runden Hute erschien. Es blieb das nicht unbemerkt, allein Roland war zu mächtig und stand bei dem Könige in zu hohem Ansehen. Der Ceremonienmeister konnte nur seufzen und klagte gegen den General Dumouriez: „Nicht einmal Schnallen hat der Mann in den Schuhen!“ — „Was!“ rief Dumouriez darauf aus, „ja dann ist Alles verloren!“ Und tiefer prophetischer Sinn lag in dieser Antwort.

Der Umsturz des Staates hatte einen Umsturz der Mode im Gefolge. Mit dem Reichthum und Wohlstande schwand zugleich die Mannigfaltigkeit der Farben und Stoffe, welche noch 1789 in den reichen Lagern der französischen Hauptstadt ausgelegen hatte; mit den Gesetzen kamen gleichzeitig die Webstühle zum Stillstand. Aus der Noth wurde eine Tugend: die Bürgerinnen von Frankreich waren gezwungen, sich einfach zu kleiden. Man sah fast nur noch dreifarbige Kleider, man schnitt die Haare ab, trug Männerhüte, trug seine Liebe zum Vaterland in einer dreifarbigen Schleife oder Kokarde zur Schau. Steine von der zerstörten Bastille ersetzten die verschwundenen Edelsteine, Schnallen von Kupfer traten an die Stellen der silbernen und goldnen, welche auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt waren, die seidenen Kleider machten den baumwollnen Platz.

Um sich möglichst weit von der Tracht zu entfernen, in welcher man gewohnt gewesen war, den Adel vor der Revolution zu sehen, schnitten die echten Söhne der Revolution ihre Haare ab, verbannten den Puder, kleideten sich in die Carmagnole (einen Ueberrock von braunem Wollenstoff), oder in eine kleine Jacke und weite, mit Leder besetzte Beinkleider. Aus dieser Verbannung der bis dahin üblichen Hosen (kurzen Beinkleider) entsprang auch wohl der Name Ohnehosen (sans-culottes), denn

ohne alle Beinkleider möchte man nie gegangen sein. Zur Vervollständigung dieser revolutionären Tracht diente die rothe Mütze — von alten Zeiten her ein Zeichen ungemessener Freiheit, zunächst aber den neapolitanischen Fischern entlehnt, und bis zum heutigen Tage das Wahrzeichen der Schreckensherrschaft — dann eine offen getragene Brust und ein mächtiger Knotenstock. Als eine Merkwürdigkeit hat uns die Geschichte überliefert, daß der Schreckensmann Robespierre im Gegensatz zu seinen wilden Gesellen die Tracht der alten Zeit beibehielt und sich nur sorgsam frisirt und gepudert seinen Bewunderern zeigte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, warum die französische Revolution bei ihrem Streben, Alles gleich zu machen, keine Nationaltracht geschaffen habe. Die Antwort ist leicht. Weil sie überhaupt nur niederreißen, aber nicht aufzubauen verstand, weil sie nur fremde Formen in urtheilsloser Weise nachäffen, nicht aber Neues schaffen konnte.

Man würde den französischen Leichtsinn gänzlich verkennen, wenn man glauben wollte, daß während der pariser Schreckenstage die Straßen und Plätze von Paris minder bevölkert und heitere Lust völlig ausgeschlossen gewesen wäre, wenn auch unmittelbar nach Erstürmung der Tuilerien einige Zeit erforderlich sein mochte, bis die ausgewanderten Helden der Mode durch neuen Anwachs ersetzt wurden. Auf einem Bilde, welches den innern Hof des Palais Royal im J. 1792 darstellt, zeigen sich lebhafte Gruppen von Spaziergängern, die sich durch ihre wundersamen und entstellenden Trachten auszeichnen. Die außerordentliche Länge des Fracks, der bis zu den Absätzen der Stolpenstiefeln hinabreicht, der ungeheure, bis zu der Mitte der Kopfhöhe hinanreichende Kragen, der mächtig aufgethürmte Haarbau, die Dicke des Zopfes und gewaltige Ohrringe bezeichneten damals die strebsamen Geister, welche die Stelle der vertriebenen Marquis einzunehmen bemüht waren. Der allgemeine Schrecken schreckte die Kleidernarren nicht und unter dem drohenden Henkerbeil bewahrten sie ihre Ansprüche auf Auszeichnung durch stutzerhaftes Wesen, welches bei Franzosen und Engländern niemals ohne seine

Vertreter bleiben wird. Die einzig eingetretene Veränderung war die, daß die Schreiber, Ladendiener und sonstigen Schmarotzerpflanzen der Café's, welche an die Stelle des emigrirten Adels getreten waren und seine Weise nachahmten, denselben nur in Verkehrtheiten und Geschmacklosigkeiten zu übertreffen wußten.

Daß der fleißige Gebrauch der Lorgnetten und sonstigen Sehgläser bei diesen Muscadins und Incroyables nicht fehlte und es Mode=Ausdrücke gab, welche das dritte Wort in ihrem Munde bildeten, versteht sich von selbst; allein auch das gehörte zu ihren Lächerlichkeiten, daß sie kein R und kein L tönen ließen und daher eines der beliebtesten Worte jener Zeit, das Wort merveilleux „mawäjöh" aussprachen. Aus diesem Grunde bezeichnete man auch die Zierbengel jener Zeit mit dem Ausdruck Merveilleux. Aus jener ehrlosen Zeit schreibt sich auch der häufige Gebrauch des paole d'honneu her, und unter die Ausgezeichnetsten des Tages gehörte der Sänger Garat, dessen paole de Gaiat zu jener Zeit sprichwörtlich geworden war und welcher keine Abgeschmacktheit erdenken konnte, die ihm nicht auf der Stelle von Tausenden nachgeäfft worden wäre. Bemerken müssen wir jedoch, daß viele der sprachlichen Verkehrtheiten in der Mundart des pariser Volks begründet waren, dem die Aussprache des r (namentlich am Ende der Worte), sowie das richtige Mouilliren des ll und Anderes stets unmöglich gewesen war. Zugleich mit seiner politischen Herrschaft breitete sich auch seine Aussprache (z. B. das mosiöh statt monsieur) über das ganze Land aus und drang selbst in das Ausland ein. Seit 1848 hat man sich von Neuem bemüht, der pariser Aussprache allgemeinere Geltung zu verschaffen.

Die Merveilleux, Muscadins und Incroyables waren also die Ersatzmänner der Muguets, Petitmaitres, Roués und Marquis der monarchischen Zeit, eben so verdorben, eben so nichtswürdig, eben so fad, und nur an Geschmacklosigkeit ihnen weit voranstehend. Sie waren nicht ohne Muth und trotzten selbst dem Berge, hoben aber doch erst seit dem 27. Juli 1792 stolzer ihr Haupt. Ihr eigentliches Reich begann aber erst mit dem

Directorium, indem sie erst nach dem völligen Sturz des Berges es wagten, ungescheut und öffentlich mit ihren hoffährtigen und tollen Ansprüchen hervorzutreten. Man erkannte sie nun an ihren gepuderten Haaren, deren lange Flechten am Hinterkopfe mit einem Schildkrötenkamme in Wülsten aufgesteckt waren, während sie vorn an beiden Seiten in zwei dicken und langen Strähnen — Hundeohren genannt — bis auf die Mitte der Brust hinabhingen. Sie trugen ferner einen Klapphut mit einem unmäßig breiten Rande und verkrochen sich mit Hals und Kinn in eine sehr weite und hohe Halsbinde, die sich lange Jahre hindurch in Mode erhielt. Zur Vollendung des Anzugs gehörten aber noch immer große Ohrringe — die echten Zeichen barbarischer Zeiten — die fast bis auf die Schultern hinabhingen. Der kurze, viereckig geschnittene Rock, mit übermäßig breiten Klappen, der jedoch meist bis oben hinauf zugeknöpft war, bezeichnet den Uebergang von den Trachten des achtzehnten zu denen des neunzehnten Jahrhunderts.

Ueberboten wurden alle diese Ausschweifungen durch die Frauen. Demoiselle Aubry, Statistin der Oper, Sophie Momoro, Tochter eines Deputirten, und die Sängerin Maillard, eine riesige Gestalt, die schon von den Marquis des Königsthums vergöttert war, hatten sich dazu hergegeben, in schamloser Nacktheit als Göttinnen der Vernunft auf den Altar gestellt zu werden, und diese zügellose Frechheit sollte kein Vorrecht der Schreckenszeit bleiben, sondern wurde auch in die Gesellschaftssäle derer eingeführt, welche die Erben des Berges waren. Viel trug dazu die Armseligkeit der französischen Geister bei, die ihre republikanischen Vorbilder nur dem griechischen und römischen Alterthum zu entlehnen verstanden, aber bei dieser Entlehnung auch wieder nur ihrem verdorbenen und sittenlosen Geschmack folgten. So kam es, daß die Nacktheit einer Phryne oder Lais dem Gewande einer Cornelia vorgezogen wurde. Nicht wenige Frauen thaten der Natürlichkeit zu Liebe Alles ab, was Form und Umriß verbarg. Ein Leibchen von Rosatricot und Beinkleider von demselben Stoffe trugen wenigstens den Namen einer Kleidung. Josephine von Beauharnais, die gefällige Freundin eines Barras, später

sogar Kaiserin von Frankreich, sowie ihre Freundin, Madame Tallien, Gattin eines Mitgliedes des Jacobinerklubbs, später Fürstin von Chimay, gestatteten sich in Beziehung auf Durchsichtigkeit der Trachten bis an die äußerste Grenze des Erlaubten vorzuschreiten, und man erzählt sich namentlich von Josephine, daß sie es liebte, fleischfarbene Strümpfe mit getrennten Zehen zu tragen und letztere mit kostbaren Ringen zu schmücken. Allein so nachsichtig man gegen jede absolute Nacktheit war, so lange sich dieselbe auf den Gesellschaftssaal beschränkte, so fanden doch einige Frauenzimmer, welche dieselbe auf die öffentlichen Spaziergänge verpflanzen wollten, eine so üble Aufnahme, daß der Versuch nicht wiederholt wurde.

Dennoch waren auch die Trachten, in denen sich das weibliche Geschlecht öffentlich zeigte, mehr Enthüllung als Verhüllung, da sie jeden Umriß des Körpers zeigten, und zwar um so deutlicher, als unter ihnen höchstens ein Hemd getragen wurde. Die Enge des Rockes nöthigte noch zu einem Aufheben, um das Ausschreiten möglich zu machen, und am obern Theile war der Ausschnitt so tief, daß der Busen frei zur Schau lag. Dieser Anzug, gewissermaßen nur ein Oberhemd von Percal oder Musseline, war unter dem Busen mit einem einfachen Bande von rother Wolle gegürtet. Anstatt der Aermel trug man anfangs eng anliegende Tricots, später jedoch die Arme nackt. Die Haare trug man in einen Knoten aufgebunden, durch ein Band von rother Wolle in verschiedenen Absätzen festgehalten. Selbst die Schuhe von rothem Maroquin wurden durch das unvermeidliche rothe Band, dessen Bedeutung wir sogleich kennen lernen werden, festgehalten.

Bemerkenswerth ist, daß, während die Frauen sich mit Vorliebe den Trachten des republikanischen Alterthums hingaben, die Männer fest an der altfranzösischen, mehr noch an der englischen Tracht hielten, einige junge Maler und Schauspieler ausgenommen, die sich in bloßem Kopf mit nacktem Halse und unbekleideten Armen und Beinen in einem kurzen Waffenrock mit rothwollener Einfassung auf den Straßen zeigten. Von den Incroyables,

die ihre Zöpfe, Kämme und Hundeohren zum Theil bis 1799 trugen, haben wir schon oben gesprochen. Der gesetztere Theil der Männerwelt benutzte dagegen die neugewonnene Freiheit höchstens zu einigen Umgestaltungen der Frisuren oder trug die Haare ohne Puder, indem man der altfranzösischen Tracht im Wesentlichen treu blieb. Der Anzug eines solchen Mannes — der zu der feinen, aber nicht stutzerhaften Welt gehörte — bestand zu den Zeiten des Directoriums in einem lichtblauen Frack mit blanken Knöpfen, einer weißen, vorn offnen und mit schwarzem Sammt eingefaßten Weste, einem offenen Hemde von sehr feiner Leinwand, das über der Brust von einem mit Diamanten besetzten Herzen zusammengehalten wurde, einer ungeheuern Halsbinde von weißem Mousselin, die bis über die Mitte der Ohren hinaufreichte und nach vorn zierlich eingebogen, auch mit gewaltigen Schleifen versehen war, eng anliegenden langen Beinkleidern von Nankin, die auf den Näthen mit schwarzer Stickerei versehen waren und in Stiefelchen staken, welche nur bis an den Anfang der Waden reichten. Es ist dies derselbe Anzug, der unter dem Namen „Wertheranzug" in Deutschland viele Jahre in Aufnahme blieb und nur noch dadurch verschönert wurde, daß an die Stelle der Nankinbeinkleider lederne Unaussprechliche traten, die so eng anliegen mußten, daß sie nur feucht angezogen werden konnten. War aber Jemand nicht so glücklich, sich dabei fremder Hilfe bedienen zu können, so wurden sie zwischen zwei Stühlen ausgespannt und von oben bestiegen, so daß es oft mehrere Stunden erforderte, wenn ein Musteranzug ohne Fältchen hergestellt werden sollte.

Es ist eine eigenthümliche, aber furchtbare Erscheinung der Zeit, daß die Franzosen, als kaum die Tage der Schreckensherrschaft vorüber waren, sich getrieben fühlten, den Schrecken selbst zum Gegenstand der Mode zu machen und mit fast unglaublichem Leichtsinn die schrecklichen Erinnerungen an Verurtheilungen und Hinrichtungen in der Kleidung festzuhalten. Aus der Kürzung der Haare, welche der Scharfrichter bei den Opfern der Guillotine vornahm, machte man eine Mode, welche man die Toilette der Verurtheilten nannte, und selbst den Blutstrom des

Fallbeils hielt man fest in dem rothwollenen Streifen, der die unvermeidliche Einfassung der Röcke wurde. Auch Frauen opferten ihre Haare, um sich à la victime zu tragen, und schlangen ein rothes Band um den Hals, um die Aehnlichkeit noch zu erhöhen. Konnte aber diese Gräßlichkeit noch überboten werden, so geschah das durch die Tanzwuth, welche sich der Pariser unmittelbar nach dem Sturze Robespierre's bemächtigte. Es wurden Bälle veranstaltet, zu denen Niemand zugelassen wurde, der nicht einen Vater oder eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester, einen Gatten oder eine Gattin durch gesetzlichen Mord verloren hatte. Und von dieser Wuth waren nicht etwa einzelne Klassen, es war die ganze Bevölkerung von derselben befallen. Die Kannibalen tanzten auf den Opferplätzen ihrer gefallenen Brüder! Man tanzte nicht nur in weltlichen Gebäuden, sondern auch in geistlichen: im Noviziat der Jesuiten, im Kloster der Karmeliter, im Seminar von St. Sulpice, in den stillen Räumen der Töchter der heiligen Maria. Auf diesen Bällen waren die erwähnten durchsichtigen Kleider und schamlosen Nichtverhüllungen zu Hause, und gleichwohl — so sehr hatte man alles Gefühl für das Edle vergessen — pries man sie, als die „wiederherstellenden Tempel der Anmuth und Würde, die Paris einst zur Hauptstadt der civilisirten Welt gemacht hätten.“ Man stellte sie dar als die Zufluchtsorte des guten Tones, der feinen Sitte und der Vergnügungen, an welchen Unschuld und wahre Sittlichkeit theilnehmen könnten! Dabei waren diese Bälle zum Theil mit so verschwenderischem Luxus ausgestattet, daß z. B. in dem Hause Mercy, dessen Bälle aber von denen im Palast Richelieu noch übertroffen wurden, der Eintrittspreis auf 96 Fr. festgestellt war.

Doch genug hiervon! Wenden wir uns jetzt nach einer ganz andern Seite.

7. Preußen und Polen.

In Preußen war mit dem am 17. August 1786 erfolgten Tode Friedrichs II. dessen Neffe Friedrich Wilhelm II. auf den Thron gelangt.

Geboren am 25. September 1744 war er der Sohn des Prinzen August Wilhelm, des zweiten Bruders Friedrichs II., und schon 1758, nach dem Tode seines Vaters, von seinem Oheim zum Prinz von Preußen ernannt. Begabt mit körperlicher Schönheit, einnehmend in seinem Betragen, von ausgezeichneten geistigen Anlagen, ward er gar bald der Liebling seiner Umgebungen. Mit großer Leichtigkeit bemächtigte er sich der neuern Sprachen und trieb auch das Lateinische mit Erfolg, indem er dabei keineswegs die realen Wissenschaften und die Kunst vernachlässigte. Wie Friedrich auf der Flöte, ward er ein Meister auf dem Violoncell. Einfach in seinem ganzen Wesen, sah man ihn oft im schlichten Soldatenrocke im Thiergarten lustwandeln und sich dort mit den spielenden Kindern unterhalten. Den jährlichen Musterungen wohnte er gewissenhaft bei und bereiste bei diesen Gelegenheiten die Provinzen des Reichs, ohne sich aber viel um die innere Verfassung zu kümmern. Galt es dagegen im Kriege, so war er der Ersten Einer, theilte treulich jedes Ungemach mit dem gemeinen Soldaten und stand unerschüttert im dichtesten Kugelregen.

Was hätte aus diesem Prinzen werden können, wäre er besser geleitet. Allein merkwürdiger Weise vernachlässigte ihn Friedrich II., gestattete ihm keine Theilnahme an den Regierungsgeschäften und stieß ihn durch mürrische Laune von sich zurück. Als sich nun der Prinz Ausschweifungen überließ, ward der königliche Oheim noch übler gegen ihn gestimmt, ohne doch etwas zu thun, um die früher begangenen Fehler zu verbessern. Nur ein Mal bezeugte der Oheim dem Neffen seine Zufriedenheit, und das war während des bayerischen Erbfolgekriegs (1778), als der Prinz mit wahrem Heldenmuthe den österreichischen General W u r m s e r zurückgeworfen und dann eine preußische Heeresabtheilung glücklich aus Böhmen geführt hatte.

Leider! waren auch des Prinzen eheliche Verhältnisse nicht glücklich und trugen daher bei, ihn auf falsche Wege zu werfen. Seine erste Ehe, mit E l i s a b e t h C h r i s t i n e U l r i k e, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg im J. 1765 geschlossen, wurde bereits 1769 wieder getrennt, und der noch in

demselben Jahre zustande gekommene neue Ehebund mit der Prinzessin Friederike Louise von Hessen-Darmstadt konnte eben so wenig glücklich ausfallen, da der Prinz jetzt bereits für glückliche eheliche Verhältnisse verloren war und die Liebesabenteuer, an denen er Geschmack gefunden, ein innigeres Verhältniß unmöglich machten. Besonders war es seine nahe Beziehung zu der nachmaligen Gräfin von Lichtenau, welches moralisch auflösend auf ihn einwirkte.

Der Vater dieser welthistorisch gewordenen Person war Waldhornist bei der königlichen Kapelle und hieß Enke. Die älteste Tochter dieses Mannes war durch Körperschönheit so ausgezeichnet, daß ein Graf Matuschki sie entführte und sich in Venedig mit ihr trauen ließ. Nach Berlin zurückgekehrt, machte die junge Gräfin daselbst ein großes Haus, das auch der Prinz von Preußen gern besuchte und dabei die jüngere Schwester der Gräfin, die erst 13jährige Wilhelmine Enke kennen lernte. Er fühlte sich durch die unaussprechliche Lieblichkeit des Kindes gefesselt, brachte dasselbe zu einer Dame nach Potsdam, hielt ihm geschickte Lehrer, unterrichtete es täglich selbst und hatte die Freude, zu sehen, wie es körperlich und geistig sich immer herrlicher entfaltete. Mit den Jahren wuchs aber auch das sinnliche Verlangen; 1767 wurde Wilhelmine des Prinzen Geliebte. Friedrich II. schickte zwar sie sammt ihrer Schwester aus dem Lande, doch erhielten sie nach einem kurzen Aufenthalt in Paris die Erlaubniß zur Rückkehr.

Anstandshalber ward nun Wilhelmine mit dem prinzlichen Kammerdiener Rietz copulirt, doch blieb dies nur eine fingirte Ehe. Mit Friedrich Wilhelms Thronbesteigung fiel alle weitere Rücksicht weg; Madame Rietz wurde (1792) als Gräfin von Lichtenau der Königin vorgestellt, erhielt zugleich schöne Güter in Schlesien und ein baares Capital von einer halben Million. Das Verhältniß dauerte bis zu des Königs 1797 erfolgten Tode. Kaum war dieser erfolgt, als man auch über die Unglückliche schwere Haft und Untersuchung verhängte, in deren Folge sie zwar unschuldig befunden wurde, aber dennoch auf die Festung Glogau

kam, nachdem man ihr ganzes Vermögen eingezogen hatte. Drei Jahre später erhielt sie ihre Freiheit wieder nebst einer jährlichen Pension von 4000 Thalern. Dann entzog man ihr auch diese wieder, gab ihr aber einen Theil ihres Vermögens zurück. Nochmals verheirathete sie sich wieder, und zwar mit dem Schauspieldirector Holbein zu Hannover; die Ehe wurde aber bald wieder getrennt. Sie verlebte dann ihre letzten Jahre in völliger Zurückgezogenheit und starb 1820. Gewiß durfte sie mit Maria Stuart sagen: „Ich bin besser als mein Ruf!“ Wenn Preußen unter Friedrich Wilhelm II. in seinem Ansehen sank, das Schiedsrichteramt verlor, welches es unter Friedrich II. erworben hatte und durch verderbliche Politik die Wirren der Zeit begünstigte, so war das nicht etwa der Lichtenau zuzuschreiben, wie in Frankreich einer Pompadour, sondern die Gründe dafür lagen tiefer. Die ehrenwerthesten Männer haben den trefflichen Charakter jener Frau anerkannt und ihr in ihrem Unglück die unzweideutigste Theilnahme bewiesen. So viel steht fest, daß die Gräfin Lichtenau selbst ihre nächsten Anverwandten wenig bedachte. Ihre Eltern starben in Dürftigkeit, ihre jüngere Schwester heirathete einen Kaufmann, und ihre Brüder haben es kaum bis zu einem bürgerlichen Wohlstande gebracht. — Doch zurück zu Friedrich Wilhelm II.

Das Volk hoffte Großes von seinem neuen Könige, und erfüllte derselbe diese Hoffnungen nicht, so ist, wie wir schon bemerkten, die Vernachlässigung anzuklagen, welche ihm durch Friedrich II. widerfahren war. Unbekannt mit den Regierungsgeschäften, mußte er mannigfach gemißbraucht werden von seinen Rathgebern. Dennoch berechtigte sein erstes Auftreten zu den besten Erwartungen und es traten Reformen ein, welche das Land längst ersehnt hatte. Vor allen Dingen wurde die französische Tabaks- und Kaffee-Administration abgeschafft und an deren Stelle ein Accise-, Zoll- und Commercien-Departement eingeführt, somit eine Menge Plackereien und Quälereien abgeschafft, die nur zu einem immerwährenden Kriege der Unterthanen gegen die Steuerbeamten reizten. Leider war aber die Freude über diese An-

ordnung nur von kurzer Dauer; der Ausfall in den Einkünften war zu stark und wurde dadurch ausgeglichen, daß man Abgaben auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse legte: eine Mehl- und Weizensteuer, Salz- und Zucker-Accise, sowie Stempelsteuer einführte. Der Volkswitz meinte, die Steuer sei jetzt von der Nase (Tabaksteuer) auf den Magen gelegt. Erfreulicher blieb die Aufhebung des Zucker-Monopols und die Entziehung aller Handelsbevorrechtungen zu Gunsten Einzelner. Mit dem Fall dieser Schranken entfaltete sich in Preußen ein großartiges Fabrikwesen und der Handel blühte auf. Straßenbau und die Anlage von Kanälen (z. B. die Verbindung der Havel mit dem Ruppiner-See) trugen ebenfalls dazu bei, daß das Geschäftsleben sich mehr regte. Die großen Bauten aber, welche Friedrich Wilhelm in Berlin, Potsdam und in den Provinzen ausführen ließ, brachten viel Geld unter die Leute, und der Wohlstand des Landes hob sich zusehends.

Sehr gereicht es Friedrich Wilhelm II. zur Ehre, daß unter ihm endlich die deutsche Gelehrsamkeit die Anerkennung fand, welcher ihr so ungerechterweise von dem für Frankreich eingenommenen Friedrich II. versagt war. Deutsche Gelehrte wurden nun zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften ernannt und die heilige Angelegenheit der Volksbildung ernst in die Augen gefaßt. Schon 1787 wurde ein Oberschul-Collegium eingesetzt und ihm die Aufsicht über alle höhern und niedern Bildungsanstalten des ganzen Staats anvertraut. Unter dieser Behörde standen die Provinzialschulräthe. Besonders wurde dabei die Volksschule in das Auge gefaßt, und deshalb Schullehrerseminare errichtet. Aber alle diese Anstalten zum Bessern konnten nichts fruchten, so lange der in den letzt vergangenen Jahren in Preußen eingebürgerten auflösenden Philosophie und Religionsverachtung nicht ein Damm entgegengesetzt wurde. Ging man dabei zu weit — verfuhr man zu hart — verfiel man in das entgegengesetzte Extrem — wir wagen darüber nicht zu entscheiden; nur so viel steht fest, wenn man unbefangen die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit, das oft scandalöse Leben und Lehren der freisinnig sein und scheinen wollenden

Prediger, die zweifelvollen Vorträge der Universitätslehrer bedenkt, daß die Zustände, zu denen Friedrichs II. so oft gemißbrauchtes „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" geführt hatte, mit der christlichen Kirche wenig vereinbar waren. Erwägt man ferner, daß der König in Frankreich das traurige Beispiel vor Augen hatte, welches ihm mit Schrecken zeigte, wohin es führe, wenn die große Menge in Religionsverachtung erzogen werde, so wird man um so geneigter sein, ihn zu entschuldigen, nicht aber zu verdammen, wenn er einen Wöllner 1788, also zu einer Zeit, wo die Einsichtsvolleren bereits erkannten, welche Wendung in Frankreich werde eintreten müssen, zum Minister der geistlichen Angelegenheiten beförderte.

Johann Christian Wöllner war der Sohn eines Predigers zu Dövritz, geb. 1727. Er hatte zu Halle Theologie studirt und war seit 1759 Prediger in Großbehnitz, unweit Berlin. Als ein vielseitig gebildeter Mann schrieb er über verschiedene Gegenstände, auch über Landwirthschaft, die damals noch sehr im Argen lag und dringend der Verbesserung bedurfte. In Folge dieser gediegenen schriftstellerischen Thätigkeit wurde die Aufmerksamkeit des Prinzen Heinrich von Preußen auf ihn gelenkt, der ihn auch alsbald zu seinem Kammerrath ernannte. Wie sehr er sich in seinem neuen Amte bewährte, geht daraus hervor, daß ihn der König 1786 adelte und zum Oberfinanzrath und Intendant des königlichen Bauwesens, 1788 aber zum Staatsminister und Chef der geistlichen Angelegenheiten ernannte. Den Antritt seines neuen Wirkungskreises bezeichnete Wöllner damit, daß er sein Religionsedict erließ, welches als ein Werk der engherzigsten Tyrannei verrufen wurde, obgleich es weiter nichts enthält, als die Verfügung, daß protestantische Geistliche und Schullehrer bei Strafe der Cassation nur das lehren sollten, was der einmal festgesetzte Lehrbegriff ihrer Religionspartei mit sich bringe. Das Edict verfügte demnach nichts Anders, als einen Grundsatz, der in unsern Zeiten in allen Staaten (wenn wir nicht Nordamerika etwa ausnehmen wollen) anerkannt und Gesetz ist. Unter Friedrich II.

hatte sich aber Jeder gewöhnt, zu lehren, was ihm beliebte, und daher entstand der größte Widerstand, in Folge dessen Wöllner seine Maßregeln verschärfte und ein Censuredict für theologische Schriften erließ, dem noch die Errichtung einer geistlichen Immediat-, Examinations- und Visitationscommission folgte, also nur Einrichtungen, die man in unsern Zeiten für unerläßlich hält. Auch der neue Katechismus, dessen Einführung Wöllner befahl, wich in keiner Beziehung von dem lutherischen ab, wurde aber gleichwohl von der theologischen Facultät zu Halle 1789 gemißbilligt. In unsern Zeiten würde man in keiner Hinsicht einen Grund zu einem Widerstand gegen die Wöllner'schen Einrichtungen finden, allein in jenen Zeiten der ausgebreitetsten und ausgebildetsten Freidenkerei endete die Reaction nicht, so lange Wöllner am Ruder war. Friedrich Wilhelm III. entließ Wöllner bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1797, handelte aber später gegen lutherische Prediger, die sich seinen Anordnungen nicht fügen wollten, hundert Mal strenger, als Wöllner je zu handeln gewagt hatte. Der Entlassene lebte seitdem auf einem seiner Güter, Groß-rietz bei Beeskow, wo er auch 1800 starb. —

Von Wichtigkeit war es ferner, daß das schon von Friedrich II. vorbereitete allgemeine Gesetzbuch für Preußen, das theilweise noch jetzt geltende Allgemeine preußische Landrecht, unter Friedrich Wilhelm II. zu Stande kam. Es war eine schätzbare Grundlage, auf der aber bald endlose, unübersehbare Nachträge, Berichtigungen, Beschränkungen, Erweiterungen &c. &c. aufgebaut wurden und werden mußten.

Was endlich des Königs politische Unternehmungen betrifft, so zeigte sich in ihnen, wie in allem seinem Thun der redlichste, beste Wille, dem jedoch die Kraft und Ausdauer fehlte. Daher wurde der von dem sparsamen Vorgänger gesammelte Schatz ziemlich erfolglos verschwendet und sogar eine Schuldenlast von 28 Millionen gehäuft. — Die erste politische Handlung Friedrich Wilhelms II. war der Beistand, welchen er dem Erbstatthalter von Holland 1787 leistete.

Unter dem Einfluß Englands war dem Hause Oranien die

erbliche Statthalterschaft Hollands auch in weiblicher Linie zuerkannt. Obgleich Deputirte aus allen sieben Provinzen der Republik unter dem Namen der Generalstaaten die allgemeinen Angelegenheiten des Landes besorgten, so blieb doch dem Erbstatthalter die höchste vollziehende Gewalt, sowie die Aufsicht über die Land- und Seemacht. Nun bildeten sich aber im Lande zwei Parteien: die oranische, welche der eingeführten Regierungsform ergeben war und des Erbstatthalters Rechte sogar noch zu erweitern strebte, und die patriotische, die in dem Erbstatthalter, dem Schützling des von den Holländern stets gehaßten England, den ersten Feind der Republik erblickte. Zu der letztern gehörten namentlich die Kaufleute und deren natürlicher Anhang.

Als sich die Nordamerikaner der Herrschaft ihres Mutterstaates England entzogen und die Franzosen ihnen dabei kräftig beistanden, da schlossen sich auch die Holländer den letztern an, um England zu schaden. Aber England rächte sich, nahm in wenigen Monaten den Holländern ihre außereuropäischen Besitzungen, vernichtete durch seine Flotten ihren Handel. Dieses Mißgeschick brachte man auf Rechnung des Erbstatthalters Wilhelms V. Man klagte ihn an, die Seemacht absichtlich vernachlässigt zu haben, um seinen Beschützern in die Hände zu arbeiten. Die langverhaltene Gährung brach in einen offenen Aufstand aus, die oranischen Truppen wurden vertrieben, Wilhelm für seiner Würde entsetzt erklärt und zur Flucht nach Nimwegen gezwungen (1786). Seine Gemahlin, eine Schwester des Königs von Preußen, reiste nach dem Haag, eine Versöhnung der Parteien zu versuchen, ward aber auf beleidigende Weise zurückgewiesen.

Friedrich Wilhelm verlangte Genugthuung, und da ihm diese nicht ward, so sandte er den Herzog von Braunschweig mit 24,000 Preußen nach den Niederlanden. Ihm demüthigten sich die erschreckten Kaufleute, und Wilhelm von Oranien wurde als Erbstatthalter wieder anerkannt. Großmüthig forderte Friedrich Wilhelm nicht einmal Ersatz für die aufgewandten Kriegskosten, obschon dieselben 6 Millionen betragen hatten, und doch war wenig gewonnen, denn einige Jahre später warfen sich die

Holländer, wie wir bereits wissen, den Franzosen in die Arme, und Wilhelm von Oranien mußte nach England entfliehen.

Dann bedrohten die Unterthanen des Bischofs von Lüttich ihren geistlichen Landesherrn mit Empörung (1789). Sogleich rückten 4000 Preußen in's lüttich'sche Gebiet, stillten die Unruhen, — aber Ersatz der Kriegskosten wurde wiederum nicht gefordert.

Oesterreich und Rußland verbündeten sich, bedrohten die Türkei und schienen die Türken aus Europa vertreiben, das Land aber unter sich theilen zu wollen. Da traten England, Preußen, Holland als Schutzherren der bedrängten Osmanen auf (1790) und Friedrich Wilhelm stellte ein drohendes Heer von 80,000 Mann an der böhmischen Grenze auf. Allein es ging Alles friedlich ab; Joseph II. starb und sein Nachfolger, Leopold II., war durchaus friedlich gesinnt. Die Convention zu Reichenbach glich alle Irrungen aus und Preußen hatte schwere Opfer ohne Nutzen gebracht, während die andern Mächte Vortheile errungen hatten, denn England behielt den Alleinhandel in der Levante und Rußland und Oesterreich vergrößerten ihre Länder.

Die französische Revolution hatte einen immer drohendern Charakter angenommen. Friedrich Wilhelm II. hatte am 28. August 1791 eine Zusammenkunft mit Kaiser Leopold II. in Pillnitz, und beide Fürsten beschlossen, dahin zu wirken, daß Ludwig XVI. wieder in volle Freiheit gesetzt, die deutschen Reichsfürsten aber, welche im Elsaß unter französischer Hoheit Besitzungen hatten und durch Aufhebung des Lehnwesens in ihren Rechten beeinträchtigt waren, vollkommen entschädigt würden. Auf die deshalb an die Nationalversammlung gestellten Anträge wurde französischer Seits mit Hohn und Kriegserklärung geantwortet. Wir wissen schon, wie die verbündeten Oesterreicher und Preußen in Frankreich eindrangen, wie Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der 50,000 Preußen befehligte, donnernde Manifeste vor sich her sandte, wie anfangs Alles gut ging, aber gar bald schon die Preußen durch Seuchen, Witterung, Mangel an Lebensmitteln erschöpft, von den revolutionären Heeren hart

bedrängt, sich kläglich zurückziehen mußten und nach einem Verlust von mehr als 12,000 Mann die Grenze wieder erreichten, indeß der französische General Custine in die Rheingegenden vorgedrungen war und Speier, Worms, Frankfurt am Main und Mainz erobert hatte. Wir wissen schon, wie alsdann noch einige Zeit mit wechselndem Glück gekämpft, dann aber, am 5. April 1795 der Friede zu Basel geschlossen wurde, bei welchem Preußen seine Besitzungen jenseits des Rheines verlor. Zwar versprach Frankreich, dafür zu sorgen, daß Preußen bei dem demnächstigen allgemeinen Friedensschlusse hinreichende Entschädigung für das Verlorne erhalte, — aber der von Friedrich II. gesammelte Schatz war nun verschwunden, das hohe Ansehen, in welchem die preußische Armee bis dahin stand, bedeutend geschwächt.

Nur nach einer Seite hin war die Politik Friedrich Wilhelms II. eine glückliche. Polens letzte Stunde hatte geschlagen!

In diesem unglücklichen Staate war noch immer Stanislaus August Poniatowski, der bereits die erste Theilung des Landes erlebt hatte, dem Namen nach König. Zwar war Polen seit jener ersten Theilung nur noch ein Staat zweiten Ranges, aber es schien dennoch wieder aufzuleben, seit ihm zufolge eines mit Friedrich Wilhelm II. geschlossenen Bündnisses (1790) dieser Letztere nicht nur die Integrität garantirt, sondern auch einen Beistand von 40,000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei zugesichert hatte, sobald sich irgend eine fremde Macht in seine Angelegenheiten mischen würde. Selbst Stanislaus August zeigte jetzt eine größere Energie, errichtete ein neues Heer, das bis auf 100,000 Mann gebracht werden sollte, und schlug eine liberale Constitution vor, die am 3. Mai 1791 unter Jubel proklamirt, angenommen und beschworen wurde. War auch diese neue Constitution in einzelnen Punkten mangelhaft, so stellte sie doch eine regelmäßige Regierungsform fest. „Die katholische Religion ward ihr gemäß Staatsreligion, alle übrigen genossen Duldung. Polen wurde nach Stanislaus Tode ein Erbreich für den Kurfürst von Sachsen, der mit einem Staatsrathe die vollziehende Gewalt erhielt. Die gesetzgebende blieb beim Reichstag, auf welchem nicht

mehr das liberum veto galt, sondern Stimmenmehrheit entschied. Die Rechte des Adels blieben unangetastet, die der Städte wurden aber vermehrt, auch die Bauern, die in der Hörigkeit blieben, wurden wenigstens unter den Schutz der Gesetze genommen."

Friedrich Wilhelm II. pries den großen Schritt der Nation und versicherte die innigste Theilnahme an dem Heile Polens. Leopold war freundlich gestimmt und kam sogar mit Preußen überein, Rußland zur Anerkennung der Verfassung und Selbständigkeit Polens zu bestimmen. Dennoch hatten sich die polnischen Patrioten getäuscht. Eine Anzahl Aristokraten war mit der neuen Verfassung unzufrieden, weil sie in derselben einen Schritt zur Einführung geordneter Zustände in dem unglücklichen Lande erblickten. Auch der Kurfürst Friedrich August von Sachsen zögerte, die Erbfolge anzunehmen und willigte erst später unter der Bedingung ein, daß alle Großmächte ihre Zustimmung ertheilten und einige Punkte der Verfassung geändert würden. Oesterreich hatte sein Augenmerk zu sehr auf Frankreich zu lenken, und Preußen erkaltete, weil sich die Polen weigerten, Danzig und Thorn abzutreten. Diese Verhältnisse benutzte die schlaue Kaiserin von Rußland, Katharina II., und ließ nach Beendigung des Kriegs mit der Pforte 100,000 Mann Russen in Polen einrücken, „um die Freiheit der Republik gegen das eingeführte Erbrecht zu schützen", indem sie zugleich die ganze neue Verfassung für französisch-jacobinisch erklärte. Unter dem Schutze der Russen bildete sich im Mai 1792 eine Conföderation von Aristokraten zu Targowitz, an deren Spitze Felix Potocki, Branicki, Kossakowski, Rzewuski u. A. standen. Sie erklärten ihr Mißfallen darüber, daß die Wählbarkeit des Königs und das liberum veto abgeschafft, die Bürger aber begünstigt werden sollten und wurden damit zu Verräthern an ihrem Vaterlande. Umsonst erhob sich das Volk in Masse, weder Oesterreich, noch Sachsen und die Pforte hörten auf den Hilferuf der von der Gewalt Bedrohten, und Preußen nahm sogar eine drohende Stellung an den Grenzen des Landes ein. Die polnischen Schaaren fochten heldenmuthig unter dem tapfern Koszinsko, mußten aber der Uebermacht

weichen, als selbst der König zu den verrätherischen Conföderirten übertrat und ein preußisches Heer gegen das Schutzgelöbniß, einen Theil des angeblich jacobinisch gesinnten Polens, nämlich Großpolen, besetzen ließ. Die Patrioten flohen, die Reue der Conföderirten kam zu spät. Auf einem erzwungenen Reichstag zu Grodno mußte das hilflose Volk ein hartes Gericht über sich ergehen lassen. Mit Gewalt der Waffen wurden die Landboten im November 1793 zur Billigung einer zweiten Theilung Polens gezwungen, wodurch mehr als die Hälfte des damaligen Gebiets abgerissen ward, und Polen zu einer vollkommen hilflosen Macht herabsank. Rußland eignete sich die größten Theile von Lithauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine zu, mehr als 4500 QM. mit 3 Mill. Einwohnern; Preußen bat sich den größten Theil von Großpolen (Posen, Gnesen, Kalisch) nebst Danzig und Thorn aus, mehr als 1000 QM. mit über einer Million Einwohnern. Zwar verbürgten sich Preußen und Rußland für die Unabhängigkeit des noch übrigen Polens und gestatteten die Umänderung der Verfassung, allein schon im October drang Katharina dem Reste von Polen einen Unionsvertrag auf, kraft welches sie sich die Leitung aller Kriege, die Entwerfung einer Constitution, das Einrücken russischer Truppen und die Entwaffnung des Polenheeres bis auf 16,000 Mann ausbedang.

Die polnischen Patrioten gaben indeß keineswegs ihre Hoffnungen auf, sondern vereinigten sich hier und da, trotz der Wachsamkeit der Russen, entschlossen, Polen zu retten oder zu sterben. Warschau war der Centralpunkt dieser Versammlungen, und man wählte in einer nächtlichen Versammlung den nach Leipzig geflüchteten Koszinsko zum Führer. Dieser verband sich mit mehreren Flüchtlingen; einer derselben, der General Zajonczek, kam verkleidet nach Warschau, fand hier viel Eifer, wenig Kräfte, aber erkannte, daß der Ausbruch der Empörung nicht lange mehr auf sich warten lassen werde. Nun stellten sich Thaddäus Koszinsko und Madalinski in Krakau an die Spitze der Rachedürstenden und riefen das ganze Land zum Aufstande. Die von Preußen und Russen besetzten Provinzen erhoben sich, vor allen

aber Lithauen. Die mit Sensen bewaffneten Polen vertrieben die Feinde, selbst Warschau wurde im April 1794 durch Ermordung der Russen in Freiheit gesetzt. Da nahten die Preußen, von ihrem Könige selbst angeführt, erstürmten Krakau und rückten vor Warschau. — Die Patrioten fanden nicht den gewünschten Beistand. Das Mißtrauen, welches zwischen Adel, Städten und Bauern herrschte, störte den Enthusiasmus für die heilige Sache, hintertrieb namentlich die allgemeine Vereinigung in den Tagen der Noth. Dennoch fochten die Sensenmänner in Lithauen, Polen und Großpolen mit solchem Glück, drangen sogar siegreich nach Preußen hinein, daß Friedrich Wilhelm II. im September 1794 die Belagerung von Warschau wieder aufheben mußte.

Da beendete ein neues russisches Heer unter dem schon so vielfach bewährten Suwarow die Siegeslaufbahn der Polen. Koszjusko wurde am 10. October bei Macziewica geschlagen, verwundet und gefangen. Dann rückten die Russen, Alles verheerend und sich grausam rächend für das unter ihren Brüdern angerichtete Blutbad, vor Warschau, erstürmten am 4. November die Vorstadt Praga, mehr als 20,000 Einwohner dem Racheschwerte preisgebend, und zwangen dann Warschau selbst zur unbedingten Unterwerfung. Der letzte Hoffnungsstrahl erlosch. Auch Oesterreich zeigte sich als Gegner der Polen. Es ließ Koszjusko's Gesandte, die Grafen Potocki und Piatoli, in Karlsbad verhaften und Truppen in Polen einrücken.

Die dritte und völlige Theilung des polnischen Staates in einem zu Petersburg zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen geschlossenen Vertrage (24. October 1794) war das Resultat dieser Siege. Preußen erhielt in demselben den Rest von Rawa und die Woywodschaft Masovien, insoweit sie auf dem linken Ufer der Weichsel und dem rechten des Bug lag, nebst einem Bezirke von ungefähr sechs Meilen auf dem rechten Ufer des erstgenannten Flusses, Warschau gegenüber; ferner die Woywodschaft Podlachien auf der rechten Seite des Bug; von den lithauischen Woywodschaften Troki und Samogitien Alles an dem linken Ufer des Niemen, und endlich von der Woywodschaft Krakau das

Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Krakau an der Grenze von Oberschlesien. Bei der Eintheilung dieser Länder erhielten diejenigen, welche zwischen der Weichsel und Schlesien, zwischen Westpreußen, der Neumark und Galizien lagen, den Namen Südpreußen; die Länder zwischen der Weichsel, dem Bug, dem Niemen und zwischen Ost- und Westpreußen den Namen Neu-Ostpreußen, und das Herzogthum Severien nebst einem Theile der Woywodschaft Krakau, welche zu Schlesien geschlagen wurden, den Namen Neuschlesien.

Oesterreich bekam die Palatinate Lublin und Sendomir, die Theile von Masovien, Podlachien, Brzesc und Chelm auf dem linken Ufer des Bug, mit der Stadt Krakau und einem Theile dieses Palatinats. Galizien ward nun in Ost- und Westgalizien eingetheilt. Gegen Preußen bildete die Weichsel unter Preza und der Bug, gegen Rußland der Bug bis nach Brzesc die österreichische Grenze.

Rußland gewann Volhynien, den größten Theil von Samogitien und Lithauen, sowie einen Theil von Brzesc und Chelm. Seine Grenze ging von Süden gegen Norden von Volhynien an dem Flusse Bug bis Brzesc in Lithauen, und bis Podlachien. Diese Linie umschloß zugleich die Palatinate Brzesc und Nowogrodek bis an den Fluß Niemen bei Grodno, und bis dahin, wo das rechte Ufer die preußische Grenze bildete, und von hier an der alten preußischen Grenze, mit Einschluß von Kurland, bis an das baltische Meer.

Der Name Polen verschwand aus der Reihe der europäischen Staaten und leider! muß man gestehen, daß es seinen Untergang selbst verschuldet hatte. Eine Volksmasse von 13 Millionen Menschen, die auf mehr als 13,500 QM. wohnte, ging in drei Theilungen auf die benachbarten drei großen Staaten über, zwischen welchen nun kein Mittelstaat mehr bestand. Man berechnet, daß in den drei Theilungen Rußland 8742 QM. mit 6,200,000 Einw., Preußen 2642 QM. mit 2,700,000 Einw., Oesterreich 2205 QM. mit 4,200,000 Einw. genommen hatte. Die drei theilenden Mächte übernahmen die Schulden des Staates

und des Königs Stanislaus August. Dieser letztere entsagte der Krone, die er einunddreißig Jahre unter wilden innern und äußern Stürmen getragen hatte, ward auf eine Pension von 200,000 Ducaten gesetzt und lebte anfangs unter Aufsicht zu Grodno, dann zu Petersburg, wo er starb.

Gleichzeitig riß Katharina Kurland, ein polnisches Vasallenland, an sich, indem sie den Herzog Peter Biron im März 1795 zur Abdankung zwang. —

Man mag über die Theilungen Polens urtheilen, wie man will, so viel ist nicht zu leugnen, daß wenigstens der Theil des Landes, welcher an Preußen gefallen war, sich von jetzt an wohler befinden mußte, als je zuvor. Der gutmüthige Friedrich Wilhelm II. schonte kein Geld, um die neuerworbenen Provinzen zu civilisiren und einen geordneten Rechtszustand in denselben zu gründen. Die rohe Willkür verschwand, der Mensch trat in seine Rechte, die Städte verschönerten sich, der Gewerbfleiß keimte empor, und bitter mußte es das edle Herz des Königs kränken, wenn er sah, daß die Polen alle diese Wohlthaten verkannten und im nationalen Hasse jeder beabsichtigten Verbesserung Schwierigkeiten in den Weg legten. Der Adel trug nur mit Widerstreben das vermeintliche Joch, und es kam ihm schrecklich vor, daß er von jetzt an unter einem Gesetze stehen sollte, daß deutsche Sprache und deutsche Sitte zugleich mit deutscher Bildung immer weiter um sich griffen und verhaßte Fremde da Befehle zu geben hatten, wo früher nur sein Wort galt. Mit Gewalt mußte der Zustand der Ruhe aufrecht erhalten werden und man konnte voraussehen, daß, sobald sich die Umstände nur einigermaßen änderten, die Polen sich als die grimmigsten Feinde erheben würden.

Das erlebte Friedrich Wilhelm II. indeß nicht mehr. Die Wassersucht machte am 16. November 1797 seinem Leben ein Ende. „Der Tod ist doch bitter!" waren seine letzten, für seinen Charakter sehr bezeichnenden Worte.

Preußen war trotz des schweren Verlustes am Rhein an Flächeninhalt größer, als je zuvor, denn außer der bedeutenden Antheile von Polen waren auch die beiden Fürstenthümer Anspach

und Baireuth erworben, welche der letzte Fürst des brandenburgisch-fränkischen Mannesstammes, der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander am 2. Dec. 1791 gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden an Preußen überlassen hatte. Der Staat umfaßte mit diesen neuen Erwerbungen 5300 □M. mit $8\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern. Aber der Schatz war erschöpft und der Grund zu den Schulden Preußens gelegt.

8. Napoleone Buonaparte.

Es war am 5. Februar 1768, als in der Stadt Ajaccio auf der Insel Corsica Napoleone Buonaparte oder — wie er später seinen Namen französirte — Napoleon Bonaparte geboren wurde, der Mann, welcher Frankreich demüthigen, aber zugleich auf für fast ganz Europa eine furchtbare Geißel werden sollte. Aber nicht nur seinen Namen, auch seinen Geburtstag fälschte er aus schlauer Berechnung. Corsica war nämlich erst im Julius 1769 von Frankreich unterworfen, und, um für einen gebornen Franzosen zu gelten, gab Napoleon zur Zeit seiner beginnenden Herrschaft den 15. August 1769 als seinen Geburtstag an. Den 15. August wählte er aber wahrscheinlich deswegen, weil derselbe ein kirchlicher Festtag zu Ehren der Jungfrau Maria war und in Frankreich besonders feierlich begangen wurde. Gern hätte er auch, um seiner Familie Glanz zu verschaffen, derselben einen alten Adel beigelegt. Alle Archive Italiens wurden demnach, während er herrschte, durchsucht, um Nachrichten von Buonaparte's aufzufinden — allein vergebens! Der Stammbaum ließ sich nur mit äußerster Mühe um hundert Jahre zurückführen und wies unter den Vorfahren keinen einzigen auf, der sich über das alltägliche Niveau erhoben hätte.

Der Vater unsers Napoleon Buonaparte war Carlo Buonaparte, geboren am 29. März 1746. Er soll eine ziemlich sorgfältige Erziehung genossen und zu Pisa die Rechte studirt haben. Nach seiner Rückkehr in die Heimath verheirathete er sich ohne Einwilligung seiner Verwandten (seiner beiden Oheime

Napoleons B. und Lucian B., welcher letztere Archidiaconus war) mit der schönen Lätitia Ramolina, die sich rühmte, von den Grafen Colalto abzustammen und eine kräftige, muthige Seele hatte. Im Jahre 1768 begab er sich mit seiner Familie nach Corte, um hier den General Paoli bei dessen Kampfe für die Unabhängigkeit der Insel gegen die Franzosen zu unterstützen. Nach der Niederlage der Corsen zu Ponte-Nuova begleitete Buonaparte den Clemente Paoli, den Bruder des Generals, nach Niolo, von da nach Vico, um eine neue Erhebung zu beginnen. Allein dieser Widerstand hielt die Fortschritte der Franzosen nicht auf, und während die Paoli Corsica verließen, erklärte sich Buonaparte für Frankreich. Nachdem aber das neue Gouvernement eingerichtet war, verweigerten die Corsen die Steuern, weil sie sämmtlich Edelleute zu sein behaupteten. Ludwig XV. ließ nun auf der kleinen Insel 400 Familien als adlige auswählen, und durch den Einfluß des französischen Gouverneurs Marboeuf, welcher sich gegen die Familien Buonaparte sehr freundlich bewies und namentlich, wie man sagte, ein großer Gönner der schönen Lätitia war, wurde Carlo nicht nur unter die Zahl der Adligen aufgenommen, sondern auch 1793 zum königlichen Rath und Assessor der Stadt und Provinz Ajaccio ernannt. Im Jahr 1776 war er Mitglied der corsischen Adelsdeputation, die an den französischen Hof ging, und 1781 trat er in den Rath der 12 Edeln von Corsica. In dieser Eigenschaft hielt er sich mehrere Jahre zu Paris auf, wo er das Ansehen Marboeufs stützte und unter andern Gunstbezeugungen eine Freistelle für seinen ältesten Sohn Joseph im Seminar von Autun, sowie eine andere für den jungen Napoleon in der Militärschule zu Brienne, eine dritte für seine Tochter Maria Anna im Erziehungsinstitut zu St. Cyr erhielt. 1779 ging Carlo zwar nach Corsica zurück, begab sich aber 1785 wieder nach Montpellier, sich dort ärztlich behandeln zu lassen und starb am 24. Februar desselben Jahres am Magenkrebs. Er hinterließ acht Kinder: Joseph, später König von Spanien; Napoleon, von dem wir sogleich mehr erzählen werden; Lucian, nachherigen Fürst von Canino; Maria Anna, später Elise

genannt, Fürstin von Lucca und Piombino, Gemahlin des Fürsten Bacciocchi; Ludwig, der König von Holland wurde; Carlotta, nachher Marie Pauline genannt, Fürstin Borghese; Annunciata, später Caroline, Gemahlin des König Murat von Neapel; Hieronymus, den noch Mancher von unsern Lesern als König von Westphalen im Andenken haben wird.

Der kleine Napoleone zeigte schon sehr früh seinen echt corsischen Charakter. Die Corsen sind von Natur ein reizbares, rasches Volk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeschränktheit. Abgeschlossen auf ihrer Insel durch das Meer und hohe Gebirge, lernten sie früh, von andern Völkern sich scheiden und die ihnen nahen mißtrauisch betrachten. Der fruchtbare Boden ihrer Insel gewährt ihnen üppige Genüsse, die sie zu theilen lieben. Lange Unterdrückung hat sie zurückhaltender, mißtrauischer, verschlossener gemacht und stets zur Empörung geneigt. Das heiße Klima der Insel treibt glühender und rascher das Blut durch die Adern; gesunde Luft und kräftige Nahrung macht ihre Körper stark. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem sinnlichen Menschen behagt, und trotzen hinter der doppelten Reihe rauher Gebirge, die es umkränzen und durchschneiden, jeder fremden Gewalt, die ihnen hinderlich sein möchte. Von ihren Vorfahren haben sie mehr Leidenschaften als Tugenden ererbt, und schon zu der Römer Zeiten standen sie in üblem Ruf. Ein altes Epigramm, das man dem Seneca beilegt, sagt von ihnen: „Ihr erstes Gesetz ist die Rache, das zweite sich durch Diebstahl nähren, das dritte ist die Lüge, das vierte die Götter leugnen".

Schon als Knabe scheint Napoleone sich diese Gesetze eingeprägt zu haben. Das Klima seines Vaterlandes, sowie der Sinn seiner Bewohner wirkten mächtig auf seine Seele. Früh begann das heranwachsende Kind zu trotzen, seine Brüder zu schlagen und vor Niemand als der strengen Mutter Scheu zu tragen. War er der Beleidiger, so klagte er gewiß den Beleidigten zuerst an. Mit 5 Jahren in eine Mädchenschule geschickt, ließ er sich nur von der kleinen Jacominette führen; er ließ sie nicht los, wenn auch die Strümpfe auf den Schuh hinabhingen, wenn

man auch noch so sehr ihn verspottete. Später wurde eine kleine Kanone von 30 Pfund sein Lieblingsspielzeug. Sie entschied vielleicht über sein Leben, denn ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel.

Verschlossen, wie alle, die ihn umgaben, seitdem die Franzosen die Insel beherrschten, übte er sich, die Menschen zu beobachten, sich selbst dagegen der Beobachtung Andrer zu entziehen, und während das gemeinsame Interesse fast zerstört war, nur das eigene zu suchen. So gesellte sich der übermächtigste Egoismus zu innerer, verborgener Leidenschaft. Im Knabenalter, wo in hingebender Liebe sich alles Schöne zu entfalten pflegt, ward der Haß und kalte, berechnende Zurückhaltung ihm anerzogen. Marboeufs Wohlwollen scheint diese wenig gemildert, wohl aber die Selbstsucht gemehrt zu haben, die jede Gunst, woher sie auch kommen mag, begierig ergreift und selbst den Unterdrücker des Vaterlandes zum Beschützer erwirbt.

So gestimmt folgte der 10jährige Knabe im Jahre 1778 nach Frankreich. Im Collegium zu Autun lernte er französisch, ohne den corsischen Dialekt ganz zu verlieren. Den reichern Knaben, die dort waren, gegenüber, zeigte er sich finster und verschlossen. Als aber Einer die Corsen feig schalt, rief er, mit der Faust drohend: „der Corse nimmt es mit 4 Franzosen auf, aber es sind Zehn gegen Einen gewesen". Wie tief sein Gemüth von den corsischen Zuständen ergriffen war, zeigt noch ein Brief, den er 1789 an Paoli schrieb: „General, ich wurde geboren, als mein Vaterland unterlag, 30,000 Franzosen landeten und den Thron der Freiheit in Strömen Blutes badeten. Das war das hassenswerthe Schauspiel, das sich zuerst meinen Blicken darstellte. Das Geschrei der Sterbenden, das Gestöhn der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung, das waren die Gefährten meiner Kindheit. Sklaverei war der Lohn der Unterwerfung; von dem dreifachen Joche der Soldaten, der Gesetzgeber, der Zolleinnehmer unterdrückt, wurden meine Landleute verachtet, verachtet von denen, welche über uns die Oberherrschaft haben. Ist das nicht der größte Schmerz, den ein Mensch, der nur den geringsten Adel des

Gefühls besitzt, erdulden kann? Kann der arme Peruaner, der sich unter der Geißel des habsüchtigen Spaniers krümmt, einen größern fühlen? Nein!"

Im April 1779 trat er in die von Priestern geleitete Militairschule zu Brienne, wo Bourrienne sein Mitschüler, und Pichegru, damals noch eine Art Geistlicher, sein Lehrer war. Dort trieb er besonders Mathematik und Geschichte. Plutarchs Helden wurden auch die seinigen. Sonst zog er sich auch hier zurück, denn er haßte die Franzosen. Er besaß einen bereits viel entschiednern Sinn, als seine jungen Gefährten; keiner gewann ihm Liebe, freundliche Neigung, wahre Achtung ab. Er zog sich immer mehr in sich zurück, suchte die Einsamkeit, war finster, hinbrütend, untheilnehmend, und sein Geist, der schon mit andern Ideen erfüllt war, verachtete die kindischen Spiele seiner Gefährten, wie die Spielenden selbst. Keine freundliche Mittheilung konnte ihn aus dem Vorstellungs- und Phantasienkreis, in den er schon gebannt war, herausreißen. Dazu wirkten auch seine Studien mit. Im Krieg geboren, im ersten Erwachen des Bewußtseins an Kampf und Schlachtscenen gewöhnt, warf er sich mit entschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die abstrusesten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, und weil er sie alle auf die Kriegskunst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward, so hatten sie für ihn einen unerschöpflichen Reiz. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte seinen angebornen Anlagen und Neigungen gemäß, auf seinen Charakter am Mächtigsten einwirken, indem die Menschen ihm hier nur immer mehr lebendige Maschinen wurden, deren man sich zu seinen Zwecken bedient, oder auch als Feinde erschienen, die man künstlich überlisten, oder nach allen Regeln der Kunst einengen, unschädlich machen und schlagen muß. Siegen, Herrschen, das ward seine heftigste Neigung, und nur darum trat er seinen Mitschülern etwas näher, um mit ihnen den Krieg im Kleinen zu führen, den er schon im Großen dachte, die Stärkern gegen die Schwächern, oder auch umgekehrt, zu bewaffnen, um selbst schon Führer, Sieger, Gebieter zu sein. Man berichtet uns aus jener Zeit,

wie er seine Gefährten gegen einander aufhetzte, Meuterei gegen die Lehrer anstiftete und sich ein Ansehen unter den Knaben erwarb, obgleich ihn die Meisten haßten. Bemerkenswerth ist auch, daß er sich endlich zwei seiner Mitschüler, und zwar sehr beschränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten erwählte und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Ueberlegenheit sich zu Werkzeugen seiner Absichten und Lobrednern seiner Vorzüge gebrauchen ließen.

Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Alterthums. In allen Heldenthaten, in allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit spiegelte sich das Verlangen seiner Seele, und jedes gelungene Emporstreben zur äußersten Höhe der Gesellschaft, jeder errungene Sieg befeuerten seinen eigenen Geist, gewannen ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Was bildsamen und noch freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend ist und veredelnd, das wird denen, die schon eine einseitige Richtung und eine gewisse Abgeschlossenheit sich angeeignet haben, leicht zur Verführung und Bestärkung in selbstsüchtigen Plänen. Die Geschichte enthält eben so reiche Nahrung für großherziges Streben und edle Gesinnung, wie für den Uebermuth und den Ehrgeiz. In Napoleons jugendlicher Seele ward der übermüthige Ehrgeiz durch das Studium der Geschichte zu einem schon übermächtigen Egoismus ausgebildet. Aus seinem einmal gefaßten Gesichtspunkte mußten ihm die Helden der Vorwelt nur als die Starken erscheinen, die ihre Umgebungen mehr oder minder glücklich zu ihren eignen Zwecken zu brauchen wußten, und die Heroen Homers, wie die Helden Plutarchs konnten ihn daher minder mit Weisheit, als mit Herrschsucht und Menschenverachtung erfüllen. Sie zeigten ihm nur, wie die seltene überlegene Kraft, die er in sich empfand, zu allen Zeiten die bewegliche und schwankende Menge, die große Mehrzahl der untergeordneten Geister am Gängelband geführt und, was sie beharrlich gewollt, meist glücklich errungen habe; wie aber ein edler, von Gemeinsinn geleiteter Wille selten erkannt, meist mit Undank belohnt, fast nie zu sicherer Herrschaft erhoben

sei. Die Spartaner, die seinem rauhen Sinn vorzüglich entsprachen, wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, die alle Beschwerden und Gefahren überwindet; der Kampflust, die am sichersten Furcht und Schrecken verbreitet; jener Wortkargheit, die nur zur rechten Stunde spricht und über den wahren Sinn ihrer gemessnen und abgebrochenen Reden Freunde und Feinde im Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach und gewann, ohne je einer Sprache sich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkannten und erkennen sollten, oder auch wohl eine größere und tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Zugleich lernte er, auf kleine Umstände achten, nichts, was der eignen Absicht förderlich sein könnte, übersehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und sie in unbewahrten Augenblicken überlisten.

So weit brachte es schon der beginnende Jüngling in einem Alter, wo die Meisten noch träumen und spielen, an einen festen Lebensplan aber nicht ernstlich denken. So weit brachte er es schon in Brienne, wo er denn auch schnell vor allen 150 dort sich bildenden Jünglingen sich auszeichnete und selbst seine Ueberlegenheit fühlte. Sein Wille, der bereits eine so feste Richtung genommen, ward immer beharrlicher, strenger und unüberwindlicher, und seine Lehrer, die seine rege Wißbegier, seine raschen Fortschritte in den Kenntnissen, die seinem Sinn entsprachen, ehren mußten, hatten auch die gegründetste Ursache, seine Einseitigkeit, seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte, seine Verschlossenheit und Hinterlist, seinen Trotz und seine unbeugsame Hartnäckigkeit, seine schnöde Widersetzlichkeit und seine Leidenschaftlichkeit, die zuweilen schon in wilde Wuth ausbrach, wenn sie Widerstand fand, zu tadeln und vor ihm zu warnen. Daß seine Lehrer erkannten, welcher Art dieser Zögling und wessen er fähig sei, das ergiebt sich aus folgendem Zeugniß aus jener Zeit, in welchem seine Größe (4 Fuß 10 Zoll 10 Linien) und seine Fortschritte und Eigenschaften geschildert werden: „Corse von Geburt und Charakter; ein eigner junger

Mensch, eifrig im Studiren, die Arbeit dem Vergnügen vorziehend, ein Freund wichtiger und ernster Lecture, den exacten Wissenschaften ergeben, weniger den andern Fächern, stark in der Mathematik, ein guter Geograph; verschlossen, die Einsamkeit suchend, seltsam, geringschätzig, den Egoismus und den Eigensinn bis zum Uebermaß treibend, schweigsam, kalt, lakonisch, hart in Antworten und schwierig im Umgange, von großer Eigenliebe, ehrgeizig, eifersüchtig und voll Hoffnungen — dieser junge Mensch ist zu begünstigen und zu überwachen."

Am 17. October 1784 kam er in die Militairschule zu Paris. Auch ein dortiges Zeugniß sagt: „Corse von Geburt und Charakter wird er weit gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen." Seine schriftlichen Arbeiten nannte Domairon „Granit vom Vulkan erhitzt". Er lernte aber nie orthographisch und kalligraphisch schreiben, auch nie tanzen.

Schon im September 1785 wurde er, 16 Jahre alt, Unterlieutenant, bald darauf Oberlieutenant im Artillerieregiment Valence zu Grenoble. Er konnte aber die Franzosen, zu denen er nun gehörte, wegen ihrer Beweglichkeit und ihres Leichtsinns nicht achten; er durchschaute schon, wie leicht sie zu gewinnen, zu beherrschen seien, und maß bald das ganze Menschengeschlecht mit dem Maßstabe, welchen die Franzosen ihm abgaben. Dagegen wußte er, zum Soldaten geboren, durch Strenge und Pünktlichkeit im Dienst, durch ausgezeichnete Kenntniß in seinem Fache, durch Vorliebe für Alles, was sich darauf bezog, bald Achtung, selbst Vertrauen zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere seines Alters hervorragte, desto mehr fühlte er sich selbst und durfte die Hoffnung fassen, sich in dem Sturme gährender Zeiten eine Laufbahn zu eröffnen, auf die sein damals untergeordnetes Verhältniß noch wenig Ansprüche ertheilte. Alle ungemeine Menschen gewinnen sich schon frühe einen festen Mittelpunkt ihres ganzen Wesens und werden dadurch, daß sie immer nur auf Eins sich richten, darauf Alles beziehen und unbeweglich nur dieß Eine wollen, bald stark und ausgezeichnet. Auch als Officier suchte Napoleon minder die Zerstreuungen der Jugend und deren

Genüsse, als die Einsamkeit, in der er sich mit unermüdlichem Fleiß für seinen Beruf weiter ausbildete.

Als nun die ersten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen, ob er dem König, dem er verpflichtet war, treu bleiben, oder sich der Volkspartei ergeben sollte. Als General, soll er selbst gesagt haben, hätte er sich an den Hof gehalten, als Lieutenant habe er die Volkspartei ergreifen müssen. Die revolutionären Klubbs boten ihm Gelegenheit, schneller Bedeutung zu erlangen, als auf dem gesetzlichen Wege möglich war. Schon erhob er in ihnen seine Stimme, erkannte aber bald, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei. Darum zog er sich wieder in die Einsamkeit zurück und brütete über größeren Entwürfen. Seine Umstände aber waren sehr beschränkte und er mußte Kleider uud Stiefeln selbst reinigen.

Indeß war sein tapferer Landsmann Paoli von England nach Paris berufen, unter dem lauten Jubel der Volkspartei erschienen und hatte den Sohn seines alten Freundes und Mitstreiters freundlich aufgenommen. Mit Paoli, den selbst neue Hoffnungen beseelten, schiffte Napoleone gegen Ende des Jahres 1790 nach Corsica über und scheint Obristlieutenant der dortigen Nationalgarde geworden zu sein. Auf der Reise nach der Insel träumte seinem Bruder Ludwig, dem er übrigens um jene Zeit auch Religionsstunden gegeben haben soll, er sei König geworden. „Wenn Du König wirst," sagte Napoleone zu ihm, „so werde ich Kaiser!"

Auf Corsica schien sich ihm ein glänzender Schauplatz zu eröffnen. Paoli's Erscheinen regte mächtig die Corsen auf. Bald kämpften die Parteien der Aristokraten und Demokraten mit einander, und Napoleon zeichnete sich unter den letztern aus. Allein Paoli konnte den ausbrechenden Sturm nicht beschwichtigen und ward selbst den sogenannten Patrioten auf der Insel und in Frankreich verdächtig, da seine Weisheit ihn lehrte, sich allmälig von den Demokraten zurückzuziehen. Napoleon aber hatte sich deren Gunst bald so sehr erworben, daß er zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt ward. Als solcher zeichnete

er sich schon durch verwegene Unternehmungen aus, in denen sich aber nicht immer der reinste Patriotismus beurkundete. Vielleicht hegte er damals den Gedanken, sich unter dem Schirm der Revolution zum Gebieter seines Vaterlandes zu machen, zumal Paoli in der Volksgunst immer mehr sank und dessen Lage schon bedenklicher ward. Napoleone, der ihm treu anhing, gerieth selbst in Gefahr und seine kecke, aber bald mißlungene Unternehmung auf die Insel Maddelena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen seiner Landsleute im Namen der Republik besetzte, aber nicht behaupten konnte, begünstigte ihn um so weniger, als die damit zusammenhängende Expedition des Admirals Truquet gegen Sardinien höchst unglücklich endete und den Corsen, wie den Franzosen, mißfiel.

Paoli, der durch die Revolution sein Vaterland neu gefährdet sah und die zügellosen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief die Engländer zu Hilfe. Buonaparte, der unter dem wüthenden Haufen sich nur zu bemerklich gemacht hatte, ward 1793 auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranlassung — wie man sagt, um grober und gemeiner Verbrechen willen mit vielen andern Aufrührern aus Corsica verbannt, und schiffte sich mit seiner ganzen Familie nach Frankreich ein.

Hier war indeß, wie wir schon wissen, die Revolution rasch vorgeschritten, die Republik aufgestellt, der König ermordet, der Kampf gegen die auswärtigen Mächte bereits unter manchem Wechsel bestanden. Der innere Streit der Factionen dauerte aber furchtbar fort. Arm, hilflos, ohne Aussichten, begab sich Buonaparte mit seinen Verwandten nach Marseille, wo damals ein hitziger Parteikampf wüthete. Dieser schien ihm einige Aussicht zu gewähren. Er warf sich von Neuem in die jacobinischen Klubb versuchte sich auch nochmals (während seines Aufenthaltes au Corsica hatte er ein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freihei veröffentlicht) als Schriftsteller, indem er ein kleines dialogisirte's Machwerk „das Abendessen von Beaucaire" schrieb, in welchem d'e ausschweifendsten jacobinistischen Grundsätze vorgetragen wurd'n und das er später als erster Consul möglichst verschwinden zu lass n

suchte. Aber weder diese bald vergessene Flugschrift, noch andere Bemühungen, sich bemerkbar zu machen, konnten seine und der Seinigen Lage verbessern, so sehr auch die Unruhen in Marseille, Lyon, Nimes, Bourdeaux und Grenoble einen unternehmenden Kopf zu begünstigen schienen. Schon war Napoleone mit den Seinigen von kärglichen Wohlthaten abhängig, als nach der Bekämpfung der eben genannten, der Revolution entfremdeten Städte die republikanische Armee sich gegen Toulon rüstete, das sich am 28. August 1793 den Engländern ergeben hatte und um jeden Preis denselben nicht nur wieder entrissen, sondern auch bestraft werden sollte.

Jetzt ward Buonaparte durch das Conventsmitglied Salicetti an Barras empfohlen und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier war er als Gelehrter und als Kriegsgenie ganz auf seinem Felde, war Officier und Gemeiner, Ingenieur und Infanterist, Artillerist und Mineur. Öfters führte der junge Major selbst die Setzkolben in der Batterie, ward auch von einem Artilleristen mit der Krätze angesteckt, die ihm sehr zusetzte, da er sich nicht abwartete. Damals machte sich auch Junot, später einer seiner besten Generale, bemerklich. Buonaparte wollte schnell etwas dictiren; der Sergeant Junot war der Einzige in der Batterie, welcher schreiben konnte. Kaum war der Brief geschrieben, als eine Kugel dicht neben Junot niederschlug und den Brief überstäubte. „Desto besser," sagte Junot gelassen, da brauchen wir keinen Streusand." Napoleone machte ihn zu seinem Adjutant. — Als das feste Fort Mulgrave — ein kleines Gibraltar — gestürmt werden sollte und die Kanoniere den Dienst verweigerten, mußte Junot einen Zettel mit den Worten aushängen: „Batterie der furchtlosen Männer". Und der Sturm gelang; die Engländer sprengten bald ihr großes Pulvermagazin, zündeten die französische Flotte an und flohen am 19. December 1793, begleitet von Tausenden der Einwohner von Toulon.

Da Buonaparte den wichtigsten Antheil an der Eroberung von Toulon hatte, so wurde der Convent auf ihn aufmerksam. Von nun an tritt er bedeutender hervor und es beginnt der

zweite Act seines Lebens. Die furchtbare Rache, welche die republikanische Partei gegen die unglücklichen Bewohner von Toulon beschloß, fand an ihm einen herzlosen Vollstrecker. Seine Thaten wurden dem Convent berichtet und erwarben ihm Gunst und Vertrauen bei den Häuptern desselben. Zum Lohn ward er mit Anfang des Jahres 1794 zum Bataillonschef bei der italienischen Armee ernannt, zu welcher er, nachdem auf seine Veranstaltung die Festungswerke der durch ihn und seine Gefährten verwüsteten Stadt Toulon wieder hergestellt und die benachbarten Küsten wieder in Vertheidigungszustand gesetzt waren, mit großen Plänen abging. Die weiteste Laufbahn war ihm nun eröffnet. Zum Revolutionshelden und Soldaten geboren und erzogen, nach seinem Charakter so ehrgeizig, wie beharrlich, in der Wahl der Mittel für seinen Zweck nie bedenklich, keinem seiner Blutgefährten an Leidenschaft und Wuth nachstehend, die meisten an Geist und Kriegskunst übertreffend, trat der 26jährige junge Mann zwar noch mit untergeordnetem Rang, aber doch folgereichem Einfluß als Anführer auf. Sein Vaterland scheint er damals schon aus den Augen verloren zu haben. Die Revolution bot ihm für seinen Egoismus und Ehrgeiz viel glänzendere Hoffnungen, und er durfte sich schmeicheln, zu einer Herrschaft zu gelangen, die Andere mit viel geringern Talenten so glücklich errungen hatten. So unmäßig und unbändig er in seinen Ansprüchen und Bestrebungen war, so mäßig hielt er sich auch jetzt in allen Genüssen, und ließ sich durch nichts von seinen Plänen abbringen. Im Jahre 1795 ward er zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italienischen Armee ernannt und hatte seitdem auf die Bewegungen derselben den günstigsten Einfluß. Diese republikanische Armee war schlecht organisirt, durch öftere Niederlagen muthlos und durch die überlegenen Oesterreicher hart bedrängt. Da entwickelte sich zuerst Buonaparte's erfolgreiche Kunst, durch kleinere und größere Hindernisse nicht verwirrt, noch gehemmt, ein unabänderliches Ziel für alle Unternehmungen in das Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden, dagegen mit aller Gewalt auf einen feindlichen Punkt loszubrechen, durch Kühnheit und festgeschlossene Gewalt den Feind

zu überraschen und im Flug ihn zu besiegen. Er suchte die Führer der Armee zu überzeugen, daß sie ihr Vertheidigungssystem verlassen, und, obwohl mit viel geringerer Macht, selbst angreifend dem Feinde begegnen müßten. Piemont, wohin selbst ihre verwegenste Hoffnung sie nicht führte, stellte er als das nothwendige Ziel dar, und rieth, in einem verheerenden, unaufhaltsamen Strom darauf loszubrechen.

Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte seinen Flug. Robespierre und mit ihm die terroristische Regierung war gefallen. Der Nationalconvent wollte dem Terrorismus ein Ende machen und sendete in alle Provinzen und an alle Armeen der Republik Abgeordnete, die Terroristen zu entwaffnen. In Nizza, wo Buonaparte sich eben befand und noch jenes furchtbare System mit grenzenlosem Ungestüm predigte, erschien der Deputirte Beffroi, der ihn sogleich außer Dienst setzte und gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er seine Freiheit wieder, verlor aber seinen Posten bei der italischen Armee. Er eilte nach Paris, dort sich zu beklagen und sich zu rechtfertigen. Aber vergebens wandte er sich an Aubry, der damals im Wohlfahrtsausschuß Präsident des Kriegscomité war und die Terroristen unversöhnlich haßte.

So war er auf einmal wieder aus seiner Laufbahn zurückgeworfen. Wenige Freunde unterstützten ihn bei seinem steigenden Mangel. Vergebens verwendeten sich seine Gönner für ihn. So viel gescheiterte Pläne, so endlos wiederholte Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllten seine Seele noch mehr mit finsterm Unmuth, Menschenhaß und Verachtung. Er beschloß Frankreich zu verlassen, Muhamedaner zu werden, nach der Türkei sich zu begeben, um dort sein Glück zu versuchen. Bei dem Wohlfahrtsausschuß hielt er um die Erlaubniß dazu an. Da sprachen die Jacobiner Jean Debry und Freron zu seinen Gunsten und es ward ihm ein neues Commando bei der Artillerie in Holland übertragen. Eben bereitete er sich, dahin abzugehen, als er zu einem lohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Der Kampf zwischen dem Nationalconvent und der proclamirten dritten Constitution der Republik, dessen wir bereits (S. 66)

erwähnten, entspann sich. Der Convent zog seine Streitkräfte zusammen und wählte zuverlässige Generale. Barras empfahl Buonaparte. Jener erhielt das Obercommando, diesem ward der Unterbefehl anvertraut. Er entsprach den auf ihn gesetzten Erwartungen, als am 5. October 1795 in Paris der Kampf ausbrach, und half den Truppen des Convents zum Sieg. In Strömen floß unter seiner Hand das Blut seiner Mitbürger — dann aber trat er auf Seiten der Directorialregierung, von der er mehr Vortheile erwarten durfte.

Besonders war es Barras, der ihn hob und durch die Verbindung mit Josephine von Beauharnais näher an sich fesselte.

Marie Rose Tascher de la Pagerie, später als Kaiserin der Franzosen Josephine, war in der Stadt St. Pierre auf der Insel Martinique am 9. Juni (nach Andern am 9. Mai) 1763 geboren, wo ihr Vater, Tascher de la Pagerie, königl. Hafencapitain war. Sie verlebte ihre Jugend in den behaglichen Genüssen Westindiens, und der Charakter der Creolinnen, namentlich deren anmuthige Nachlässigkeit, sowie überhaupt reizende Art, sich ihren Umgebungen darzustellen, blieb ihr unter allen Wechselfällen ihres Lebens unverändert. Als sie mit ihren Eltern nach Frankreich übergesiedelt war, trat die junge Creolin, durch ihre Geburt begünstigt und durch ihre anmuthige Gestalt und freundliche Sitte ausgezeichnet, bald in die höchsten Kreise und erwarb sich auch die wohlwollende Berücksichtigung der Königin Marie Antoinette, ohne gerade in den eigentlichen Gesellschaftszirkel derselben aufgenommen zu werden. In diesen angenehmen Verhältnissen blieb sie auch nach ihrer Verheirathung mit dem ebenfalls auf Martinique gebornen Vicomte Alexandre von Beauharnais, die im J. 1780 zu Paris statt hatte. Zwei Kinder waren die Frucht dieser Verbindung, Eugen, der nachmalige Vicekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg, und Hortense Eugenie, spätere Königin von Holland, Mutter Napoleons III. Alexandre Beauharnais wurde während der Schreckenszeit ins Gefängniß geworfen und hingerichtet. Die Schritte, welche Marie Rose zu

seiner Befreiung that, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Schon sollte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als der Sturz der Schreckensregierung sie befreite. Nun kam sie unter den Schutz von Barras, dessen besondere Freundin die schöne junge Wittwe wurde. Man hat viel über dieses Verhältniß geschrieben; man hat Marie Rose verdammt, man hat sie zu vertheidigen versucht. Vielleicht kann man sie mit ihren gedrückten Umständen entschuldigen. Sie lebte nach ihrer Befreiung aus dem Gefängniß mit ihren Kindern in dem Dorfe Croissy von der Arbeit ihrer Hände; Eugen lernte das Tischlerhandwerk, Hortense klöppelte Spitzen. Da verschaffte Barras der Vicomtesse von Beauharnais einen Theil ihrer Güter wieder und erwarb den Anspruch auf ihre Dankbarkeit. Das rasche Blut der Creolin, die leichte Moral des damaligen Paris, die Wüstheit ihres Gönners Barras, in dessen verführerischen Abendgesellschaften sie als Königin mit ihrer Freundin Madame Tallien glänzte, erklären viel. Was aber auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, gesagt werden mag, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren steten Drang und ihr unablässiges Bemühen, Menschenelend zu tilgen oder doch mindestens zu lindern, ist nur Eine Stimme unter denen, welche sie gekannt haben. Und diese schöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eisernen Willen Napoleons zu brechen, aber Josephinens sanftem Sinne gelang es, manche, viele grausame Pläne des Tyrannen zu mildern, und Frankreich ist reich an Stellen, wo statt des Blutes, das Napoleon vergießen wollte, Thränen des Dankes für Josephine flossen. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieser Seite oft waren, so mußte sie doch von der andern auch häufig die Ausbrüche des ungezügelten Jähzorns ihres Gatten ertragen, der bisweilen, selbst als er schon Kaiser war, noch so niedrig ausartete, daß er die Kaiserin tagelang in ihr Zimmer einschloß.

Buonaparte heirathete also Marie Rose, und der Civilact wurde am 9. März 1796 vollzogen; die kirchliche Einsegnung

soll erst 1804, drei Tage vor der Kaiserkrönung, auf Verlangen des Papstes durch den Cardinal Fesch, Buonaparte's Oheim, vollzogen sein. Barras vermittelte dagegen, daß die neue französische Directorialregierung Buonaparte das Obercommando der italienischen Armee übertrug. Das Glück des Corsen schien nun fest begründet und seine Seele durfte größere Hoffnungen nähren. Sich der Liebe, des Vertrauens der Soldaten zu versichern, durch rasche, glänzende Siege die Bewunderung und den Beifall der Nation zu gewinnen, allmählig selbst den Gewalthabern sich furchtbar zu machen, ohne zu früh Eifersucht und Verdacht zu erwecken, durch Erweiterung der Republik selbst und Abwehrung aller Feinde sich Frankreich zu verpflichten, — das war für jetzt sein großes Ziel, das er fest in die Augen faßte. Die schönste Zeit seines Lebens war gekommen; von nun an begann ganz Europa mit Staunen und Bewunderung auf den Mann zu sehen, der in Allem außerordentlich erschien, so sehr in Kraft und Thaten, wie in unbegreiflichem Glück.

Am 30. März 1796 übernahm Buonaparte in Nizza die oberste Leitung der französischen Armee in Italien. Geübte und bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber die Armee selbst war schwach und in Vergleich mit der Macht der Gegner viel zu klein, dazu innerlich und äußerlich desorganisirt und in so schlechtem Zustande, daß nur ein Buonaparte sich günstige Erfolge versprechen konnte. Vor allem suchte er seinen Soldaten Muth und Vertrauen einzuflößen. Kühne Unternehmungen sollten ihnen die ersten Siege, diese blindes Vertrauen auf ihn und ihr Glück gewinnen, und dieses sie unbesiegbar machen. Napoleone feuerte durch begeisterte Reden die Seinigen an. Er reizte seine muthlosen, halbverzweifelnden Soldaten durch die Schattenbilder der Freiheit und Ehre auf, eröffnete ihnen die lockendsten Aussichten und Hoffnungen. Es sei Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren; es hänge einzig von ihnen ab, sich der herrlichsten Länder, welche die Feinde ihnen verschlössen, zu bemächtigen. Alles fehlte ihnen, dort würden sie Alles finden. Und als die ersten Angriffe gelungen waren, spotteten seine Soldaten schon

derer, die sie noch eben gefürchtet hatten. Dagegen zitterten die feindlichen Truppen — die Oesterreicher und Sardinier — bald vor Napoleone's Namen; sie, die bis dahin siegreichen Gegner, schnell in die Defensive zurückgeworfen, verloren die Haltung, Sicherheit und Festigkeit in ihren Maßregeln. Während sie Kriegsrath hielten, handelte er; während sie mit jeder seiner Bewegungen ihre günstige Stellung, die großen Vortheile ihrer Lage, ihre Ueberlegenheit verloren, räumte ihm jeder Schritt neue Vortheile, neue Begünstigungen ein, und selbst seine kleinere Zahl, stets in einem Geist benutzt, auf einen Zweck gerichtet, durch keine Bedenklichkeiten und Rücksichten gehemmt, war durch ihre leichte Beweglichkeit der Kühnheit seiner Plane und Unternehmungen günstig. Selbst die Gefahr und Bedrängtheit seiner Lage ward ihm dadurch heilsam, daß sie seinen Geist zur Ergreifung ungewöhnlicher und unerwarteter Maßregeln nöthigte, welche seine Gegner, die nach den Regeln früherer Kriegskunst planmäßig fortagirten, in jedem Augenblick irre und zweifelhaft machten, wodurch sie von der schwächern Macht und deren Bewegungen abhängig wurden, statt diese in Abhängigkeit von ihren Bewegungen zu erhalten. Napoleon schuf ein neues, durchgreifendes Kriegssystem, das, so wenig regelrecht, ja so einseitig es sein mochte, durch seine Neuheit und Verwegenheit begünstigt, durch seine Erfolge gerechtfertigt wurde. Indem er in seiner neuen Kampfesweise täglich Alles auf das Spiel setzte, konnte er allein Alles gewinnen, war aber um so weniger in Gefahr, Alles zu verlieren, als die Gegner sich gewöhnten, je größer seine Verwegenheit war, um so größern Rückhalt bei ihm vorauszusetzen, und immer zu beobachten, die weitere Entwicklung abzuwarten, wenn er sein Ziel schon erreicht hatte.

Wir wissen bereits, das Toskana und Preußen mit Frankreich Friede gemacht hatten, daß das nördliche Deutschland neutral erklärt war (nur Sachsen war nicht beigetreten), daß Holland sich Frankreich angeschlossen hatte — das arme Oesterreich also von seinen mächtigsten und natürlichsten Bundesgenossen verlassen war. Nur noch mit der sardinischen Macht vereint, stand es in Italien

dem kühnen Corsen entgegen. Bis zum 11. April 1796 war es rasch vorgedrungen und griff an diesem Tage unter Beaulieu bei Montenotte (im westlichen Theile des genuesischen Gebiets) die Franzosen an. Der Sieg blieb unentschieden, aber am folgenden Morgen erneuerte sich der Kampf; Buonaparte, von Berthier und Massena begleitet, fiel den Oesterreichern in Rücken und Flanke und erfocht nach hartnäckigster Gegenwehr den Sieg (12. April), welcher um so mehr Furcht und Schrecken verbreitete, als man ihn gar nicht für möglich gehalten hatte.

Von nun an ließ Buonaparte seinen Gegnern keine Ruhe; unaufhaltsam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der österreichischen und der sardinischen Armee war sein nächstes Ziel. Am 13. April schon griff er von Neuem an und erfocht am 14. den glänzenden Sieg bei Millesimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Armeen vollständig erreicht. Er eilte nun, zuerst den schwächern Theil unschädlich zu machen, griff am 16. das stark verschanzte Lager der Piemontesen bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück und schlug am 17. im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Dem noch immer mächtigen Feinde begegnete er am 22. und zog am Abend desselben Tages siegreich in Mondovi ein. Der König von Sardinien, Victor Amadeus III., hielt sich jetzt in Turin nicht mehr für sicher und bot Friedensunterhandlungen an. Am 15. Mai schloß er den Frieden mit der Republik Frankreich unter demüthigenden Bedingungen, mußte große Geldsummen zahlen, Savoyen und die Grafschaften Nizza, Tenda und Boglio abtreten und neun Festungen überlassen.

Die nun von Allen verlassenen Oesterreicher zogen sich hinter den Po zurück, um hinter sichern Verschanzungen den Feind von Mailand abzuwehren und sich mit Mantua in Verbindung zu erhalten. Sie erwarteten, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po versuchen werde. Der aber bewirkte schon am 8. Mai den Uebergang seiner Armee von Piacenza aus und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten

sich die Oesterreicher wieder; das Vordringen der Franzosen über die lange, stark vertheidigte Addabrücke bei dieser Stadt schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seiner Armee gegen die durch das mörderische Feuer von 30 Kanonen vertheidigte Brücke. Aber Buonaparte schonte in entscheidenden Augenblicken kein Menschenleben, um seine Pläne durchzusetzen. Er ließ ebenfalls seine ganze Artillerie vorrücken und suchte endlich im Sturmschritt die Brücke zu nehmen. Doch das österreichische Geschütz streckte ganze Reihen nieder, das Blutbad war schrecklich, das Wasser des Flusses erschien geröthet. Schon wankten die Franzosen und der Sieg schien für die Oesterreicher entschieden, als die Generäle Berthier, Massena, Cervoni und Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die österreichischen Batterieen nahmen. Nachdem sich beide Heere einige Zeit mit Erbitterung geschlagen, die Oesterreicher Wunder der Tapferkeit gethan hatten, ward die Schlacht durch Augereau entschieden. Zu Paris 1757 als der Sohn eines Obsthändlers geboren, hatte dieser anfangs unter den französischen Carabiniers, dann bis 1787 eine Zeitlang als Fechtmeister bei den Neapolitanern (nach Andern in dem sächsischen Regimente Maximilian als gemeiner Soldat), seit 1792 wieder unter den Franzosen gedient und war schnell zum Brigadegeneral, dann zum Divisionsgeneral bei der italienischen Armee avancirt. Nachdem er auf dem Schlachtfelde von Lodi mit seiner Division angekommen war, wurde die Schlacht entschieden. Die Oesterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geschützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aber Beaulieu rettete die Ehre der österreichischen Waffen durch einen mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkstelligten Rückzug. Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Mann.

Das geschah am 10. October 1796. Am 12. zog Napoleon in Cremona, am 13. in Pavia, schon am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oesterreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. So war in wenigen Wochen erreicht, was kaum in Monaten ausführbar

geschienen hatte. Die Fürsten Italiens, durch diese unerwartete Wendung des Kriegsglücks geschreckt, suchten dem Aeußersten zuvorzukommen. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma, der um Frieden bat, einen Waffenstillstand erhalten. Am 17. folgte ihm der Herzog von Modena nach. Es hatte Napoleon, indem er das Unglaubliche bewerkstelligt, zugleich sich die französische Republik verpflichtet. Denn außer den errungenen Vortheilen hatte er alle Staaten Italiens zittern gemacht, durch Brandschatzungen ungeheure Contributionen erhalten und seine Armee mit neuem Muth erfüllt. Nicht wenig kam ihm bei seinen Unternehmungen die unruhige Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten, von dem Freiheitstaumel ergriffenen Italiener zu statten. Um sie noch mehr aufzuregen, verkündete er ihnen ein goldenes Zeitalter, Freiheit und Vernichtung der Tyrannei. Mit trotzigem Uebermuth empfing er die Abgeordneten der Fürsten und Alle, die sich bittend an ihn wandten. Ueberall suchte er, seiner Sinnesart gemäß, die Unterthanen ihren Regierungen, ihren Verfassungen zu entfremden, Aufruhr und Empörung, Meuterei und Zwietracht unter den täuschenden Vorspiegelungen des Republikanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen forderte er für unsichern Waffenstillstand, dessen Bedingungen stets so gestellt waren, daß sie weitern Forderungen Raum gaben und nach Gutdünken gedeutet werden konnten. Schon hatte er das furchtbare Raubsystem eingeführt, das den Ueberwundenen oder Bedrohten Aufopferungen abnöthigte, welche in der neuern Kriegsgeschichte bis dahin unerhört waren. Schon forderte er selbst in den Waffenstillstandsbedingungen kostbare Kunstwerke von den Bedrängten, und sendete diese Beute nach Paris, um den eiteln Republikanern zu schmeicheln und glänzende Trophäen seiner Siege in der Hauptstadt zur steten Erinnerung an seine Verdienste aufzustellen. Seine an den Convent gerichteten Armeeberichte, abgefaßt in dem damals üblichen Ton der republikanischen Feldherren, trugen schon ganz das Gepräge seiner spätern Bulletins, nur waren sie noch minder lügenhaft, weil das wirklich Vollbrachte in der That außerordentlich war,

wenn man unberücksichtigt ließ, daß es durch eine maßlose Verachtung des Menschenlebens, wie sie nur bei einem satanischen dHerzen stattfinden konnte, ermöglicht war. Aber gern ließ man iese n Hebel der napoleonischen Siege in Frankreich unberücksichtigt, fühlte sich sogar erleichtert durch die wieder und wieder fallenden Tausende und feierte den Corsen als den größten Helden des Vaterlandes.

Dieser schändete indeß seinen Heldenruhm auch außer dem Kampfe durch Greuelscenen. Bald hatten die Lombarden erfahren, welche Freiheit die republikanischen Cohorten ihnen brachten. Müde der endlosen Bedrückungen, die sie erfuhren, mit Wehmuth sich erinnernd der milden Regierung, welcher sie entrissen waren, der gesetzlichen Ordnung, die ihnen Wohlstand und Sicherheit gegeben hatte, griffen sie zu den Waffen, die übermüthigen und raubsüchtigen Sieger, denen ihr Feldherr jede Willkür gestattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Binasco wurden viele Franzosen ein Opfer des Uebermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Aber mit Mord und Brand strafte Napoleon und wandte gegen die unglücklichen, unterjochten Lombarden das ganze gräßliche Vertilgungssystem des französischen Terrorismus an. Durch unerhörte Grausamkeiten gelang es ihm auch, den Aufstand zu dämpfen. Darauf eilte er der österreichischen Armee, die am Mincio ein festes Lager bezogen hatte, entgegen, ging am 21. Mai 1796 über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigsten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein und drängte die österreichische Armee bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 5. Juni schloß er einen Waffenstillstand mit Neapel, das, während es sich rüstete, den Frieden suchte, und eilte, nun um so sicherer, seine Macht gegen die Oesterreicher zu wenden. Diese hatten indeß einen sichern Stand in Tyrols Gebirgen. Vergebens rief der Corse die treuen Tyroler gegen ihren rechtmäßigen Herrn auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit versprach. In Ober-Italien selbst drohten neue Unruhen; schnell eilte er, sie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feste Mantua waren noch in österreichischer Gewalt und vertheidigten sich tapfer.

Letztere schloß Napoleon ein, da es ihm an Belagerungsmaterial fehlte, und drang dann, um sich eines Theiles von Italien nach dem andern zu versichern, in das päpstliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in seiner Gewalt, und der Papst sah sich genöthigt, am 23. einen Waffenstillstand mit ungeheuern Contributionen und mit den herrlichsten Kunstschätzen, dazu auch vorläufiger Verzichtleistung auf Bologna, Ferrara und Ancona zu erkaufen. Gleichgiltig gegen alle Verbindlichkeiten bekräftigter Verträge drang nun Napoleon auch in das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana ein und besetzte Livorno am 28. Juni, um sich der englischen, im Hafen liegenden Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber doch fiel ein reicher Vorrath englischer Waren in seine Hände. Mit höhnischem Uebermuth meldete er dem Großherzog den Gewaltstreich und den Bruch der Tractate. Als dann am 29. Juni sich auch die Citadelle von Mailand den Franzosen übergeben hatte, unternahm er die Belagerung von Mantua.

Dieses zu entsetzen und von Neuem festen Fuß in Italien zu fassen, drangen die Oesterreicher unter Wurmser — der an Beaulieu's Stelle das Obercommando der italienischen Armee erhalten hatte — mit bedeutender Macht an die Etsch, und unter Quosdanowitsch über Brescia vor und nöthigten mit überlegener Macht Napoleon, die Belagerung von Mantua aufzuheben und sich an den Mincio zurückzuziehen. Wurmser zog am 1. Aug. in Mantua ein, aber Napoleon suchte durch rasche Angriffe auf einzelne österreichische Armeeabtheilungen neue Vortheile zu gewinnen, schlug am 7. August Quosdanowitsch bei Leonato, und schüchterte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er selbst führte, 4000 Oesterreicher durch Drohungen so ein, daß sie sich ihm ergaben. Durch einen verstellten Rückzug lockte er dann den Feldmarschall Wurmser aus seiner festen Stellung, schlug ihn am 5. August bei Castiglione und nöthigte ihn, da Massena ihn am folgenden Tage auch aus dem Lager bei Peschiera verdrängte, sich nach Tyrol zurückzuziehen. Dann begann er am 28. August die Belagerung Mantua's von Neuem, säumte aber dabei nicht,

den wieder mit Macht vordringenden Oesterreichern rechtzeitig zu begegnen und sie einzeln zu schlagen. Am 4. September griff er den rechten Flügel unter Davidowitsch's Oberbefehl an, schlug ihn und rückte am 6. in Trient ein. Rasch wandte er sich dann auch gegen den linken Flügel unter Quosdanowitsch, schlug ihn am 9. bei Bassano, bemächtigte sich dieser Stadt und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmser, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeschnitten, faßte den kühnen Entschluß, sich mit seiner ganzen Macht nach Mantua zu werfen. Napoleon, der Alles aufbot, ihn früher zu vernichten, und noch bei St. Giorgio, der Vorstadt von Mantua, ihn erreichte und schlug, konnte die Stadt ihm nicht verschließen, in die er am 9. September einzog.

Während nun Mantua von Neuem belagert ward, beschäftigte sich Napoleon, dessen Armee großen Verlust erlitten hatte, mit der Sicherung Italiens. Ein großer Theil desselben war schon republikanisirt. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena, der sich seine Unterthanen abgeneigt gemacht hatte, zu brechen, besetzte das Land und vereinigte es mit der neugeschaffenen cispadanischen Republik am 8. October. Dann gab er den neuen italienischen Republiken die französische Verfassung und suchte den Freiheitsschwindel, so weit seine Gewalt reichte, zu verbreiten.

Auch wendete er seine Augen auf sein unruhiges Vaterland, dessen Volk durch den zurückgekehrten Paoli den Engländern geneigt gemacht war. Diese waren dann unter Hood am 18. Febr. 1794 gelandet, hatten am 24. Mai Bastia erobert und die Insel mit englischen Gesetzen und einem besondern Parlament zu einem vierten Britanischen Königreich erklärt. Am 18. Juni des genannten Jahres hatte Elliot als Vicekönig von Corsica die Vereinigungsurkunde beschworen, am 4. August war auch Calvi eingenommen und so die ganze Insel den Engländern unterworfen. Aber bald hatten sich die Engländer verhaßt gemacht, weil die eingeführte Verfassung der englischen nicht gleich und Paoli für Elliot als Vicekönig eingesetzt war. Buonaparte benutzte nun die

Unzufriedenheit seiner Landsleute, unterstützte die französisch gesinnte Partei, an deren Spitze der General Gentili stand, von Livorno aus durch Geld, die Corsen nahmen Elliot gefangen und ließen ihn nur unter der Bedingung sofortiger Räumung der Insel wieder frei. Am 20. October 1796 landete der französische General Casalta von Livorno her und die Engländer sahen sich am 29. October zur Räumung der Insel genöthigt, die seitdem fortdauernd bei Frankreich blieb. General Gentili hatte ganz Corsica beruhigt und sandte 10,000 Freiwillige zu Buonaparte's Armee.

Am 9. October hatte sich auch Genua unter den harten Bedingungen, die Napoleon vorschrieb, in den Schutz der Republik begeben; am 16. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von Parma, durch Modena's Beispiel geschreckt, denselben mit größern Aufopferungen ein. Aber auf's Neue eilen die Oesterreicher herbei, Mantua zu entsetzen. In zwei starken Armeecorps dringen sie gegen Bassano und Roveredo vor, und Napoleon, mit Mantua beschäftigt, von Frankreich nicht unterstützt, sieht mit seiner viel geringern Macht sich auf's Neue ernstlich bedrängt. Aber wiederum rettet ihn ein kühner Streich. Ehe die feindlichen Armeen sich vereinigen können, geht er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etsch, ungeschreckt durch die ersten Unfälle, und nöthigt die von dem Feldzeugmeister Joseph von Alvinczy befehligten Oesterreicher zu der großen dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur sein und seiner Generale kecker Muth, das Vertrauen, das sie ihren Soldaten einzuflößen wissen, die Verzweiflung, mit der er sich selbst jeder Gefahr aussetzt, seinen Untergang abwendet und ihm einen furchtbar blutigen, aber entscheidenden Sieg gewinnt. — Alvinczy muß an die Brenta zurückgehen; Davidowitsch hatte zwar indeß die Franzosen bei Rivoli geschlagen, wurde aber von Napoleon bis Tyrol zurückgeworfen. In den ersten Tagen des Jahres 1797 brachen die Oesterreicher auf's Neue gegen Italien auf. Am 13. Januar stand Alvinczy bei Rivoli und drohte, die ihm entgegenstehende französische Division einzuschließen.

Da eilte Napoleon selbst herbei. Alvinczy ward am 14. bei Rivoli geschlagen, am 15. aus der Stellung bei Corona zurückgedrängt und auf's Neue nach Tyrol getrieben. Eine österreichische Colonne unter Provera hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen. Wurmser that, um sich mit ihr zu vereinigen, einen mörderischen Ausfall aus der Feste, aber Napoleon schlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16. Jan. sich mit mehr als 5000 Mann ihm zu übergeben. Während nun die französischen Generale in Tyrol eindrangen, Trident wieder besetzten und Italien von dieser Seite sicherten, nöthigte Napoleon am 2. Februar die Oesterreicher, nach tapferer Vertheidigung Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entschieden war. An demselben Tage rückte, nachdem am 1. Febr. der Waffenstillstand mit dem Papste, dem Schuld gegeben wurde, daß er gegen Frankreich gerüstet habe, gekündigt war, in den Kirchenstaat ein, schlug am Senio die päpstlichen Truppen und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der schwergeängstigte Papst schloß am 19. Februar einen Frieden, den er mit der Abtretung von Avignon und Venaissin, sowie der Legationen Bologna, Ferara und Romagna, nebst Baarzahlung von 30 Millionen Livres erkaufen mußte. Dem Kirchenoberhaupt blieb nur ein Schatten von weltlicher Herrschaft; der größte Theil seines Gebiets blieb von den Franzosen besetzt.

Napoleon hatte keinen geringern Plan, als den deutschen Kaiser in seinen deutschen Staaten zu bekämpfen und ihm in dem Herzen derselben die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Der Erzherzog Karl (eigentlich Karl Ludwig) von Oesterreich, der 3. Sohn Leopold's II. und der Marie Louise von Spanien, geboren zu Florenz 1771, der nach schon früher vollbrachten rühmlichen Waffenthaten gegen Dumouriez und Pichegru im Mai 1796 den Oberbefehl am Niederrhein und dann, als Wurmser nach Italien ging, über die ganze Rheinarmee erhalten, Jourdan in wilder Flucht über den Rhein zurückgetrieben, dann auch Moreau zum Rückzuge gezwungen hatte — Erzherzog Karl war indeß (zu Anfang des Jahres 1797) nach Italien gesandt. Leider

fand er hier nur eine schwache und entmuthigte Armee und erkannte bald, daß er mit derselben nichts gegen die französische Uebermacht ausrichten könne. Er befestigte sich hinter dem Tagliamento. Napoleon setzte am 10. März seine bedeutend verstärkte, der österreichischen überlegene Armee in Bewegung und verkündete ihr diesmal nicht ohne Grund die Besiegung der Oesterreicher vorher. Während die französische Rheinarmee auch in Deutschland den Kaiser von Neuem bedrohte, ging Napoleon über den Piave, erzwang schon am 16. den Uebergang über den Tagliamento und Isonzo und warf den Erzherzog Karl bis nach Görz und Gradisca zurück. Am 19. besetzte er Gradisca, am 20. Görz, und zog dann am 23. in Triest ein. Mit reißender Schnelligkeit drangen die siegenden französischen Feldherren in das österreichische Gebiet vor. Ehe der Monat zu Ende ging, war der größte Theil von Kärnthen und Krain verloren und ein Theil von Tyrol dazu. Napoleon lud den Erzherzog Karl in einem Schreiben, das die friedlichste Gesinnung aussprach, zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenstillstand und schlug die Armee des Erzherzogs bis nach Steyer zurück. Napoleons Hauptquartier war in Judenburg. Da erschienen bei ihm am 7. April abermals österreichische Abgeordnete, noch einmal um Waffenstillstand nachzusuchen. Der Sieger gewährte ihn, seine Großmuth zur Schau stellend, und besetzte am 8. Graz und Bruck, welche ihm eingeräumt wurden. Indeß ward seine Lage doch bedenklich. Von vorn ward er von den wieder ermuthigten, durch Landsturm und Freiwillige verstärkten Oesterreichern bedroht, die sich Triests schon wieder bemächtigt und Tyrol befreit hatten; vom Rücken her drohten neue, in Italien ausgebrochene Aufstände. Namentlich waren es die Venetianer, die von den Franzosen mit einer gewissen Verachtung behandelt worden waren, deren Gebiet auf dem Festlande, obgleich neutral bei dem Kriege, dennoch von den Franzosen besetzt war, welche sich erhoben und mordend über ihre Quäler herfielen. Napoleon ging daher gern mit Oesterreich einen Präliminarfrieden ein, der am 18. April auf dem Schlosse Eckenwalde bei Leoben geschlossen

ward, dem deutschen Kaiser große Opfer abnöthigte, die Franzosen aber auf's Neue in den Besitz von Triest setzte und ihnen gestattete, ihre Absichten gegen die Republik Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai ward, nachdem der Senat der Republik bereits vorher viele Demüthigungen erfahren, der ganze Staat Venedig für erobertes Land erklärt und die Aufhebung der alten Verfassung gefordert. Vergebens suchte der Senat der allerdings altersschwach gewordenen Republik Venedig sich zu entschuldigen wegen des Vorgefallenen, vergebens waren seine Bitten, seine Berufung auf die Neutralität. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, keine Billigkeit, nur seinen eisernen Willen. Am 12. Mai ward die Republik in ihrer alten Verfassung vernichtet und das Schattenbild einer neuen demokratischen, nach französischem Zuschnitt, aufgestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt selbst blieben von den Franzosen besetzt und wurden von denselben recht systematisch ausgeplündert.

Im Mai ward die Republik Genua revolutionirt und ging am 6. Juni aus den Trümmern ihres alten Glücks als ligurische Republik mit einer französischen Verfassung hervor. Am 28. Mai proclamirte Napoleon die neue cisalpinische Republik, welche seine gesammte Errungenschaft in Italien umfaßte und in der auch die früher geschaffene cispadanische Republik wieder aufging. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen dem drohenden Verderben. Der König von Sardinien hatte nicht nur theuer den Frieden erkauft, sondern sich sogar zu einem schmählichen Bündniß mit Frankreich verleiten lassen; gleichwohl ward auch in seinem Lande durch Napoleon's Agenten fortwährend die Flamme der Revolution angefacht und geschürt. Schon wendete der Corse seinen Blick nach dem zertheilten Polen und sammelte nicht ohne Bedeutung eine polnische Legion; schon erstreckten sich seine verwegenen Absichten bis nach Griechenland und Aegypten, — wenigstens suchte er bereits seine Verbindungen dorthin auszudehnen. Aber in Italien seufzten indeß die, welche der von ihm verkündeten Freiheit vertraut hatten, die unglücklichen Bewohner der von ihm gestifteten cisalpinischen

Republik, unter der schwersten Sklaverei und den drückendsten Lasten. Denn sie mußten die Schaaren der französischen Heere nähren, kleiden, bereichern, da der allgebietende Feldherr sich der französischen Republik dadurch beliebt machen wollte, daß er die Armee ohne Unterstützung aus dem Vaterlande unterhielt, auch außerdem noch unermeßliche Schätze, wenigstens in Kunstwerken, nach Paris sendete.

Am 14. Juli 1797 hatte Napoleon allen Feinden der französischen Republik an der Spitze seiner Armee den Krieg erklärt, und im August begab er sich von Mailand nach Udine, um dann am 1. September zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich zu eröffnen. Am 17. October wurde der Definitivfriede geschlossen, in welchem Oesterreich Belgien und seine schönsten italischen Provinzen verlor, auch vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer preisgab. Zwar ward der Kaiser für die unersetzlichen Verluste durch Venedig mit seinen Inseln und durch Dalmatien entschädigt, aber Napoleon hatte schon durch die unerhörtesten Erpressungen in dem Gebiet der Republik Venedig dafür gesorgt, daß dieselbe sobald nicht als Hülfsquelle für ihren nenen Beherrscher gelten konnte. Namentlich aus der Stadt Venedig nahmen die Franzosen vor deren Uebergabe an die Oesterreicher alle werthvollen Gegenstände hinweg, räumten das Arsenal und führten die Schiffe nach Corfu oder verbrannten oder zerstörten sie auf andere Weise. Um aber einen Begriff zu geben von dem Uebermuth, welchen Napoleon bei den Friedensunterhandlungen zu Campo Formio zeigte, erwähnen wir nur, daß er den Artikel strich, worin Oesterreich die französische Republik anerkannte, „denn sie bedürfe keiner Anerkennung, sie sei so sichtbar, wie die Sonne, deren Dasein nur Blinde festsetzen könnten. Auch sei Frankreich Herr im Lande und könne sich jede beliebige Verfassung geben, ohne daß Andere danach zu fragen hätten.“

Ein Congreß zu Rastadt sollte mit dem deutschen Reiche den Frieden herstellen, über dessen Grundlagen sich Napoleon und Oesterreich schon in geheimen Artikeln verständigt hatten.

Zugleich ward in Lille verhandelt, wohin die Engländer den Lord Malmesbury geschickt hatten. Allein die Franzosen stellten an die Engländer von vorn herein Forderungen, welche diese nicht eingehen konnten, und so zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen sehr bald. In Rastadt dagegen begannen die Verhandlungen am 7. December 1797 und dauerten bis in das Jahr 1799. Sie waren fruchtlos, aber doch merkwürdig genug. Die alte Würde des deutschen Reichs zeigte sich nur noch in leeren und schwerfälligen Förmlichkeiten, mit welchen der beleidigende Uebermuth der französischen Bevollmächtigten einen schneidenden Contrast bildete. Die Reichsdeputation, bei der Graf Metternich von österreichischer, Graf Görz, Jacobi und Dohm von preußischer Seite waren, und deren Vorsitz der kurmainzische Directorial-Subdelegirte Freiherr von Albini führte, übergab ihre Note in deutscher, die französischen Gesandten in französischer Sprache. In Hinsicht auf ihren Gegenstand aber glich die Deputation einem an Händen und Füßen gelähmten Menschen mit verbundenen Augen, da ihr die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio und die Bedingungen einer geheimen Rastadter Convention vom 1. December 1797 unbekannt geblieben waren. Daraus entstanden Mißtrauen und Uneinigkeit, namentlich zwischen Oesterreich und Preußen. Indem die Deputation gewissermaßen im Finstern tappte, stieß sie überall auf Hindernisse und gab Blößen, so daß der Subdelegirte von Baden als Beweggrund seiner Abstimmung für die Abtretung des ganzen linken Rheinufers unter Anderm den Zorn anführte, in welchen die französischen-Gesandten gerathen wären, als sie gehört hätten, daß man ihnen nur einen Theil jener Uferländer überlassen wollte. Die französische Diplomatie verleugnete jede Form des Anstandes; die deutsche benahm sich dagegen kleinlich und furchtsam. Die Verhandlung selbst aber war nur ein wirrer und ohnmächtiger Kampf mit dem Spiele verborgener Interessen auf der einen, und dem Trotz des repubikanischen Stolzes auf der andern Seite. Das Ganze aber endigte mit einem blutigen Frevel. Am 7. April 1799 wurde der fruchtlos gebliebene Congreß durch den Bevoll-

mächtigten des deutschen Kaisers mittelst eines Commissionsdecrets aufgelöst. Als die französischen Gesandten, Roberjot, Bonnier und Jean Debry, nachdem die zur Abschließung des Friedens beauftragt gewesene Reichsdeputation sich am 23. April 1799 für suspendirt erkärt hatte, mit Pässen des kurmainzischen Directorialgesandten Freiherrn von Albini versehen, am 28. April Abends 9 Uhr abreisten, wurden sie ungefähr 500 Schritt von der Vorstadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem Trupp österreichischer Husaren überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet; Jean Debry, obgleich verwundet, und der Secretair Rosenstiel entkamen zurück nach Rastadt und wurden dann von andern österreichischen (Szekler=) Husaren nach der Grenze geleitet. Man wollte, namentlich feindlicherseits, der österreichischen Regierung die That insofern beimessen, als sie durch einen Ueberfall jener Gesandtschaft in den Besitz wichtiger Papiere habe gelangen wollen, während die damit beauftragten rohen (Barbaczi=) Husaren sich zum Morde hätten hinreißen lassen. Indeß ist die Angelegenheit nie recht aufgeklärt worden. Der Reichstag zu Regensburg ordnete eine Untersuchung an, welche er dem kaiserlichen Hofe überließ. Doch ungeachtet der Strenge, mit welcher der Erzherzog Karl die Einleitung betrieb, blieb die Untersuchung nachher liegen. Merkwürdig ist der Bericht, welchen der preußische Gesandte von Dohm im Namen aller Gesandten wegen dieses Mordes erstattete, und worin er das damals verbreitete Märchen, daß die französische Regierung selbst den Mord veranstaltet habe oder derselbe von französischen Emigranten verübt wäre, widerlegte.

Während der Zeit der Verhandlungen zu Rastadt hatten sich sehr wichtige Ereignisse zugetragen, und in der Stellung der Hauptmächte von Europa waren große Veränderungen eingetreten. Die Franzosen hatten nun schon die Republiken Holland, Cisalpinien und Ligurien gestiftet; aber sie schienen auf diesem Wege weiter vorgehen zu wollen. Daß dies keine leere Vermuthung sei, bestätigte zunächst das Geschick des Kirchenstaates, dem der Friede zu Tolentino nur eine kurze Ruhe gegeben hatte. Unruhen des Volkes in Rom, der Tod eines französischen Generals Duphot,

der an des Spitze des aufrührerischen Pöbels von der Kugel eines päpstlichen Soldaten getroffen war, reichten nebst andern unbedeutenden Umständen hin, den Kirchenstaat in eine römische Republik zu verwandeln (20. März 1798), dem Volke eine ungeheure Contribution aufzuladen und die Kunstschätze aus dem Lande wegzuschleppen. Der alte Papst wurde, nach zweimaliger Veränderung seines Aufenthaltes, nach Valence in Frankreich gebracht, wo er am 29. August 1799 starb.

Kurze Zeit nach der Einführung der römischen Republik hatten es die Franzosen dadurch, daß sie in der Schweiz, vornehmlich in den aristokratischen Cantonen, die Umtriebe derer nährten, welche eine veränderte Verfassung wollten, dahin gebracht, daß die Repräsentanten von zehn Cantonen zu Aarau ein helvetisches Directorium erwählten, welches am 27. April 1798 eingeführt wurde. Die übrigen Cantone widersprachen zwar unter Anführung sehr verständiger Gründe und griffen auch, als diese Gründe keinen Eindruck in Paris machten, zu den Waffen, aber sie mußten der Uebermacht weichen, und so kam es zu der „einen und untheilbaren“ helvetischen Republik. Mühlhausen (jetzt gewöhnlich Mülhausen oder gar Mulhouse geschrieben) und Genf wurden mit Frankreich vereinigt. Ein Allianzvertrag band auch diese neue Republik, gleich den früher gestifteten, an die Mutterrepublik Frankreich.

In hohem Grade nichtswürdig benahm sich das französische Directorium gegen den König Karl Emmanuel von Sardinien. Nur darauf bedacht, die ihm aufgelegten Verbindlichkeiten gegen Frankreich zu erfüllen, war er nichtsdestoweniger fortwährenden Chicanen ausgesetzt. Rebellische Unterthanen nahm man gegen ihn in Schutz, die Citadelle von Turin selbst mußte sich einer französischen Besatzung öffnen, die Aufstände des Volkes wurden ihm zur Last gelegt, und endlich, nachdem er Alles ertragen, forderte man ihn zur Abdankung auf. Er legte am 8. December 1798 die Regierung von Piemont nieder und begab sich nach der Insel Sardinien. Die bisherige Verfassung wurde einstweilen beibehalten.

Nicht besser erging es dem Könige beider Sicilien, Ferdinand, der, wenig um die Staatsangelegenheiten bekümmert, seiner Mutter Caroline, die wieder von dem die Franzosen auf das Aeußerste hassenden Minister Acton geleitet wurde, die Regierung überließ. Mit Frankreich war 1796 ein Friede geschlossen worden, was man zu spät bereute, denn die Errichtung der römischen Republik brachte die Gefahr für Neapel um ein Bedeutendes näher und ermunterte auch die vielen unzufriedenen oder den neuen Ideen hingegebenen Gemüther in ihren Bestrebungen. Die Franzosen leisteten diesen um so eifriger Vorschub, als der Hof seine Hinneigung zu England gar nicht verhehlte. Dabei ließ es dieser noch nicht bewenden. Unterrichtet von einer neuen Coalition der europäischen Mächte gegen Frankreich, wurden große Rüstungen vorgenommen, ein österreichischer General an die Spitze des neapolitanischen Heeres gestellt und der Krieg damit eröffnet, daß man die Truppen am 23. November 1798 die Grenze der römischen Republik überschreiten ließ. Glücklich ward der Einzug in Rom vollbracht, aber nur kurze Zeit dauerte die Freude. Die Franzosen hatten sich bald von ihrer Ueberraschung wieder erholt, schlugen die Neapolitaner überall, und der neapolitanische Hof verlor die Besinnung so sehr, daß er sich in der Nacht vom 20. auf den 21. December 1798 nach Sicilien einschiffte. Die schnell in Neapel eingesetzte Behörde unterhandelte mit den Franzosen, aber ein Volksaufstand stürzte sie, die wüthenden Lazaroni plünderten im Innern der Stadt die Großen und wehrten nach Außen die Franzosen ab. Am 22. Januar 1799 ward Neapel mit Sturm genommen, der französische General Championnet erklärte das Königthum für abgeschafft und den Staat in eine Republik, die „parthenopeische" verwandelt.

9. Die Expedition nach Egypten.

Wir kehren zu dem Haupthelden jener traurigen, bodenlos versunkenen Zeit, zu Napoleone Buonaparte zurück.

Er war von dem französischen Directorium zum Abgeordneten

bei dem Reichsfriedenscongreß zu Rastadt ernannt worden und traf dort am 25. November 1797 ein, nachdem er von der cisalpinischen Republik mit Aeußerungen geschieden war, welche den unverstelltesten Spott auf ihre Freiheit enthielten. Kaum aber waren die Unterhandlungen in Rastadt eingeleitet, als er diese Stadt auf Befehl des Directoriums wieder verließ und nach Paris eilte. Hier sollte er vorwandlich den Berathungen des Directoriums über die fernern Unternehmungen der Republik beiwohnen, in der That aber wünschte man nur ihn auf einen andern Platz zu stellen. Denn schon war dieser republikanische Feldherr, der allein eine Armee gegründet hatte, große und herrliche Siege erfochten und vom Mutterlande sich fast unabhängig gemacht, den Gewalthabern gefährlich geworden. Man konnte zahllose eigenmächtige Schritte ihm zum Vorwurf machen, noch zahllosere standen zu befürchten. Die Republiken, welche er gegründet, konnte er, sobald es ihm gut schien, gegen die Stammrepublik bewaffnen. Die Armee folgte ihm blind. Selbst die Bewunderung und Liebe des französischen Volkes, dessen Eitelkeit durch ihn geschmeichelt war, konnte ihn zu gefährlichen Unternehmungen verleiten. Darum wünschte man, ihn auf eine geeignete Weise zu entfernen und unschädlich zu machen.

Als er, der Sieger in so vielen Schlachten, nach Paris gekommen war, wurde ihm zu Ehren zwar ein Fest veranstaltet, aber doch merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehren sei, die man ihm erwies. Er, der in Italien wie ein König gewaltet, Königen und Fürsten im Namen der Republik Gesetze vorgeschrieben hatte, er erkannte, daß seine Zeit in Frankreich noch nicht gekommen, „daß die Birne noch nicht reif sei". Barras, der Gewaltige, stand ihm noch zu fest. Es kam zu Auseinandersetzungen eigner Art mit ihm. Buonaparte ließ fallen, daß man ihn in Mailand zum Könige hätte machen wollen, er aber an dergleichen nicht denke; worauf Barras meinte, daß er wohl thue, an dergleichen nicht zu denken, denn wenn ihn etwa das Directorium in den Temple schicken wollte, so dürften sich nicht vier Menschen für ihn in Bewegung setzen. Buonaparte

sprang gereizt vom Canapee auf, trat an den Kamin, gewann aber bald seine Ruhe wieder und verlangte neue Kriegsbeschäftigung. Er zeigte sich dann nur wenig, war kalt und höflich, ging meist mit Gelehrten um, schien sich seiner damaligen Aufnahme als Mitglied des Instituts sehr zu freuen, suchte aber vergebens um Altersdispensation nach, um in das Directorium gelangen zu können. Er kaufte ein kleines Haus, sprach weniger von seinen Thaten, als von denen seiner Braven, zeigte sich im Theater nur in einer Gitterloge und schien ganz seiner Josephine zu leben.

Als man, ihn zu beschäftigen, den Krieg mit England vorschlug, rückte er endlich mit seinem Plane, Aegypten zu erobern, heraus; er fand anfangs im Directorium großen Widerspruch. Als ein Mitglied desselben, Lareveillère, sehr heftig opponirte, ließ Buonaparte das Wort „Entlassung" fallen, worauf Jener sagte: „Ich bin weit entfernt, zu wollen, daß man Ihnen die Entlassung gebe, aber wenn Sie dieselbe einreichen, so bin ich der Meinung, daß man dieselbe annehmen wird". Endlich verständigte man sich und begriff, daß im schlimmsten Falle die Entfernung Buonaparte's allenfalls die darauf verwendete Flotte und Armee und Millionen (es waren die aus dem geplünderten Berner Staatsschatze) werth sei. Doch beobachtete man, natürlich um Englands Flotte willen, das größte Geheimniß und rüstete zum Schein in allen Häfen gegen England. Buonaparte selbst begriff, daß er noch mehr und ganz ungewöhnlicher Siege bedürfe. Seine Macht hing vom Ruhme, sein Ruhm von den Siegen ab; seine Macht würde gefallen sein, wenn er derselben nicht noch mehr Siege zur Unterlage gegeben hätte.

Bei Toulon war bald eine zahlreiche Flotte versammelt, und ein ausgezeichnetes Heer von 30,000 Mann. Hier erschien Napoleon am 9. Mai 1798, beschleunigte die Einschiffung der Armee, suchte diese auf große Thaten vorzubereiten, und schon am 19. Mai ging die zahlreich bemannte Flotte unter Segel.

Damit begann der dritte Act in Napoleons Lebens — dafern man ihn nicht als bloßes Zwischenspiel betrachten will. Dreißig Jahr war nun der Mann alt, der binnen zwei Jahren

Europa in Staunen gesetzt, mit geringen Mitteln Außerordentliches, Unglaubliches geleistet, in jedem Kampf, an dem er persönlich Theil genommen, den Sieg davon getragen, sich zum ersten Feldherrn seiner Zeit erhoben hatte. Was der Knabe gewollt, erstrebt — Ruhm, Auszeichnung, Herrschaft — das hatte der Jüngling schon erreicht, und in's Mannesalter nahm er noch kühnere Ansprüche hinüber. Nie hatte er über dem gegenwärtigen Augenblick der ergiebigern Zukunft, nie über dem gegenwärtigen Gewinn der reizenden Hoffnung glänzenderer Früchte vergessen, nie, wenn er nur für das Ganze zu leben und zu wirken schien, sich und seine Vortheile aus den Augen verloren. Egoismus und Ehrgeiz hatten ihn auf seine große Laufbahn begleitet; sie hatten in den glücklichsten Erfolgen die reichste Nahrung gefunden. Der finstere und verschlossene Mann schien freundlich und mittheilend geworden; aber seine Freundlichkeit war nur ein angeübtes Mittel für seine Zwecke, und wo er unverstellt sich gab, wie er war, blickte nur zu sichtbar hervor, daß er von allen zarten Gefühlen des Wohlwollens und der Theilnahme sich völlig entfremdet hatte. Wo er am offensten sich mitzutheilen schien, sprach er nur das aus, was der Augenblick erheischte, und selbst der Vertrauteste durchschaute nicht das Geheimniß dieses stets unbefriedigten, nimmersatten Geistes. Die Freiheit verkündete er allenthalben; aber er selbst achtete dieselbe bei keinem Menschen. Alle waren ihm nur Werkzeuge seiner Pläne. Seine Menschenverachtung, die innere Gluth seiner Leidenschaft verbarg sich hinter gleisnerischen Worten, und ein unbegrenztes Selbstvertrauen, das alles Vertrauen zu Gott und den Menschen verschlang, das mit einer blinden Zuversicht auf sein Glück sich verwebte, wuchs mit jedem Schritte, den er auf seiner prunkenden Lebensbahn vorwärts that. Seine Erfahrungen, besonders der Undank, den er nach den folgenreichsten Thaten in Frankreich erfuhr, verbitterten ihn noch mehr, machten ihn gleichgiltig gegen das Urtheil der Welt, außer wo er dasselbe zu seinem Vortheil verwenden konnte, und lehrten ihn, auf den Trümmern alles menschlichen Glücks seine eigene Macht und Herrschaft gründen. Wie sehr ihn die Zeit

und die Verhältnisse bei seinen Thaten begünstigten, das ließ er unbeachtet; vielmehr erkannte er in Allem nur seine eigene Ueberlegenheit, und die Schwäche, die Unfähigkeit, die er überall an Andern bemerkte, versenkte ihn immermehr in den Wahn, daß er über Alle zu herrschen bestimmt sei. Diese Herrschaft durch Kriegsthaten zu begründen, durch Staatskünste, die er im Flug vollbrachte, zu befestigen, durch die Vorurtheile der Menschen und Alles, was ihm als Vorurtheil galt, zu vollenden, war sein höchstes Streben geworden. Mit allem Heiligen und Schönen trieb er, wo es ihm dienen sollte, ein schnödes Spiel, und die erhabensten Ideen der Menschheit wurden ihm eben so viel Gängelbänder, an denen er die Menschen leiten wollte.

Was Buonaparte nach Aegypten trieb, ist schwer, fast unmöglich zu berechnen. Europäische Cultur und Civilisation in ein Land zu verpflanzen, das schon im frühesten Alterthum die herrlichsten Blüthen der Kunst, der Gelehrsamkeit, der Weisheit getragen hatte, die Natur und Alterthümer eines Landes zu erforschen und aufzudecken, das der civilisirten Menschheit seit Jahrhunderten verschlossen gewesen und ein eben so großes Räthsel geworden war, wie seine Sphinxe, — das mochte vorgegeben werden, den Glauben mochte man zu bestärken suchen, indem man berühmte Gelehrte und Künstler an der Expedition theilnehmen ließ, — aber ein Buonaparte konnte wohl in Wirklichkeit nur ganz andere Zwecke verfolgen. Jene vorgespiegelten hochherzigen sind mit seinem Charakter nicht zu vereinigen. Aber, ob sein Ehrgeiz von träumerischer Hoffnung auf ein neues Reich, das er dort gründen könne, begeistert ward; ob er dort eine Herrschaft erringen wollte, die in Europa noch immer unerreichbar schien; ob er Frankreich und Europa in Aegypten sich unterwerfen wollte; ob es galt, den Untergang der Macht und des Handels der Briten in Ostindien vorzubereiten: das läßt die Geschichte unentschieden.

Schon durchstrich die Flotte — 13 Linienschiffe, 6 Fregatten und mehrere hundert Transportschiffe — das Mittelmeer, und noch waren Ziel und Zweck des Unternehmens selbst den Soldaten

ein Geheimniß. Am 6. Juni 1798 erschien Buonaparte vor Malta, das schon vorher ausgekundschaftet war. Schon 1400 v. Chr. von den Karthagern besetzt, an deren Stelle nach dem zweiten punischen Kriege die Römer traten, wurde das Felseneiland Malta 454 v. Chr. von den Vandalen, 494 von den Gothen, 533 von den Byzantinern unter Belisar, 870 von den Arabern, dann 1090 von den sicilischen Normanen erobert. Als ein Marquisat mit Sicilien verbunden, theilte es dessen Schicksale bis 1530, wo es von dem deutschen Kaiser Karl V. dem von Rhodus vertriebenen Johanniterorden, der seitdem Malteserorden hieß, als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt wurde. Den Maltesern gehörte die Insel noch, als Buonaparte am 9. Juni 1798 mit seiner Flotte vor derselben erschien Da sich der Großmeister des Ordens weigerte, die Franzosen an den verschiedenen Ankerplätzen der Insel Wasser einnehmen zu lassen, so eröffnete Buonaparte die Feindseligkeiten. Der Erfolg war bei den Befestigungen, welche die Insel verwahren, und den unüberwindlichen Werken, welche die Hauptstadt La Valetta und ihre Häfen umgeben, zweifelhaft. Aber am 10. landeten die Franzosen auf mehreren Punkten. Verrätherei und Unentschlossenheit lieferten dem Corsen die Insel in die Hände. Malta ward, sammt den dazu gehörenden Inseln, mit allen Souverainitäts- und Eigenthumsrechten an die französische Republik abgetreten. Am 12. Juni nahm man von der Festung La Valetta und den unermeßlichen Reichthümern, die sich in derselben befanden, Besitz, nachdem es die Ritter — ehrenhalber — nur zu einigen Kanonenschüssen hatten kommen lassen. Caffarelli, Buonaparte's Adjutant, meinte: „es sei nur gut, daß Menschen in der Festung wären, um den Eroberern aufzumachen, denn sonst würde man nicht hineinkommen." Der Großmeister Hompesch wurde mit seinen Rittern nach Italien geschickt, 1500 Ordenssoldaten mit der Orient-Armee vereinigt und eine neue Verfassung angeordnet.

Schnell waren die nöthigen Maßregeln zur Sicherung der Insel ergriffen, und schon am 17. Juni ging Napoleon mit seiner Flotte, die nun eine lange Reihe von 350 Schiffen bildete, wieder

unter Segel. Indeß war die englische Flotte unter Nelson ihm nachgeeilt und zwar vor ihm an den Küsten Aegyptens angekommen, aber, weil sie ihn dort nicht gefunden, weiter gesegelt. Erst am 21. Juni offenbarte Buonaparte mitten auf der See der französischen Armee ihre Bestimmung und ermunterte sie zur Achtung für die Religion und Gebräuche der Aegypter.

Am 1. Juli lag die Küste von Alexandrien vor ihnen, und Napoleon bewirkte noch am Abend und in der Nacht die Ausschiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tage brach er gegen Alexandria auf, das schlecht vertheidigt, unvorbereitet war, und sogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündigten Proclamationen, daß die Franzosen nur gekommen seien, das Land von der Zwingherrschaft der Mamelucken zu befreien.

Mamelucken, d. h. auf Arabisch „Sklaven", nannte man in Aegypten die aus den Gegenden des Kaukasus stammenden Sklaven der Bei's oder Statthalter, welche die bewaffnete Macht derselben bildeten. Als nemlich im 13. Jahrh. Dschingis-Khan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven hinwegführte, kaufte der Sultan Nodschmaddin von Aegypten deren 12,000, zum Theil Mingrelier und Tscherkessen, meist aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, das sich bald zügellos und rebellisch zeigte, die Regierungsangelegenheiten an sich riß und nach Ermordung des Sultans Turan-Schach 1254 aus seiner Mitte Ibegh zum Sultan von Aegypten ernannte, mit dem die Dynastie der Bahariden begann, denen 1382 die zweite Mameluckendynastie, die Bordschiten, folgte. Beider Herrschaft dauerte 263 Jahre, während welcher Zeit die Mamelucken verschiedene Eroberungen machten und die Franken 1291 aus dem Orient vertrieben. Sultan Selim I. stürzte ihr Reich, nachdem er die Hauptstadt Kahira 1517 mit Sturm genommen hatte, und setzte einen Pascha über Aegypten, war aber doch durch die Umstände genöthigt, die 24 Beis, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten,

fortbestehen zu lassen. Diese Verhältnisse bestanden ohne weitere Veränderung fort, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. die Mamelucken durch ihre Anzahl und Reichthümer ein solches Uebergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten erhielten, daß der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach ihrer Willkür handeln mußte und die Mameluckenbeis die wirklichen Herrscher des Landes waren. Dieses Uebergewicht verschaffte ihnen vorzüglich Ali-Bei, welcher mit unumschränkter Macht regierte, aber 1773 ermordet wurde. Die Zahl der Mamelucken, die durch ganz Aegypten zerstreut waren, betrug etwa 10—12,000 Mann. Sie ergänzten sich meist durch Sklaven aus Kaukasien, und nur aus ihnen wurden die Staatsämter besetzt, insbesondere die Beis erwählt. Ihre letzte glänzende Rolle spielten die Mamelucken, namentlich Murad-Bei, zur Zeit des französischen Einfalls in Aegypten und die nächste Zeit nach dem wieder erfolgten Abzug der Franzosen. Durch List gelang es erst 1811 dem nachherigen Vicekönig von Aegypten, Mehemet Ali, die Beis zu vernichten.

Wenn also Buonaparte Befreiung von den Mamelucken verkündigte, welche in Aegypten das waren, was in der Türkei die Janitscharen, was in Rom früher die Prätorianer, so durfte er hoffen, als willkommener Retter begrüßt zu werden. Er verhieß, das Land zu beglücken, und seine Worte schienen die eines echten Muselmans. Schnell war Alles geordnet; am 7. Juli brach er von Alexandria nach Kahira auf. Vier Stunden von dieser Stadt, bei dem Dorfe Embabe, fand er am 20. Juli, nachdem er Tags zuvor den mächtigen Bei-Ibrahim zurückgedrängt hatte, den Bei Murad mit einem muthigen Haufen von 6000 Mamelucken. Am 21. ward Murad in der Schlacht bei den Pyramiden geschlagen, das Lager mit seinen Schätzen erobert, und am 22. schon zog der Sieger in Kahira ein. Aegypten ward nun als ein erobertes Land und französische Provinz behandelt und organisirt. Napoleon gab sich den Schein, als wolle er europäische Cultur hierher verpflanzen und die Künste des Friedens begünstigen.

Indeß hatte der britische Seeheld Horatio Nelson nicht

aufgehört, die französische Flotte zu suchen. Er hatte bereits den Auftrag gehabt, mit einigen Schiffen den Hafen von Toulon zu bewachen, als in demselben die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde, aber ein Sturm hatte ihn gezwungen, seine Station zu verlassen und die französische Flotte war indeß ausgelaufen. Nachdem er eine Verstärkung von acht Linienschiffen an sich gezogen, eilte er zufolge einer Nachricht, die er auf Sicilien eingezogen, nach der ägyptischen Küste, an der er aber, wie wir schon wissen, früher, als die Franzosen anlangte. Er kehrte nach Sicilien zurück und erhielt hier die Gewißheit von der Landung der Franzosen bei Alexandria. Mit Eifer setzte er seinen Weg zum zweiten Mal nach Aegypten fort, traf die französische Flotte bei Abukir — dem alten, einst blühenden Kanopus, jetzt ein unbedeutendes Dorf an der ägyptischen Küste, vier Stunden östlich von Alexandrien — und vernichtete sie in der berühmten Seeschlacht vom 1.—2. August 1798. Obschon sich die französische Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe wie möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie gedeckt war, so ließ dennoch Nelson plötzlich, mit unerhörter Verwegenheit, die Hälfte seiner 15 Linienschiffe starken Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und im Rücken der letztern an der Landseite hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf deren Fronte zog und einen Pistolenschuß von derselben vor Anker legte, so daß die französischen, an Zahl bei weitem überwiegenden Schiffe sowohl von beiden Bords, wie vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb 7 Uhr am 1. August, mit Sonnenuntergang, hatte die Schlacht begonnen, und nach einer Stunde schon waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Der französische Admiral de Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet; sein Schiff l'Orient setzte das Feuer mit großer Lebhaftigkeit fort, bis es plötzlich zu brennen begann. Um 10 Uhr flog das prächtige Gebäude mit 120 Kanonen in die Luft; von 1000 auf demselben befindlichen Menschen konnten kaum 70 gerettet werden. Am nächsten Morgen war die völlige Niederlage der französischen Flotte

entschieden, von der nur zwei Schiffe mit großer Noth nach Malta entkamen.

Das war Napoleons erster Unfall, doch schien er nicht darauf zu achten. Die Franzosen siedelten sich vielmehr recht heimisch in ihrer neuen Eroberung an. Zu Kahira ward ein Divan errichtet, um die innern Angelegenheiten zu besorgen. Aehnliche Divans wurden ihm in den Provinzen untergeordnet, die Städte erhielten ihre Verwaltungen. Ein bewaffnetes Corps wachte über der Vollziehung der Gesetze. Die Erhebung der Einkünfte ward einem Intendanten übertragen. Derselbe bezog nicht nur die directen und indirecten Steuern, sondern auch den Ertrag der Dörfer, die den Mameluken und den ausgewanderten Mukthesims (eine Art von Lehnsherrn) gehörten. Man verbesserte die Land= und Wassercommunicationen, befestigte mehrere Plätze nach europäischer Weise, legte auf der Seite gegen Syrien Forts und Redouten an, und verstärkte die Armee mit Pferden, Kameelen und Mannschaft. Die Gelehrten vereinigten sich zu Kahira in ein Institut der Künste und Wissenschaften, errichteten eine Bibliothek und stellten historische, geographische und physikalische Forschungen an. Die Aeußerungen des Mißvergnügens unter den Einwohnern wurden mit Strenge niedergehalten, die da und dort entstehenden Empörungen unterdrückt und bestraft. Dabei vermied Napoleon alle Verletzungen der Religion; ja, er machte, auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzend und sich so wiegend, in der Moschee ein Fest und die Litaneien des Propheten mit, setzte auch seinen Proclamationen das Bekannte: „Es ist kein Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet" vor. Den arabischen Scheiks in Kahira schmeichelte er mit der Herstellung arabischer Herrschaft; die Kopten, welche die Steuereinnehmer waren, suchte er für sich zu gewinnen. Daher sprach sich auch die hohe allverehrte Akademie der Moschee von Jemil Agar für ihn aus, und ein Theil des Volkes staunte über die Großthaten des „Sultans Kebir".

Mit gerechter Entrüstung hatte man indeß in Konstantinopel den treulosen Angriff der Franzosen vernommen, und die Anstalten,

welche sie trafen, das Land als eine ihrer Provinzen einzurichten, waren nicht geeignet, den Zorn der Türken zu mildern. Ermuthigt durch Nelsons Sieg erklärte die Pforte (1. Sept.) den Krieg an die Republik Frankreich. Diese Kriegserklärung, die jedem Gläubigen die Pflicht auferlegte, die Fremdlinge als Feinde zu betrachten, wurde von den Franzosen sorgfältig vor dem Volke verheimlicht. Aber bald lief sie durch Aller Mund, und immer heftiger gährte das Mißvergnügen, dessen Ausbruch der Obergeneral selbst erregte, indem er (21. October) eine neue Steuer forderte und verlangte, daß Jedermann dreifarbige Bänder an den Turbanen trage; beide Forderungen wurden mit Ungestüm zurückgewiesen. Der General Sulkowski, ein Liebling Buonaparte's, fiel durch einen Pistolenschuß an dessen Seite. Der Aufruhr verbreitete sich durch die Stadt. Der General Dupuy, der zu dessen Unterdrückung herbeigeeilt war, wurde mit einem großen Theil seines Gefolges getödtet. Aga Mustapha, der Kiaja (Minister des Innern) des ehemaligen Pascha, stand, die Scheiks und Ulemans um sich her, an der Spitze der Empörten. Die Franzosen rückten muthig vor, unterstützt von den Griechen. Das Volk zog sich in die Moskeen zurück. Die Besatzung der Citadelle warf Bomben in die Stadt. Zwei Tage dauerte das Blutbad. Ueber 6000 Türken fanden dabei ihren Tod. Aber auch mehrere der französischen Gelehrten und Künstler wurden ermordet. Die Franzosen plünderten darauf die Stadt. Viele vornehme Einwohner wurden als Anstifter des Aufruhrs hingerichtet. Um das Volk für die Zukunft in Zaum zu erhalten, wurden verschiedene neue Festungswerke angelegt. Die Zügel der Regierung wurden immer straffer angezogen, die Unterjochung immer fühlbarer. Die ganze Bewegung schien endlich nur dazu gedient zu haben, die Gemüther mit größerer Furcht vor den Eroberern zu füllen.

Indeß konnte Buonaparte leicht berechnen, daß eine combinirte Operation gegen Aegypten, nämlich ein Angriff von Syrien und ein zweiter von der See aus, gegen Aegypten stattfinden werde. Der erstere war um so sicherer zu erwarten, als

der Pascha Achmet von Akre (genannt Dschezar, d. h. der Schlächter, wegen seiner Grausamkeit) seine feindseligen Gesinnungen nur zu deutlich offenbarte. Daher faßte Buonaparte den Entschluß, nach Syrien zu marschiren, die Rüstungen dort zu zerstören, und dann, nach Aegypten zurückgekehrt, die von der Seeseite kommenden Feinde zu empfangen. Am 22. Dec. brach er mit 12,000 Mann nach Syrien auf, ließ die Landenge Suez und den Hafen besetzen und vergaß, als er selbst dort erschien, obgleich er einem gefährlichen Unternehmen entgegenging, doch so wenig andere Rücksichten, daß er mit großer Ruhe untersuchte, ob wirklich der Kanal vorhanden gewesen sei, der in alten Zeiten das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben soll. Nachdem er die Ueberzeugung hiervon gewonnen, traf er am 18. Febr. 1799 vor El Arisch ein, das schon vorher von dem General Regnier belagert ward, und am 20. überging. Am 23. gewann er Gaza mit reichen Vorräthen. Jaffa, das sich länger hielt, ward am 6. März mit Sturm genommen, und neue Greuelthaten und Barbareien, wie in Kairo, verübte hier die republikanische Armee sammt ihrem Feldherrn. Man machte trotz langem Gemetzel doch noch 2—3000 Gefangene, womit Buonaparte sehr unzufrieden war, da man kein Mittel, sie zu ernähren oder zu verwenden hatte. Es waren die besten Kanoniere des Sultans dabei. Nach dreitägigen Debatten wurden alle am Meere hingerichtet. Sollte man es denken, daß man auch solche Schlachterei zu entschuldigen gewagt hat? Schlosser hat zu beweisen versucht, daß Napoleon „mit Türken nach türkischem Recht" habe verfahren müssen.

Am 18. März 1799 erschien Buonaparte in der Nähe von St. Jean d'Acre und bemächtigte sich sogleich in deren Nähe wichtiger Magazine, eröffnete auch am 20. März die Laufgräben. Kurz zuvor war aber der englische Commodore Sidney Smith nebst dem ausgewanderten französischen Obristen Phelippeaux daselbst angekommen. Er stärkte den sinkenden Muth des Pascha und seiner Besatzung, lenkte in der schlecht befestigten Stadt mit Kraft und Einsicht die Vertheidigungsanstalten, und entriß dem Feinde einen großen Theil des Belagerungsgeschützes und der

Munition, die zur See herbeigeführt wurden. Wiederholt versuchten die Franzosen zu stürmen, wurden aber zurückgeschlagen; unaufhörliche Ausfälle der Belagerten beunruhigten und schwächten das Belagerungsheer. Eine noch größere Gefahr bedrohte das letztere vom Jordan her, indem Mameluchen und Janitscharen herbeizogen, um vereinigt mit den Arabern und Naplusanern den Franzosen in den Rücken zu fallen. Zwar gelang es Buonaparte, am 15. April am Berge Tabor einen starken Haufen Mameluchen zu schlagen, doch wurde seine Verlegenheit immer größer. Es hatten sich Spuren der Pest in dem französischen Heere gezeigt; das Uebel verbreitete sich dann mit reißender Schnelle und zu Hunderten fielen die Opfer. Zugleich litt das Heer den peinigendsten Mangel an allen Lebensbedürfnissen. Der Muth sank den Soldaten; an seine Stelle traten Mißvergnügen und Insubordination. Mit Geschützmunition war man nur noch auf wenige Tage versehen. Zugleich mußte täglich befürchtet werden, daß die Türken unter dem Beistand der Engländer in Aegypten landen würden. Diese Umstände zwangen Buonaparte den Entschluß ab, Syrien aufzugeben, von der Belagerung von Akre abzustehen. Am 20. Abends 9 Uhr brach das französische Heer zum Rückzug auf. Die Belagerungsartillerie hatte man größten Theils in das Meer geworfen, die Magazine verbrannt, die Ernten zerstört. Ueberall wurden die Festungswerke gesprengt, alle Vorräthe, die dem nachfolgenden Feinde nützen konnten, vernichtet und das Eigenthum der Einwohner den Soldaten preisgegeben.

Viele Franzosen erlagen den Anstrengungen des Marsches, und um sich Derer, welche dem raschen Rückzuge nicht folgen konnten, namentlich der Tausende von Pestkranken, welche in Jaffa lagen, zu entledigen, wandte Buonaparte ein Mittel an, welches in seiner Scheußlichkeit alles Nichtswürdige überbot, was uns die Geschichte aller Zeiten gemeldet hat — er ließ sie vergiften. Man hat vergebens, trotz den Zeugnissen Mehrerer, denen man zutrauen muß, daß sie genau unterrichtet sein konnten, in spätern Zeiten, als man die durch Napoleon veranlaßten

Leiden vergessen hatte und nur noch den Glanz seiner Kriegsthaten erschaute, ihn von diesem Verdacht zu reinigen versucht. Er selbst soll seinen Vergiftungsbefehl später auf St. Helena dem Lord Eagerton eingestanden haben. Auch stimmte ein solches Verfahren zu seinem Charakter. Steht doch fest, daß er in Deutschland auf seinen Schlachtfeldern mit den Gefallenen zugleich die noch lebenden Schwerverwundeten beischarren ließ, um über die Größe der Verluste, mit denen er seine Siege erkaufte, zu täuschen.

Trotz den vielfachen Verstärkungen, die er während der Dauer seines Aufenthaltes im Orient an sich gezogen hatte, bestand sein Heer, als er wieder in Kahira anlangte, nur noch aus 8000 Mann. Von mehreren Seiten zu gleicher Zeit bedroht, erhielt er nur mit Mühe den wankenden Muth der Franzosen aufrecht. Eine türkische Flotte war bei Abukir gelandet und hatte das Fort genommen. Napoleon eilte den Türken entgegen, schlug sie am 26. bei Abukir, vertrieb sie und bemächtigte sich des Forts wieder. Das war seine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, besonders durch seinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, sichere Kunde von der damaligen kritischen Lage der Republik. Schnell war sein Entschluß gefaßt, dorthin zurückzukehren, zumal er sich überzeugt haben mochte, wie wenig noch in Aegypten zu hoffen sei. Nach echter Abenteurer-Weise gab er leichten Sinnes die ungeheure Unternehmung auf, die um den hohen Preis von mindestens 80,000 Menschenleben und unberechenbarer, theils aus Frankreich mitgenommener, theils in Malta, Aegypten, Syrien geraubter Geldsummen, nur der Wissenschaft einige Dienste geleistet hatte. Heimlich, treulos verließ er im Elend sein treues Heer, dessen Commando General Kleber übernahm, und bewährte so von Neuem, daß nur Egoismus ihn überall leite. Lächerliche Großsprechereien und trügerische Hoffnungen ließ er den Franzosen in Aegypten zurück, während er sich selbst mit mehreren Generalen und Gelehrten, die ihn begleitet hatten, am 23. August einschiffte.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf das Ende der

ägyptischen Expedition. General Kleber hatte zwar durch mannigfache Verstärkungen, die er an sich gezogen, namentlich durch Griechen, die er in sein Heer aufnahm, dieses wieder auf 15,000 Mann verstärkt, befand sich aber wegen der drohenden Feinde und mangelnden Lebensmittel in der schwierigsten Lage. Wohl schlug er 4000 Janitscharen, die am 1. November 1799 bei Damiette gelandet waren, zurück, sah sich aber genöthigt, mit dem Großvezier, der aus Syrien heranrückte, und Sidney Smith den Vertrag von El Arisch (24. Januar 1800) abzuschließen, nach welchem es den Franzosen gestattet sein sollte, sich mit Waffen und Gepäck aus Aegypten zu entfernen; einstweilen wurden ihnen, bis zur Ankunft der Bestätigung des Vertrags, Alexandria, Rosette und Abukir als Aufenthaltsorte angewiesen. Da aber der englische Admiral Keith den Vertrag nicht bestätigte, sondern die unbedingte Unterwerfung der Franzosen forderte, so griff Kleber den Großvezier am 20. März bei Matariah (dem alten Heliopolis) muthig an und errang den entschiedensten Sieg. Kahira wurde wieder genommen, Murad Bei für die französische Sache gewonnen, und die Aussicht auf Verstärkungen aus Frankreich, sowie das kluge und energische Verfahren Kleber's schienen einen glücklichen Ausgang der abenteuerlichen Expedition zu versprechen.

Da wurde Kleber am 14. Juni 1800 von einem fanatischen Türken, Suleiman, ermordet. Die verkehrten Maßregeln seines Nachfolgers Menou erregten unter den Bewohnern Mißvergnügen und unter dem Heere Zwiespalt. Die Engländer erschienen am 1. März 1801 vor Abukir, warfen die Generale Lanusse und Friant zurück und nahmen Abukir am 19. März. Menou griff nun (21. März) mit 10,000 Mann die Engländer bei Alexandria an, wurde zwar geschlagen, aber behauptete seine Stellung, bis der Kapudan Pascha am 31. März mit 6000 Türken bei Abukir landete und Rosette wegnahm. Jetzt, wo noch ohnedies der Großvezier mit 25,000 Mann von der Wüste her sich näherte, theilte Menou, unklug genug, seine ohnehin schon schwachen Streitkräfte. Ein Theil derselben wurde bei Rahmaniah von dem

englischen General Hutchinson geschlagen und zog sich nach Kahira zurück, welches der General Belliard vertheidigen sollte. Eingeschlossen von einer 45,000 Mann starken Armee, mußte dieser, nur 6000 Mann stark, einen Vertrag abschließen, nach welchem er mit Waffen und Gepäck auf Kosten der Engländer in Rosette nach Toulon eingeschifft wurde. Auch Aegyptern stand es frei, ihn zu begleiten. Er verließ Aegypten am 17. August und kam im folgenden Monate in Toulon an.

Menou, der sich in Alexandria halten wollte, mußte endlich, da die gehoffte Hilfe unter dem Admiral Ganteaume nicht zu ihm gelangen konnte, am 30. August capituliren. Auch ihm und seinen Truppen, die noch aus 8000 Mann und 1300 Matrosen bestanden, wurden dieselben Bedingungen, wie dem General Belliard zugestanden. Sie schifften sich mit Waffen und Gepäck, sowie dem größten Theile der wissenschaftlichen und alterthümlichen Sammlungen, ein, und langten im November desselben Jahres in Frankreich an.

10. Das Consulat.

In der Stellung der großen Mächte in Europa hatte sich indeß weniger durch den Tod Friedrich Wilhelms II. von Preußen, als durch den Tod der Kaiserin Katharina II. von Rußland (9. November 1796) geändert. Der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. wünschte nichts sehnlicher, als Frieden, stand auch keineswegs so zu Oesterreich, daß er sich enger demselben hätte anschließen sollen, während Paul I., seit dem 17. Nov. 1796 russischer Kaiser, die französische Revolution und ihre Folgen mit leidenschaftlichem Hasse betrachtete. Nichts aber regte seine launenhaften Gefühle so sehr auf, wie die oben erzählte Wegnahme von Malta. Er zeigte daher auch das wunderliche Schauspiel der Uebernahme des Protectorats des Malteserordens und zugleich eines Bündnisses mit den Türken, die seit dem Einfall in Aegypten nothwendig alle freundschaftlichen Beziehungen zu den Franzosen aufgegeben hatten.

Es konnte dem französischen Directorium nicht verborgen bleiben, daß Oesterreich ein Bündniß mit Rußland geschlossen hatte. Es rüstete sich daher seinerseits zum Kriege, verlangte von Oesterreich, daß es den Rückmarsch der russischen Truppen, die sich Mähren näherten, bewerkstelligen sollte, und ließ, da keine Antwort erfolgte, am 1. März 1799 die Feldherren Jourdan und Bernadotte über den Rhein gehen und erklärte den Krieg an den Kaiser und den Großherzog von Toskana, welchen letztern keine andere Schuld treffen konnte, als daß er ein Bruder des Kaisers von Oesterreich war.

Die Franzosen hatten damals statt des Aufgebots in Masse die Conscription eingeführt (5. Sept. 1798), welche zunächst alle jungen Männer von 20—25 Jahren für dienstpflichtig erklärte. Wie herausfordernd aber auch das Directorium zu Anfang dieses Jahres gewesen war, so bestürzt war es am Ende desselben. Alle seine Heere und die besten seiner Feldherren, Jourdan, Bernadotte, Scherer, Moreau, Massena, Championnet, wurden nach einander geschlagen, und der Erzherzog Karl, Kray, Melas und der Russe Suworoff ernteten Ruhm auf Ruhm ein. Ganz Italien, bis auf Genua und Nizza, ging der Republik verloren. Rom öffnete seine Thore am 30. December und sah den später gewählten Papst Pius VII. in dieselben einziehen. In Neapel ward die Republik durch eine vom Cardinal Ruffo unternommene Gegenrevolution gestürzt, die Regierung kehrte zurück und eine Staatsjunta, an deren Spitze Vanni und Guidobaldi standen, verfolgte blutig alle des Republikanismus Verdächtigen.

Nicht so, wie in Italien, gelang es den Verbündeten in den Niederlanden, wo eine englisch-russische Armee landete, aber von den Franzosen zur Capitulation gezwungen wurde, — und in der Schweiz, wo anfangs Erzherzog Karl alleiu, dann mit dem russischen General Korsakoff vereinigt, später Korsakoff und der österreichische General Hotze gegen Massena und Soult kämpften, aber trotzdem, daß sich auch Suworoff noch mit ihnen vereinigte, von den republikanischen Heeren geschlagen und zurückgedrängt wurden. Suworoff rettete sich durch einen Marsch nach Schwaben,

der zu den erstaunenswerthesten Kriegsthaten gehört. Kaiser Paul, außer sich über den Verlust seiner Heere und ergrimmt über Engländer und Oesterreicher, weil er von jenen glaubte, daß sie den Zug nur unternommen, um sich der holländischen Flotte zu bemächtigen, von diesen, daß sie ebenfalls nur eigennützige Zwecke verfolgten, zog seine Truppen zu Anfang des Jahres 1799 zurück und ließ sie den Marsch nach ihrer Heimath antreten.

In der Zeit, als sich das Glück im Allgemeinen auf die Seite der Verbündeten wendete, nahmen auch die Verhältnisse in Frankreich einen andern Charakter an. Den Fünfmännern fehlte es nicht an einer großen Anzahl von Feinden sehr verschiedener Farbe, die aber bisher durch das Gewicht der siegreichen Regierung niedergehalten waren. Nunmehr, da die launige Göttin derselben den Rücken zuzuwenden schien, wurden ihre Stimmen im Volke und im gesetzgebenden Körper laut, und das Directorium bekam einen um so schwerern Stand, als die Reihe des Ausscheidens an Reubel, den verschlagensten und unternehmendsten der Fünfmänner kam. An seine Stelle trat der schlaue Sieyes. Barras vereinigte sich mit ihm gegen seine damaligen Collegen Merlin, Treilhard und Lareveillère; Treilhard mußte wegen eines Formfehlers bei seiner Wahl ausscheiden, die beiden andern nahmen den Abschied. Drei unbedeutende Männer, Ducos, Gohier und Moulins traten an ihre Stellen. Aber mit diesen Veränderungen trat auch sogleich wieder die Jacobinerpartei, wenngleich nur unter dem Namen der Freunde der Verfassung, hervor, und fand nicht wenige bedeutende Anhänger. Ehe sie jedoch einflußreich werden konnte, ließ Sieyes, oder vielmehr der neue Polizeiminister Fouché, ihre Versammlungslocale schließen.

So standen die Sachen in Paris, als plötzlich Buonaparte zurückkehrte. Er landete am 9. October in Frejus, und seine Reise nach Paris glich einem Triumphzuge. Seine Ankunft in Paris (14. Oct.) erfüllte die Einen mit Furcht, die Andern mit Hoffnung. Das Directorium stand an dem Rande seines Unterganges. Die Sachlage war so kritisch und verwickelt, daß man jeden Augenblick einen Schlag erwartete. Die scheulose Raub-

sucht des Directoriums, dessen unrepublikanisches Verfahren gegen die Töchterrepubliken, elende Verwaltung im Innern, verbunden mit Unterdrückung der Volksrechte und des Volkswillens, endlich die Finanznoth, die Niederlagen der Armeen und die allgemeine Abspannung und Schwäche, welche selbst an den Behörden und Faktionen sichtbar war, weissagten den Untergang der Republik, oder doch der Constitution, und gaben den Besiegten Muth zur Anklage des Directoriums. Nur Sieyes verstand den Puls der Zeit und entwarf den Plan zu einer nochmaligen Umwälzung, welche Friede und Freiheit verbürgen sollte. Es bedurfte eines Generals zur Ausführung. Da kam Buonaparte und erschien ihm als das passendste Werkzeug. Alle Parteien, in sich schwach, erkannten ebenfalls die Nothwendigkeit einer kräftigen Faust und leitenden Hand, und drängten sich daher an den Corsen heran, wie an einen zweiten Cäsar. Sein kleines Haus in der Straße de la victoire war der Mittelpunkt der verschiedenartigsten Parteigänger. Der schlaue Corse spielte anfangs nur die Rolle eines Beobachters, bis er durch Talleyrand mit Sieyes ausgesöhnt wurde. Beide schmiedeten nun Pläne zum Umsturz der Republik, und ihre Freunde, Talleyrand, Fouchet, Murat, Berthier, Lucian und Josef Buonaparte, waren die Werber für die neue Ordnung der Dinge im Rathe und im Heere.

Die Verschwörung gelang und der Schlag geschah am 9. und 10. November (18. und 19. Brumaire). Auf Anstiften der genannten Männer verlegte der Rath der Alten am Morgen des 9. Octobers die Versammlungen der Räthe nach St. Cloud und ernannte Buonaparte zum Obergeneral sämmtlicher Truppen in und um Paris. Buonaparte entnahm den Officieren sogleich den Eid der Treue, eilte in die Tuilerieen, schwur dem Rath der Alten ebenfalls Treue und musterte die Truppen. Sieyes und Ducos legten ihre Stellen zum Schein, Barras aus Feigheit, Gohier und Moulins gezwungen nieder. Um 2 Uhr war die Directorialherrschaft vernichtet. Der Rath der Alten erkannte erst jetzt mit Schrecken, daß es sich um Errichtung einer Dictatur drehe. Er wollte umkehren, aber zu spät. Auch der Rath

der Fünfhundert hatte, wenn auch mit Mißtrauen, doch in die Versetzung nach St. Cloud gewilligt. Am folgenden Tage siegten nicht List, sondern Lüge und Gewalt über die Räthe in St. Cloud. Nachdem Buonaparte den Rath der Alten durch Drohungen eingeschüchtert hatte, eilte er in den Saal der Fünfhundert, wo man eben die Constitution vom Jahre III. (1795) beschwor. Da erscholl es: „Nieder mit dem Dictator! Es lebe die Constitution und die Republik! Außer dem Gesetz mit dem Dictator!" Buonaparte verlor selbst auf Augenblicke die Geistesgegenwart. Es entstand ein furchtbares Gedränge um den General, bis ihn einige Grenadiere aus dem Saale retteten. Erst später fand man gerathen, zu behaupten, man habe ihn ermorden wollen; der Grenadier Thomé, der sich wahrscheinlich nur am Bajonnet eines Soldaten ritzte, habe den gegen Napoleon gerichteten Dolchstoß aufgefangen. Die Sache wurde theatralisch ausgesponnen: Josephine mußte Thomé umarmen und beschenken, er wurde bekränzt und bald darauf Hauptmann.

Eben sollte Lucian Buonaparte, der sich als Präsident der Fünfhundert vergeblich Gehör zu verschaffen suchte, selbst seines Bruders Aechtung beantragen, schon wollten die Jacobiner die Truppen verführen, als Napoleon seinem Bruder einen Wink zusandte, dieser die Insignien seiner Würde hinwarf und sich durch Grenadiere aus dem Sale bringen ließ. Jetzt galt es Tod oder Sieg! Lucian schwang sich auf ein Pferd und erklärte den Soldaten: „Er, der Präsident, und die ruhigen Glieder der Versammlung würden unterdrückt. Er fordere den General auf, ihn und die Majorität der Volksvertreter zu beschützen, sowie Alle, die ihnen folgten; alle Uebrigen müsse man mit Gewalt vertreiben, denn sie seien nicht mehr Vertreter des Volkes, sondern des Dolches." Auf Napoleon's Wink gab nun der ungeduldige Murat, der das Commando bei dem Saale hatte, in welchem die Fünfhundert tagten, einer Colonne Grenadiere den Befehl, in den Saal zu marschiren. Da sich die Fünfhundert in Folge der an sie ergangenen Einladung nicht entfernen wollten, so wurden die Trommeln gerührt, die Bajonnette eingelegt. Jetzt

warfen die Volksvertreter Toga und Mütze ab und entflohen durch Thüren und Fenster nach dem Saale, in welchem die Alten tagten. Hier erschien aber auch Lucian Buonaparte, um die Form zu retten, und unter dem Drohen der Bajonnette wurde der Beschluß gefaßt: „Das Directorium ist aufgelöst, drei Consuln (Buonaparte, Sieyes und Ducos) führen vorerst die Regierung mit dictatorischer Gewalt". Noch an demselben Abend schworen die drei Consuln vor beiden Räthen den Meineid „zur Erhaltung der Souverainität des Volkes, der einen und untheilbaren Republik, der Freiheit und Gleichheit in dem repräsentativen System". Also siegte Buonaparte mit unredlichen Waffen, durch Arglist und Gewalt. An die Stelle der Pike des Proletariers trat das Bajonnet des Soldaten. Im Namen der Freiheit hatte die Republik einen Königsmord begangen; im Namen der Freiheit mordete Buonaparte die Republik, von der nur der Name noch übrig blieb. Er stellte das Bajonnet an die Stelle des Gesetzes und Rechtes und trat Beide mit Füßen, um sich über Beide zu erheben. So bemächtigte sich ein Emporkömmling treulos der Revolution, um ein lange gemartertes Volk um seine Freiheit und Souverainität zu betrügen. Die Masse des Volkes war aber auch müde und abgestumpft, kümmerte sich um Principien nicht mehr, und die verschiedensten Parteien bauten ihre Hoffnungen auf Buonaparte's Herrschaft.

Fünfundvierzig Tage später, am 24. December, wurde die neue, die vierte Constitution, welche alle Macht in die Hände eines Einzigen legte, dem Volke nur Namen und Formen ließ, bekannt gemacht. Sie stellte vier Gewalten auf: zunächst das Consulat, welches den Vollzug der Gesetze hatte: Buonaparte ward erster unverantwortlicher Consul auf 10 Jahre mit fast dictatorischer Gewalt. Zum zweiten und dritten Consul, welche dem ersten nur als Berather mit Beschränkung zur Seite standen, wurde Cambaceres und Lebrun erhoben, bloße Würdenträger. Auch der Staatsrath und die Minister waren nur vom ersten Consul abhängig. Dadurch konnte dieser mächtig einwirken auf die zweite Gewalt, den gesetzgebenden Körper von

300 Gliedern, welcher die von den 100 Gliedern der dritten Gewalt, des Tribunats, geprüften Gesetze annehmen oder verwerfen sollte. Ein Erhaltungssenat endlich, aus 80 auf Lebenszeit gewählten Gliedern bestehend, hatte die Consuln und Glieder der andern Gewalten zu wählen.

Buonaparte, welcher am 11. November vor Allem mit seinen Collegen den Palast des Luxemburg bezogen hatte, welcher bisher Sitz des Directoriums gewesen war, machte den fremden Mächten das Geschehene bekannt. Dann bemerkte man mehr und mehr den werdenden Hof. Dazu gehörte, daß der erste Consul die Tuilerien bezog und mit 6 Pferden fuhr. Zugleich suchte er alle Parteien an sich zu ziehen und begünstigte nur das Talent. So ward es ihm möglich, allen Zweigen des Staatslebens neuen Geist einzuhauchen, und ihnen durch die Ordnung auch Sicherheit und Kraft zu geben. Die Nation wollte Frieden; Buonaparte ebenfalls. Aber England lehnte denselben ab und Oesterreich hatte sich gerüstet. Da sammelt sich mit dem Anfang des Jahres 1800 eine französische Reservearmee bei Dijon. Am 25. April wird der neue Feldzug gegen Deutschland eröffnet. Napoleon langt am 7. Mai bei der Armee in Dijon an und führt sie, noch vor Ende des Monats, in kühnen Zug über die Alpen, nach Italien, wo sein Feldherr Massena der überlegenen feindlichen Macht gewichen ist. Von den Höhen des Mont Cenis, des Gotthardt und des St. Bernhardt steigen in drei Colonnen die französischen Schaaren hinab, und schon am 4. Juni zieht Napoleon in Mailand ein, wo die von den Oesterreichern vernichtete cisalpinische Republik schnell wieder ersteht. In wenigen Tagen ist ihr Gebiet zurückerobert. Während Moreau siegend in Deutschland vordringt, in einer Reihe von Treffen die Oesterreicher zurückwirft, einen großen Theil Bayerns besetzt, endlich am 3. December mitten im Schneegestöber den glänzenden Sieg bei Hohenlinden erringt und so trefflich benutzt, daß er 3 Wochen später nur noch 20 Stunden von Wien steht, — wird von andern Feldherren, deren Thaten nur beitrugen, Napoleons Ruhm zu erhöhen, Italien wieder besetzt. Die Oesterreicher, die

am 4. Juni Genua (durch Massena's Capitulation) eingenommen und in Piemont vordringen, sehen sich plötzlich von der überlegenen französischen Macht umgangen, eingeschlossen. Melas, der österreichische Feldherr, findet keine Rettung, als in einer allgemeinen, entscheidenden Schlacht. Bei Marengo begegnen sich am 10. Juni beide Armeen, in der weiten Ebene zwischen Alexandria und Tortona. Furchtbar verzweifelnd kämpften beide Parteien. Gegen Abend scheint der Sieg sich für Oesterreich zu entscheiden; schon ziehen die Franzosen sich zurück. Da langt der französische General Desaix unerwartet mit einem Theil der Reservearmee an und führt die Weichenden, Fliehenden, Geschlagenen zu neuem Kampf. Die österreichischen Reihen wanken, Desaix fällt, sein Tod wird von seinen Soldaten blutig gerächt, und ehe der Tag sich endet, ist die ungeheuere Schlacht zu Frankreichs Gunsten entschieden. Napoleon rühmt sich, der Sieger bei Marengo zu sein — und doch gehört seinen Generalen das Verdienst an, und doch ist auch bei Marengo er selbst wieder in sicherer Entfernung geblieben.

Nach diesem unerwarteten Glück verzweifelt Melas und geht am 16. Juni einen Waffenstillstand ein, der den Franzosen abermals den größten Theil Oberitaliens einräumt. Schon am 22. Juni verläßt Napoleon Italien wieder, nachdem er Massena zum Obergeneral ernannt, und trifft am ersten Juli in Paris ein, wo eben so sehr der Volkstaumel, wie die schmeichlerische Huldigung aller Behörden ihn wie einen ruhmbekränzten Fürsten empfängt und alle Gaukeleien der Siegesfeste ihn verherrlichen. Der republikanische Schwindel der Franzosen hat sich übersättigt, nur noch der angeborne Knecht- und Sklavengeist der „großen Nation" giebt sich kund, und dennoch schmeichelt Napoleon diesen Sklaven noch, um sie um so sicherer einzuschläfern, während er mehr und mehr alle Einrichtungen, die noch auf einen Freistaat deuten, jede letzten Spuren eines Volkswillens mit den Füßen zertritt. Seine Eitelkeit, sein Uebermuth geben sich immer unverhohlner kund. Am 14. Juli wird das Bundesfest der Republik mit Napoleons Siegesfesten artig verbunden. Nationaldenk-

mäler der Eitelkeit werden aufgestellt, Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, der erste Consul der Republik schreitet mit dem Pomp eines orientalischen Despoten einher. Die fremden Gesandten erfahren den Uebermuth des rohen Kriegsmanns, der das Steuerruder Frankreichs führt, eben so sehr, wie achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizen. Bei außerordentlicher Kraft hat er doch nicht Kraft genug über sich selbst, und seine grenzenlose Eitelkeit läßt seinen Sinn, dem wahre Größe und echter Ruhm immer mehr entschwindet, dem Reiz unbeschränkter Herrschaft erliegen. Nur diese will er erringen; darauf wird vornehmlich von ihm hingearbeitet, Alles sich zu unterwerfen und Alles in die verdiente Sklaverei zu stürzen, während der trügerische Mund noch immer, wiewohl allmählig seltner, von Freiheit redet. Auch brauchte er eine Staatsreligon, weil er in dieser ein Mittel erkannte, die Massen zu gängeln. Daher setzte er die Wahl eines dem französischen Interesse wenigstens nicht abgeneigten Papstes Pius VII. durch. Er begünstigte die kirchlichen Formen, duldete eidverweigernde Priester, rief einen Theil des alten emigrirten Adels zurück. Gestehen muß man, daß mit dieser Einheit der Regierung wieder Vertrauen, Credit und Sittlichung in das verwilderte Volk einkehrten. Er errichtete eine Staatsschuldentilgungskasse, eine Bank 2c., schränkte aber zugleich die Zahl der Zeitungen auf 13 ein, wohl wissend, daß die Presse eine furchtbare Gegenmacht.

Der Kampf der Parteien begann zu verstummen, und Napoleon selbst betrachtete seine Stellung als einen Uebergang zur Monarchie, nur nicht für die Bourbons, wie diese es zu glauben schienen. Wenigstens äußerte es Ludwig XVIII. von Riga aus in einem Schreiben an den Consul. Dieser aber erklärte rund und nett: nur über 500,000 Leichen kämen die Bourbons nach Frankreich zurück.

Der erste Consul durfte es sich jetzt herausnehmen, Königen und Fürsten Gesetze vorzuschreiben, und empfing die demüthigen Ehrenbezeugungen und Bitten ihrer Abgeordneten, während die Seinigen mit dem französisch-republikanischen Uebermuth noch

den ihres Gebieters verbanden. Seine Gesandtschaftsposten wurden daher so ergiebige Posten, daß sein Bruder Lucian sich in Madrid fürstliche Reichthümer zu sammeln vermochte.

Doch sollte der übermächtige Gebieter auch bald die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Schon am 9. October wurde eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, die sogleich mehre Verhaftungen nach sich zog. Aber bald wurde ein neuer Mordplan gemacht. Der ehemalige Marineofficier St. Regent und der Chouan Carbon erfanden die sogenannte Höllenmaschine in Form einer Wassertonne, voll Pulver, Kugeln und Stücken gehackten Blei's und Eisens. Diese wurde am 24. Dec. 1800 auf einem Karren in der Straße St. Nicaise aufgestellt, durch welche Buonaparte in die Aufführung von Haydns Schöpfung zu fahren hatte. Alles war genau berechnet. Aber der betrunkene und schneller, als gewöhnlich fahrende Kutscher oder schlechtes Pulver ließen die Explosion erfolgen, als der Consul eben vorüber war; 22 Menschen wurden getödtet, 46 verwundet, so wie auch noch die Wagenfenster des Consuls zertrümmert. Eine furchtbare Untersuchung wurde deshalb verhängt. Am 9. Januar 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jakobiner, wie es hieß, zur Erhaltung der Verfassung und öffentlichen Freiheit, meist aber nur als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls, deportirt, und am 30. Januar verbluteten mehre Theilnehmer der Verschwörung unter der Guillotine. Damit kein Zweifel bleibe über die öffentliche Freiheit, so erging an alle Präfecten durch ganz Frankreich der Befehl, alle Waffenvorräthe aufzusuchen und in friedliche Obhut zu nehmen.

Zugleich faßte Buonaparte alle innern und äußern Angelegenheiten des Reichs fest in die Augen. Schon wurde das neue Gesetzbuch für Frankreich vorbereitet. Die Geneigtheit zum Frieden wurde mitten unter dem siegreichen Fortschritt der französischen Waffen verkündet. Schon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten ein fester Friede und zugleich ein Handels- und Freundschaftstractat abgeschlossen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich wurden nur darum ab-

gebrochen, weil, nachdem die Präliminarartikel in Paris schon bewilligt waren, der Kaiser nicht ohne England unterhandeln wollte. Das Mißgeschick der österreichischen Waffen nöthigte aber endlich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Buonaparte und dem Grafen Cobenzl kam endlich den 9. Febr. 1801 der Frieden zu Luneville zu Stande, von dem der Oberconsul am 13. Febr. proclamiren durfte, er sei, wie ihn das französische Volk gewünscht habe. Dieser Friede faßte in der Hauptsache die Bewilligungen derer von Campo Formio und Rastadt in sich. Frankreich erhielt das linke Rheinufer zugesichtert; Oesterreich mußte die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik anerkennen, wogegen es Venedig und dessen Gebiete auf dem Festlande erhielt. Das Großherzogthum Toskana, welches zu einem Königreich Etrurien umgeschaffen wurde, kam an den bourbonischen Herzog von Parma. Der Herzog von Toskana sollte dafür in Deutschland mit Salzburg, das bis dahin ein geistliches Erzstift gewesen war, und einer Kurwürde entschädigt werden, der Herzog von Modena mit dem Breisgau, welches Oesterreich an denselben abzutreten hatte. Die Vollstreckung dieses Friedens wurde aber durch die Säcularisationen sehr erschwert. Die Verluste der weltlichen Fürsten Deutschlands auf dem linken Rheinufer sollten durch Säcularisationen auf dem rechten ausgeglichen, vom deutschen Reiche als Verluste im Ganzen betrachtet und getragen werden. Ohne Ungerechtigkeiten war keine Ausgleichung denkbar. Auf Oesterreichs und Preußens Antrag ward deshalb eine Reichsdeputation mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Aber Buonaparte wollte eine gerechte Ausgleichung nicht; in seinem Plane lag es, dem deutschen Kaiser andere Reichsfürsten mit größerer Macht entgegenzustellen. Die deutschen Regierungen bettelten in ihrer sittlichen Erniedrigung bei Buonaparte und dessen Gehilfen Talleyrand um Land und Leute, der habsüchtigste Egoismus dominirte in scheußlicher Gestalt. Es war ein allgemeines Jagen und Buhlen um Gebiete. In Paris ward entschieden, was Frankreichs und Rußlands Herrscher wollten. Die Reichsdepu-

tation hatte nur die zwei Hauptbeschlüsse jener Mächte am 25. Febr. 1804 zu veröffentlichen und ward, als Kaiser und Reich sie im März und April bestätigt hatten, für aufgelöst erklärt. Durch die erwähnten Säcularisationen ward Deutschland völlig umgestaltet, das deutsche Reich von seinen Söhnen zu Grabe getragen. Es war für Deutschland eine Zeit der tiefsten sittlichen Erniedrigung. Sämmtliche geistliche Gebiete, Erz- und Bisthümer und Abteien wurden bis auf drei geistliche Reichsstände: den vormaligen Kurfürst von Mainz, welcher Kurerzkanzler wurde und Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar erhielt, den Hoch- und Deutschmeister und den Johannitermeister, eingezogen. Eingezogen wurden ferner 42 Reichstädte bis auf 6, nämlich Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg; vier waren mit dem linken Rheinufer an Frankreich gekommen. Das Eingezogene wurde zu Bayern, Preußen, Baden, Württemberg, Hessen=Darmstadt, Hessen=Cassel und Nassau geschlagen. Außerdem wurden mehre fremde Fürsten in Deutschland entschädigt: Der Großherzog von Toskana erhielt Salzburg, Berchtesgaden, Eichstädt und einen Theil von Passau; der Herzog von Modena den Breisgau, das Haus Oranien Fulda nebst einigen geistlichen Gütern. Endlich wurden vier neue Kurwürden für Baden, Württemberg, Hessen=Cassel und Salzburg errichtet, so daß deren im Ganzen zehn waren. Einigen kleinern bisher reichsunmittelbaren Fürsten wurden dafür, daß sie mediatisirt wurden, Renten zugedacht, andere gingen ganz leer aus. So wenig dieser Gewaltstreich gegen die kleinern Fürsten, die geistlichen Reichsstände irgendwie entschuldigt werden kann, so wehe es den Betheiligten thun mußte, ihrer Würden und Besitzthümer durch das Recht der Gewalt beraubt zu werden, so wenig gereichte dieser Sturz zu Deutschlands Heil. Jene einst so blühenden Reichsstädte, durch welche Wohlstand über das ganze deutsche Gebiet verbreitet war, verarmten zum Theil, und ihre Gewerbe zogen sich nach einzelnen größern Residenzen, um hier wieder durch die Ueberfüllung Elend zu verbreiten; jene zahllosen kleinen Residenzen, deren jede ein Focus gewesen war, von

dem Bildung und Wissenschaftlichkeit ausstrahlten, mußten ihr Vorrecht an die wenigen begünstigten größern Residenzen abtreten; der gleichmäßig über ganz Deutschland verbreitete Wohlstand konnte nicht ferner bestehen, als alle Einkünfte der Länder nur noch wenigen Centralpunkten zuströmten, — endlich war der letzte Schlag gegen Deutschlands Einheit versetzt, indem alle jene kleinern Fürsten, die sich noch an des Kaisers Macht gelehnt, auf immer von derselben abgerissen und mehre große selstständige Mächte aufgestellt waren.

Am 28. März 1801 war der Friede mit dem Könige beider Sicilien geschlossen; am 15. Juli folgte ein Concordat mit dem Papst, welches die katholische Kirche in Frankreich restituirte und sie unter 19 Erzbischöfe, 50 Bischöfe und 8000 Pfarrer stellte. Güter bekam die Geistlichkeit nicht; sie ward vom Staate besoldet, widersetzliche Geistliche wurden militairisch behandelt und ins Gefängniß gesteckt. Am ersten Ostersonntage 1802 wurde die Restauration der Religion in ganz Frankreich durch Hochamte gefeiert. Am 24. August 1801 erfolgte ein besonderer Vertrag mit Pfalzbayern, am 29. August eine Convention mit der batavischen Republik, am 29. September der Friede zu Madrid mit Portugal, und am 1. October selbst ein Präliminarfriede zu London mit Großbritanien, dem hartnäckigsten Feinde; endlich am 8. Oct. der Friede zu Paris mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9. Nov., war ein neuer Triumph des Consuls, dessen alleiniges Werk alle diese Herrlichkeit genannt ward.

Nur auf St. Domingo wüthete noch der Krieg. Wir wissen bereits, wie Colombo diese schöne, von ihren Urbewohnern Haiti genannte Insel am 3. Dec. 1492 entdeckte, ihr den spanischen Namen Hispaniola gab und sie für Spanien in Besitz nahm. Das gewöhnliche barbarische Vernichtungssystem der Spanier wurde auch hier eingeführt, und in kurzer Zeit waren die Eingebornen, ein sanfter, guter Menschenschlag, ausgerottet. Es wurde indeß auch Habiti, wie die übrigen Colonien, viel zu

sehr vernachlässigt, als daß es dem Mutterlande die gewünschten Vortheile hätte gewähren können, und noch mehr verfiel die Colonie, als sich um das Jahr 1625 französische Freibeuter (Flibustirer und Bucanier) auf der kleinen Insel Tortuga festsetzten und von hier aus einen Vertilgungskrieg gegen die Spanier zu führen anfingen. Zwar wurden sie nach mühsamem Anstrengungen besiegt und genöthigt, ihr Gewerbe aufzugeben, allein ein Theil derselben siedelte sich an der Nordküste Haiti's an und bat Frankreich um Hilfe gegen die ihnen zu mächtigen Spanier. So geschah es, daß letztere 1697 genöthigt wurden, die westliche Hälfte der Insel den Franzosen zu überlassen. Während nun der spanische Antheil der Insel zu immer größerer Unbedeutendheit hinabsank, hob sich der französische, St. Domingo besonders seit 1722 genannt, durch Fleiß der Bewohner und kluge Verwaltung schnell zu hoher Blüthe, allein erzeugte sich auch durch das Verhältniß der Weißen zu der Ueberzahl der in ungeheuren Massen eingeführten Negersklaven, so wie durch das Erschlaffen aller sittlichen Bande, der Keim zum Untergange der Colonie. Durch die häufige Vermischung zwischen Weißen und Negern entstand eine große Menge Mulatten, die von ihren weißen Vätern meist bevorzugt und freigelassen wurden und eine bessere Bildung erhielten, ohne daß sie darum den Weißen in socialer und rechtlicher Hinsicht gleichgesetzt worden wären. Es war daher ganz natürlich, wenn diese Menschenklasse, deren Ansprüche mit ihrer Stellung im Widerspruche standen, durch die französische Revolution in eine Aufregung gerieth, die auch von der in Paris entstandenen Gesellschaft der Freunde der Schwarzen und der englischen Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels genährt wurde. Verhängnißvoller aber, als diese Aufregung war die durch die Revolution unter die weiße Bevölkerung selbst gebrachte Spaltung, die sich in verschiedenen sich kreuzenden Parteiungen aussprach, den großen und kleinen Weißen (Grundbesitzern und Gewerbsleuten), den Constitutionellen und Monarchisten, den Anhängern und Gegnern der Colonialregierung. Die Zusammenberufung einer Colonial-

Versammlung im Jahre 1790, die Streitigkeiten, in die jene Versammlung bald unter sich und mit dem Gouverneur verwickelt wurde, endlich verschiedene Decrete der Nationalversammlung, welche den Farbigen (Mulatten) gewisse Rechte bald einräumten, bald wieder nahmen, brachte die Gährung zum offenen Ausbruch. Am 23. August 1791 brach der Aufstand der Farbigen und Neger, welche erstern, obwohl früher die härtesten Bedrücker der letztern, jetzt diese aufgewiegelt und sich mit ihnen vereinigt hatten, um Cap Français aus. Dennoch endeten weder die Parteiungen unter den Weißen, noch wurden vom Mutterlande Maßregeln ergriffen, um den furchtbaren Aufstand zu unterdrücken. Vielmehr regten die Parteien die Mulatten und Neger erst recht gegen die Weißen auf, welche jetzt eine entschieden feindselige Stimmung gegen die republikanische Regierung des Mutterlandes hegten. So kam es, daß nach mancherlei Wechselfällen der Aufstand unter den gräulichsten Verwüstungen und Metzeleien und unter der förmlichen Mitwirkung der vom Mutterlande zur Ordnung der Angelegenheiten der Colonie gesendeten Bevollmächtigten Polverel und Santhonax, immer mehr um sich griff, bis er endlich nach der Einnahme von Cap Français durch die Neger (21.—23. Juni 1793), welche alle Weißen ermordeten und die Stadt plünderten und verwüsteten, über die ganze Colonie sich verbreitete. Nur wenige Weiße waren noch übrig; wer nicht geflüchtet, war ermordet worden. Dessenungeachtet hielten es die Bevollmächtigten des Mutterlandes fortwährend mehr mit den Aufrührern, als mit den Weißen, und als 1793 die Spanier und Engländer die Colonie angriffen und mehre Plätze derselben besetzten, verband sich das Negerheer mit den unter dem General Lavaux zur Behauptung der Insel gelandeten französischen Truppen, denen es sowohl gegen die widerspenstigen weißen Colonisten, wie gegen die Engländer und Spanier die besten Dienste leistete. Die letztern mußten im Baseler Frieden von 1795 den östlichen Theil der Insel an die Franzosen abtreten, und die erstern wurden von den Insurgentengeneralen Rigaud und Toussaint l'Ouverture nach und nach in die Enge getrieben, bis sie die Insel 1797

ganz verließen. Dafür bewilligte der Nationalconvent 4. Febr. 1794 den Negern in den französischen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den Weißen; gleichzeitig wurde Toussaint l'Ouverture vom französischen Directorium zum Obergeneral aller Truppen auf Domingo ernannt.

Als Sklave 1742 oder 1745 unweit Cap Français geboren, war Toussaint anfangs Kutscher, bildete sich aber ohne allen Unterricht selbst aus und machte sich durch Bücher seines Herrn mit der Staats- und Kriegskunst bekannt. Als im August 1791 die Revolution der Schwarzen ausbrach, brachte er zuvor seinen Herrn, einen Plantagenaufseher, nach dem Festlande von Amerika in Sicherheit, erhielt dann eine Anführerstelle und stieg schnell immer höher, bis er endlich, wie schon erwähnt wurde, Obergeneral wurde. Nun aber suchte er sich unabhängig von Frankreich zu machen, gab er am 9. Mai 1801 der Insel eine eigne Verfassung und organisirte die Regierung sehr zweckmäßig. Um ihn wieder unter Botmäßigkeit zu bringen, sandte Buonaparte 1801 den General Leclerc mit 25,000 Mann als Generalcapitän nach der Insel. Anfangs widersetzte sich Toussaint der Landung, mußte sich jedoch bald in das Innere zurückziehen und hier unterwerfen. Trotz dem Vertrage wurde Toussaint verrätherisch verhaftet und nach Frankreich geschickt, wo er im Fort Joux als Staatsgefangener verwahrt wurde und 1803 — wahrscheinlich vergiftet — starb. Indeß war mit Toussaints Entfernung die Ruhe auf Domingo keineswegs hergestellt. Da die noch übrigen weißen Pflanzer die Sklaverei wiederherzustellen beabsichtigten, so brach der Aufstand unter dem Negergeneral Dessalines von Neuem aus. Dieser, auf der Goldküste in Afrika geboren, anfangs Sklave eines freien Schwarzen auf St. Domingo, hatte sich ebenfalls während des ganzen Aufstandes durch Muth und Klugheit ausgezeichnet, selbst Leclerc's Vertrauen so zu gewinnen gewußt, daß ihn dieser wieder anstellte. Aber bald empörte er sich wieder und wußte sich im Norden der Insel zu behaupten, während gleichzeitig Seuchen im französischen Heere wütheten, denen Leclerc selbst erlag, so daß im November 1803 Rochambeau mit dem

Rest der Franzosen die Insel räumen mußte. Damit hatte das Regiment der Weißen auf Domingo gänzlich aufgehört, und Dessalines, welcher der Insel den alten karaibischen Namen Haiti wiedergab, ließ sich am 8. Oktober 1804 als Kaiser Jakob ausrufen. —

Das Mißgeschick auf Domingo, die Schmach in Aegypten waren indeß von zu geringer Bedeutung, um den Rausch der Franzosen zu stören. Auch Buonaparte kümmerte sich um diese Kleinigkeiten wenig und fuhr mit raschen Schritten in der gänzlichen Umgestaltung der Dinge in Frankreich fort. Als Staatsmann bediente er sich eben so außerordentlicher Mittel, wie als Feldherr. Er wußte, wie schwach an Geist der große Haufe, er nahm daher nirgends Rücksichten bei seinen Reformen, wie andere Fürsten und Regierungen thun zu müssen glauben, und eben wegen dieser rücksichtslosen Verachtung des Volkes, eben weil er nur seinen Willen, seinen Egoismus als maßgebend betrachtete, vergötterten ihn bald nicht nur die Franzosen, sondern auch die Nachbarvölker. Alle seine Schöpfungen, selbst die riesenhaftesten, traten mit einer solchen Schnelligkeit, Kraft und Beharrlichkeit in das Leben, daß der Glanz, welchen er um sein Haupt sammelte, alle Zeitgenossen mit Staunen füllte. Mit einem Schlage warf er das Bestehende, und wenn dessen Wurzeln auch Jahrhunderte zurückreichten, nieder, mit Blitzesschnelle baute er dagegen Neues auf, das, wenn auch nicht zeitgemäß, doch gefiel, eben weil es neu war. So erschien er, obwohl er die republikanischen Einrichtungen mehr und mehr vernichtete, alle Freiheiten, selbst die, welche unter der Monarchie bestanden hatten, aufhob, die Sklavenketten immer enger von allen Seiten anzog, das famose „Ich bin der Staat" zum ersten Male vollkommen in die Wirklichkeit einführte, — dennoch der nur zum Gehorchen geschaffenen Masse der Franzosen als ein Abgott und Heiland, der zur Beglückung der Menschheit in die Welt gekommen sei. Freilich verstand er aber dabei, der französischen Eitelkeit zu schmeicheln. Er umgab sich mit einem bisher unerhörten Pomp, mit einer mehr als orientalischen Flitterpracht; von Künsten und

Wissenschaften ward geredet, von Beförderung des Handels und der Gewerbe viel zur Schau gestellt, die Flotte mit großem Aufwand neugeschaffen und ernstlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Besonders gefiel es den Franzosen, daß ihr Consul noch immer den Fremden Gesetze, Constitutionen, zu Zeiten auch Verweise geben durfte.

Wäre irgend ein Fünkchen Freiheitssinn unter den Franzosen gewesen, so hätten sie endlich erkennen müssen, welchen Herrscher sie erhalten, als Napoleon am 8. Januar 1802 mit seiner Gattin, begleitet von der Consulargarde, prunkend, wie nie der König, nach Lyon zog, dort die Angelegenheiten der Cisalpinischen Republik zu ordnen und zu entscheiden. Dort ward er am 26. Jan. zum Präsidenten der in eine italienische umgetauften Republik ernannt, damit er auch öffentlich Herr sei über zwei sogenannte Freistaaten. Der endliche Friede mit Großbritanien wurde zu Amiens am 26. März geschlossen.

Buonaparte's consularische Regierung ging mit raschen Schritten auf einer Bahn vorwärts, die zu Resultaten führen mußte, welche dem Charakter der Revolution ganz widersprachen. Die ganze innere Verwaltung gewann einen durchaus monarchischen Charakter, seit der Consul an die Spitze der Departements Präfecten, an die der Districte Unterpräfecten und an die der Gemeinden Maires gestellt hatte, lauter Beamte, die von der Centralregierung, d. h. von ihm, abhängig waren, wobei die Gemeinden zwar blieben, aber keine zu Beschlüssen berechtigte Gemeinschaft mehr bildeten. Denselben monarchischen Charakter verlieh auch der Consul seiner eignen Stellung. Er zog sich mehr zurück, umgab sich mit einer steifen und lästigen Etiquette und sah es gern, daß der alte Adel sich um ihn sammelte, daß Herzöge, Marquis, Dogen seinen Hofstaat bildeten. Als fernere Stütze seines Ansehens creirte er am 19. Mai 1802 den Orden der Ehrenlegion, welcher einstweilen zwar nur als Verdienstadel gelten sollte, aber doch dem ersten Consul 15 Cohorten dienstwillige und ergebene Ordensritter verschaffte. Ueberhaupt war mit der Gewalt, welche Buonaparte besaß, eine beschränkte Dauer

kaum vereinbar, und es war daher nicht zu verwundern, daß der Senat ihm im Juni 1802 eine zehnjährige Verlängerung des Consulats anbot. Buonaparte lehnte dieselbe voll Schlauheit ab, sobald sie nicht von der Nation käme. Während der Abstimmung waren alle seine dienenden Geister für ihn thätig und provocirten ein lebenslängliches Consulat. Diese Spiegelfechterei gelang, und am 2. August 1802 ward der Corse zum lebenslänglichen Consul proclamirt. Zwei Tage später zeigten sich die Söhne der Revolution in tiefster Erniedrigung, indem sie durch einen Senatsbeschluß auch die Mitglieder der Wahlcollegien für lebenslänglich erklärten und dem ersten Consul das Recht übertrugen, seinen Nachfolger zu bestimmen, die Präsidenten der Wahlcollegien und Senatoren zu ernennen, Krieg zu führen, Friedens= und Bundesverträge zu ratificiren, zu begnadigen, endlich das Tribunat an Zahl der Glieder zu beschränken und die Senatoren reicher zu dotiren. Seitdem blieb nur noch der kleine Schritt für den Soldatengott zu thun, die Bürgerkrone des 19. Jahrh. abzuwerfen und den Kaisermantel umzuhängen.

Nachdem am 3. August Buonaparte in feierlicher Audienz den Gesandten der fremden Mächte seine Ernennung zu einem lebenslänglichen Consul mitgetheilt hatte, trat abermals eine neue Constitution in Wirksamkeit. Die Civilliste ward dem Consul um das Sechsfache erhöht und so ihm jedes Mittel monarchischer Gewalt in die Hand gegeben. Während in St. Cloud und Paris ein Hofceremoniell hergestellt ward, feierlicher und förmlicher, als je am königlichen Hofe, verbreitete sich zugleich eine scheußliche Polizei durch das ganze Reich und Tausende von geheimen Spionen und Schergen, an deren Spitze der Polizeiminister Fouché, ein raffinirter Spitzbubenheld, stand, setzten den Allgewaltigen nicht bloß in Kenntniß von alledem, was öffentlich geschah, sondern auch von dem, was in Privatcirkeln und Familien vorging, so daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet, er habe fast die Gedanken aufspüren und bewachen lassen.

Der Friede zwischen Frankreich und England war von

Seiten des letztern übereilt worden und wurde bald bereut, als es sah, mit welcher Willkür Buonaparte, auch im Frieden, in die Verhältnisse anderer Staaten eingriff, wie er Piemont mit Frankreich vereinigte, der Schweiz eine neue Verfassung gab, in Deutschland überall mit seinem allmächtigen Willen sich einmischte. Es verweigerte daher die Rückgabe von Malta an den Johanniterorden, welche es in dem Frieden von Amiens zugesagt hatte, weil es fürchtete, Frankreich möchte sich dann der Insel wieder bemächtigen. Darüber kam es zu unangenehmen Unterhandlungen. Die englischen Tagesblätter scheuten sich nicht, die Consularregierung und den Gewalthaber zu schmähen, und schon war ein hitziger Federkrieg Vorbote des neuen Kampfes. Diesmal hätte Napoleon mit der mächtigen Seemacht gern Friede behalten, um erst neue Kräfte zu sammeln, eine neue Flotte zu schaffen, mit welcher er später mit um so sicherern Erfolge den alten Erbfeind bekämpfen könnte. Klagen häuften sich von beiden Seiten; nirgends wurden sie abgestellt. Dann folgten Rüstungen beider Mächte. Schon am 13. März 1803 erklärte Napoleon in einer feierlichen Audienz der Gesandten den nahen Bruch mit England; umsonst versuchte er neue Unterhandlungen, selbst als der englische Gesandte schon seine Pässe forderte. Dieser verließ Paris am 12. Mai; am 16. der französische Gesandte London. Am 18. erfolgte Englands Kriegserklärung, nachdem Napoleon schon am 15. alle fremden Schiffe in den französischen Häfen mit Embargo belegt, die hannover'sche Regierung aber am 16. zugleich des Landes Neutralität erklärt und die bewaffnete Aufrechterhaltung derselben verordnet hatte. Hannover stützte sich, als deutsches Land, auf den Frieden des deutschen Reichs mit Frankreich und konnte sich nicht als einen Theil Großbritaniens betrachten. Aber die französische Armee, die um Nimwegen lagerte, brach unter Mortier's Führung schon am 16. Mai auf, besetzte Hannover, und die Regierung, aller Hilfe beraubt, mußte das Land auf Capitulation ergeben. Vor Suhlingen wurde am 3. Junius 1803 eine aus 18 Artikeln bestehende Convention dahin abgeschlossen, daß die hannoverschen Truppen sich hinter die Elbe in's Lauen=

burg'sche zurückziehen, das ganze Kurfürstenthum aber mit allen seinen Einkünften den Franzosen überlassen bleiben sollte. Nach beharrlicher Weigerung sah sich endlich der hannoversche Feldherr Wallmoden am 5. Juli genöthigt, mit Mortier die Convention von Artlenburg zu schließen, der zufolge die hannoversche Armee entwaffnet und aufgelöst, alle ihre Waffen, Artillerie und Pferde aber den Franzosen überliefert wurden. Alsbald begannen in dem unglücklichen Hannover die gewohnten französischen Räubereien und Plünderungen, denen das übrige Deutschland ruhig zuschaute. England ratificirte zwar die suhlinger Convention nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hannover ganz wie erobertes Land behandelt und auf französische Weise desorganisirt ward.

Nun rüstete sich Napoleon ernstlich und erzwang zugleich von den neuen Republiken und allen Verbündeten kräftige Maßregeln gegen England. Am 20. Juni 1803 verbot er zuerst die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich und ließ Caperbriefe gegen England freigebig vertheilen. England sollte aber auch in England selbst bekämpft und vernichtet werden. Neues Leben verbreitete sich an den französischen Küsten; furchtbare Anstalten wurden getroffen, sie zu vertheidigen, ja, bald sah man noch Größeres vorbereiten. Am 30. Juni langte Napoleon in Boulogne an, und in allen Häfen, von Havre bis Ostende, wurden nun die Vorbereitungen zur Landung rasch befördert. Eine zahlreiche Armee lagerte an der Küste; unermeßliche Summen wurden aufgewendet, Transportfahrzeuge zu erbauen, welche die Armee von England zu ihrer Bestimmung abführen sollten. Indeß sperrte die englische Flotte mehrere französische und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser, und alle Verbündeten litten schon unter den Maßregeln ihres Beschützers. Am 11. August war Napoleon nach St. Cloud zurückgekehrt; aber die große Unternehmung an der Küste ward noch immer ernstlich gefördert, und er selbst ging am 4. November, doch nur auf wenige Tage, wieder nach Boulogne ab.

Der Anfang des Jahres 1804 schien ausersehen zur endlichen Ausführung des kühnen Planes. Am 1. Januar erschien

der Oberconsul zum dritten Male in Boulogne, wo man schon seit geraumer Zeit die kostspieligen Rüstungen als ein Possenspiel betrachtete, nur ausgeführt, um die Franzosen in der Spannung zu erhalten, in der sie nothwendig stets sein müssen, um nicht auf unnütze Dinge zu verfallen. Und wohl mochte diese Ansicht die richtige sein, denn wiederum geschah nichts; schon am 6. Jan. kehrte Buonaparte nach Paris zurück.

Hier wurde am 15. Februar eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in welcher Pichegru, dem Buonaparte allein von den am 4. September 1793 Deportirten die Rückkehr in sein Vaterland versagt hatte, George Cadoudal, der einst als Chouan eine wichtige Rolle gespielt hatte, und Moreau, das Haupt einer republikanischen Partei, nebst verschiedenen französischen Emigrirten die Hauptpersonen waren. Die französische Polizei war aber zu wohl unterrichtet, als daß es ihr hätte unbekannt sein können, es werde dem ersten Consul eine Gefahr bereitet. Die drei Männer wurden daher verhaftet (im Februar und März 1804) und mit ihnen viele Andere. Man wollte gefunden haben, daß die Verschwornen mit mehreren französischen Emigranten, englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen, und nahm daher die Veranlassung zu Gewaltthaten, „die den frechen Uebermuth und die ehrlose Bosheit des furchtbaren Consuls", um uns der Worte des Brockhausischen Conversations-Lexikon's (4. Aufl.) zu bedienen, von Neuem bestätigten.

Als Privatmann zu Ettenheim in Baden lebte damals Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, der letzte Nachkomme des großen Condé. Er war am 2. August 1772 zu Chantilly geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung und hatte sich bereits durch die vorzüglichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens in der öffentlichen Achtung sehr hoch gestellt, als ihn die Revolution aus seinem Vaterland entfernte (1789). Er diente mit Auszeichnung in dem flandrischen Feldzuge (1792) unter seinem Vater, dem Herzog von Bourbon, und theilte dann die größtentheils unglücklichen Schicksale des Condé'schen Armeecorps bis dieses durch den

Lüneviller Frieden aufgelöst ward. Dann ließ er sich als Privatmann in Ettenheim im Großherzogthum Baden nieder und lebte ruhig und sorgenlos im Umgange mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, welche ihm auch heimlich angetraut gewesen sein soll. Buonaparte mochte sich wohl nicht gesichert in seiner Machtstellung fühlen, so lange Mitglieder des Hauses Bourbon lebten, und er hätte nicht Corse sein müssen, um vor einer That zurückzubeben, die einem Meuchelmord so ähnlich war, wie ein Ei dem andern. Zwei französische Militair-Commando's gingen auf Befehl des Consuls unter Coulaincourt in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, besetzten mitten im Frieden die badenschen Lande Kehl und Ettenheim und nahmen mit vielen andern Emigranten den Herzog von Enghien in seiner Wohnung gefangen. Es ward dabei in solcher Eile verfahren, daß der Prinz sich nicht einmal vollständig ankleiden konnte. Man schleppte ihn nach Straßburg und escortirte ihn von da nach Paris, wo schon ein Courrier mit dem Befehle wartete, ihn nach Vincennes zu bringen. Sofort nach seiner Ankunft, in der Nacht vom 20. zum 21. März, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und das Urtheil gleich darauf in dem Wallgraben vollzogen.

Diese Greuelthat verbreitete in Deutschland, ja, in ganz Europa, tiefen Abscheu Schrecken und Furcht. Aber nur Rußland und Schweden erhoben ihre Stimmen gegen die schändliche Verletzung des Völkerrechtes. Die französische Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der englische Gesandte Francis Drake zu München und Spencer Smith zu Stuttgart Empörungen in Frankreich einzuleiten versucht hätten. Beide hielten sich in Deutschland nicht mehr für sicher und eilten nach England zurück. Hier ward zwar die ganze Anklage für Verläumdung erklärt, doch war sie vielleicht nicht ganz grundlos.

Der Gewalthaber wußte indeß auch die letzterwähnten Ereignisse noch zu seinem besondern weitern Vortheile auszubeuten. Seine Subjecte mußten auf die Nothwendigkeit einer erblichen

Gewalt in der Regierung der Republik hinweisen. Die Spiegelfechtereien der Versammlungen darüber und der Volksabstimmung begannen von Neuem. Schon am 30. April erfolgte der wirkliche Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen und in der Familie Buonaparte's erblich zu machen. Adressen aus allen Departements wurden veranlaßt, die bestimmt denselben Wunsch erklärten. Bereits am 18. Mai erfolgte das organische Senatsconsult, das der vernichteten Republik eine neue Verfassung, in Napoleon einen Erbkaiser gab.

Der vierte Act seines Lebens (richtiger vielleicht der fünfte) beginnt. Am 20. Mai 1804 wurde das neue Kaiserthum in St. Cloud proclamirt. An demselben Tage modificirte ein Senatsconsult die Constitution, welche mehr in Einklang mit der neuen Ordnung der Dinge gebracht wurde. Das neue Kaiserthum mußte sein Zubehör haben: man ertheilte ihm Prinzen, Großwürdenträger, Marschälle, Kammerherren und Pagen. Alle Oeffentlichkeit wurde vernichtet. Die Freiheit der Presse war bereits einer Censurcommission unterworfen, die Sitzung des Tribunats, wie die des Staatsrathes, wurden zu abgesonderten und geheimen: Frankreich wurde von jetzt an 10 Jahre lang bei verschlossenen Thüren regiert. Joseph und Ludwig Buonaparte wurden als französische Prinzen anerkannt, die Generäle Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brüne, Lannes, Mortier, Ney, Davoust, Bessières, Kellermann, Lefèbvre, Pérignon, Serrurier zu Reichsmarschällen ernannt. Von den Departements kamen Adressen ein, und die Geistlichkeit verglich Napoleon mit einem zweiten Moses, mit einem zweiten Mathathias, mit einem zweiten Cyrus u. s. w. Sie sah in seiner Erhebung den Finger Gottes und erklärte: Daß man ihm Gehorsam schuldig sei, als dem Herrscher über Alle, seinen Stellvertretern als den von ihm Gesandten, und daß die Weisheit der Vorsehung es so angeordnet habe. Der Papst Pius VII. kam selbst nach Paris, die neue Dynastie einzuweihen und die Krönung fand Sonntags den 2. December 1804 in der Notre-Dame-Kirche statt.

Man hat Buonaparte in fast jeder Hinsicht falsch beurtheilt und unsre bisherigen Geschichtswerke enthalten nichts weniger, als Geschichte — nur Entstellung des Geschehenen und der Wahrheit. Man hat Buonaparte als einen großen Mann, als einen Mann von Geist betrachtet — während von Größe und Geist keine Spur bei ihm vorhanden war. Herzlosigkeit und Egoismus waren seine einzigen Eigenschaften; die Zeitverhältnisse, die Erbärmlichkeit der Franzosen, die gegenseitige Rivalität der andern europäischen Mächte begünstigte ihn. Daneben hatte er tüchtig Geschichte studirt und benutzte deren Lehren. So gewann er seine Erfolge auf dem Schlachtfelde einzig, indem er Friedrichs des Großen Taktik mit der ihm eignen Herz- und Gefühllosigkeit in Verbindung setzte, und auch bei der Kaiserkrönung vermochte er nur, altes Ceremoniell in einer neuen Auflage zu bringen. Der Kaiser begab sich mit der Kaiserin Josephine in einem mit einer Krone verzierten und von acht weißen Pferden gezogenen Wagen unter Begleitung seiner Garde nach der erzbischöflichen Kirche. Der Pabst, die Cardinäle, die Erzbischöfe und alle großen Staatskörperschaften erwarteten ihn in der Kathedrale, welche zu dieser außerordentlichen Ceremonie prachtvoll verziert war. An der Thür wurde er mit einer Anrede empfangen und bestieg darauf, angethan mit dem kaiserlichen Mantel, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, einen im Hintergrunde der Kirche errichteten Thron.

Der Groß-Almosenier, ein Cardinal und ein Bischof führten ihn nun an den Fuß des Altars, damit er hier die Salbung empfange. Der Pabst salbte ihn dreifach, auf dem Haupte und den beiden Händen, und sprach dabei die folgenden Worte: „Allmächtiger Gott, der du Hasael*) zum König über Syrien, und Jehu**) zum König über Israel eingesetzt und deinen Willen durch den Propheten Elias ihnen kund gethan; der du

*) Minister, Mörder und dann Nachfolger des damaskischen Königs Benhadad II.

**) Mörder und Nachfolger des iraelitischen Königs Joram.

auf gleiche Weise die heilige Salbung der Könige auf das Haupt Sauls und Davids durch den Propheten Samuel ausgegossen hast; gieße auch durch meine Hände die Schätze deiner Gnade und deines Segens auf deinen Diener Napoleon, den wir heute, ungeachtet unsrer persönlichen Unwürdigkeit in deinem Namen zum Kaiser weihen."

Napoleon I. setzte nun sich, dann seiner Gemahlin die Krone auf und schwur: „die Integrität des Gebietes der Republik zu bewahren, die Gesetze des Concordats und die Freiheit der Culte, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, so wie die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter zu achten und achten zu lassen, keine Auflage zu erheben, keine Steuer auszuschreiben ohne Genehmigung des Gesetzes, das Institut der Ehrenlegion aufrecht zu erhalten und nur Vortheil, Glück und Ruhm der französischen Nation bei seiner Regierung im Auge zu haben."

So trieb er mit der Nation und der Kirche ein politisches Spiel. Frankreich war nach einer der blutigsten Katastrophen zur Monarchie zurückgekehrt und die Freiheit durch Restituirung der unumschränkten Gewalt zu Grabe gegangen. Die Aristokratie, welche wohl die Ansprüche der alten Aristokraten besaß, aber nicht deren Bildung und Feinheit, erhob sich auf eine eben so lächerliche, wie Ekel erregende Weise über den Trümmern der Gleichheit. Auch die materiellen Interessen huldigten dem neuen Oberhaupte. Das Hofleben ward neu verjüngt und suchte durch Pomp, Prunk und Flitterstaat den Mangel an innerm Werth zu verdecken — und es gelang ihm, eine flache Menge zu blenden und zu fesseln. Das Heer der neugeschaffenen Hofleute, Würdenträger, Adligen, Ehrengarden und Beamten, welches den neuen Thron umgab, vergaß über den Auszeichnungen und Vorrechten, welche ihm von dem Herrscher zuflossen, gern der kargen und einfachen Spenden, welche die republikanische Freiheit gewährt hatte.

Der deutsche Parnaß.

Doch nun hinweg für einen Augenblick von den blutigen Schlachtfeldern, von den herzlosen Bestrebungen jener Teufel in Menschengestalt, welche das Wohl von Millionen ohne Bedenken dem eignen Glanze opfern, von dem widerwärtigen Treiben einer entarteten Menge. Wir bedürfen der Erholung nach so vielen Greueln, welche sich auf so wenigen Seiten vor unsern Augen entfaltet haben und wenden uns dahin, wo der Geist seine herrlichsten Blüthen treibt.

Während jener unseligen Zeiten, deren blutige und empörende Geschichte wir erzählten, war Deutschland gleichsam zu dem modernen Parnaß geworden. Dichtkunst und Musik feierten ihre herrlichsten Triumphe und es gehört gewiß zu der Aufgabe des Geschichtschreibers, nicht einzig von den blutigen Gespenstern zu sprechen, welche in langen grausigen Zügen über das von ihm bebaute Feld hinwegschwebten, sondern auch von jenen edlern, von der Gottheit bevorzugten Naturen, welche im stillen Stübchen segensreich schafften.

Wenn das 18. Jahrhundert überhaupt die Bezeichnung des großen verdient, da es in allen Fächern eine Fülle ausgezeichneter Männer hervorbrachte, wie keine andere Zeit, und ferner alle die hochwichtigen und folgenschweren Erfindungen machte, durch welche der ganzen Neuzeit das ihr eigenthümliche Gepräge aufgedrückt ist; so ist es namentlich die Zeit von 1770—1800, welche man das goldene Alter der deutschen Poesie zu nennen berechtigt ist, denn in allen Gattungen der Dichtkunst entstanden Meisterwerke. Die Deutschen hatten sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf eine hohe Stufe der Cultur geschwungen und strebten in allen Wissenschaften nach Vollendung. Von oben herab war man gleichfalls diesem Streben günstiger, als je zuvor. Auf Friedrich II. von Preußen, der mit undeutschem Sinne noch immer das Franzosenthum begünstigt hatte, folgte Friedrich Wilhelm II., der, gleichwie Kaiser Joseph II., deutscher Literatur und Kunst hold war und beide zu

fördern suchte. Noch mehr aber thaten die kleinern Fürsten. Sie, die minder an den politischen Bewegungen betheiligt waren, wandten sich um so mehr den edlern Bestrebungen des Friedens zu, und jeder derselben suchte sich mit einem schönen Kranz der hervorragendsten Männer zu umgeben. Unter ihnen ragt am meisten hervor Karl August, Herzog von Weimar. Er sammelte die vorzüglichsten Köpfe Deutschlands, Wieland, Herder, Schiller, Göthe, um sich und machte seine Hauptstadt zum Mittelpunkte aller Bestrebungen in der schönen Literatur. So konnte es denn nicht fehlen, daß Herrliches geleistet wurde, daß Deutschland sich in den ernsten, wie in den das Leben erheitern den Wissenschaften und Künsten zu einer Höhe erhob, die keine andere Nation erreicht hat; so konnte es nicht fehlen, daß in allen Gauen des Vaterlandes edle Bestrebungen sich regten, deren Nachwirkungen sich auf die spätesten Zeiten erstrecken werden.

Was Lessing, Wieland und Andere, die noch größtentheils in diese Periode herüberreichen, vorbereitet und begonnen hatten, wurde durch Herder, Göthe, Schiller, Jean Paul Richter und Andere vollendet. Auf der 1734 gestifteten Universität Göttingen, wo ein reges, durch viele ausgezeichnete Lehrer bewirktes literarisches Leben herrschte, traten mehre gleichgesinnte und geistesverwandte Jünglinge, S. W. Gotter, H. L. Boie, J. H. Voß, J. M. Miller, L. H. C. Hölty und Andere zusammen und stifteten 1772 den sogenannten Hainbund, welchem sich bald die Brüder von Stolberg, G. A. Bürger und andere anschlossen. Sie erstrebten hauptsächlich nationale Selbstständigkeit der deutschen Literatur, ohne dem Alterthum und den neuern Mustern des Auslandes, namentlich der Engländer die gebührende Achtung zu versagen. Ohne eine Schule zu bilden oder bilden zu wollen, beförderten sie durch ihre eignen Leistungen die deutsche Poesie und besonders die Reinheit und den Reichthum der Sprache kräftiger und erfolgreicher, als eine Schule vermocht hätte.

Gleichzeitig erschien der größte deutsche Dichter, der einzige, bei welchem die Höhe des Geistes, die Tiefe der Erkenntniß, der Umfang des Wissens, die fast Allseitigkeit des Wissens dem Ab-

lerflug der Phantasie gleich kam, Johann Wolfgang Göthe, auf dem Schauplatze und stand, wiewohl anfangs mißverstanden und nicht begriffen, und eben dadurch Veranlassung zu verkehrten Richtungen gebend, bald mit seiner vielseitig umfassenden schöpferisch gestaltenden, das Kleinste wie das Höchste verherrlichenden Dichterkraft in der Mitte des neugestalteten literarischen Lebens. Neben ihm, geistig weit untergeordnet, aber dem Volke daher näher, stand Friedrich Schiller, welcher, abgesehen von seinen poetischen Leistungen, durch die Herausgabe der „Horen“ die Deutschen für einen gediegenen Kunstgeschmack empfänglich nnd der eklektischen, aus Frankreich herübergewanderten Nüchternheit abwendig zu machen suchte. Eine eigenthümliche Erscheinung war auch Herder, gleich ausgezeichnet als Dichter, Philosoph und Kritiker. Mit gleicher Liebe umfaßte er Einheimisches und Fremdes, Altes und Neues, wenn es sich ihm nur als wahr, gut und schön darbot. Jugendliches Talent stets ermunternd und heranbildend, wirkte er vielseitig auf seine Zeit und kann in seinen Bestrebungen, obschon befangner und ungestümer, am Besten als Nachfolger Lessings betrachtet werden.

Am Schlusse der Periode, gleich originell im Schaffen, wie im Darstellen, begegnen wir Jean Paul Friedrich Richter, dem Vater des deutschen Humors, wenn auch reich an Schwächen, Mängeln und Schiefheiten, doch noch immer an Reichthum und Vielseitigkeit wenig übertroffen.

Sehen wir nun auf die einzelnen Dichtungsarten, so tritt uns zunächst die lyrische Poesie entgegen. Sie gewann namentlich durch den göttinger Dichterbund, durch Hölty, die beiden Stolberg, Voß, besonders aber Bürger, welcher stets einer der ersten und beliebtesten Volksdichter der Deutschen bleiben wird, obwohl die Sinnlichkeit oft zu roh bei ihm hervotritt. Außer Göthe und Schiller haben wir dann noch den übergenialen C. F. D. Schubert, den gefühlvollen M. Claudius, F. von Matthison, J. G. von Salis und vielleicht auch noch J. G. Jacobi, F. W. Gotter und A. Blumauer zu erwähnen.

Das romantische Epos gewann durch Wielands „Oberon“,

ein Meisterwerk, welches J. B. von Alxinger und F. A. Müller vergebens zu erreichen bemüht waren. Im Gebiete der komischen Epopöe darf dagegen Blumauer's Travestie der Virgilschen Aeneis nicht unerwähnt bleiben.

Die Romanze und Ballade wurde nie glücklicher, als in diesem Zeitraum, besonders von Bürger, Schiller, Göthe und L. von Stolberg angebaut.

Von den Fabeldichtern haben wir nur G. K. Pfeffel mit mit Auszeichnung zu nennen.

Aber einer eignen Gattung der erzählenden Poesie begegnen wir zum ersten Male in dieser Periode, nämlich dem idyllischen Epos, welches von Göthe (Hermann und Dorothea) und Voß (Luise) meisterhaft versucht wurde. Eine besondere Berücksichtigung verdient von dieser Zeit an auch der deutsche Roman, welcher in allen möglichen Formen und Richtungen der Lesewelt geboten wurde. Göthe's „Werther" rief eine Anzahl sentimentaler, meist mislungener Romane hervor; großes Lob, aber wenig Nachahmer fanden desselben Dichters „Meister's Lehrjahre". Auch Schiller versuchte sich mit seinem „Geisterseher" in diesem Fache. An dichterischer Fülle, gemüthlicher Tiefe und Innigkeit, unerschöpflicher Laune, sittlichem Ernst und wissenschaftlicher Bildung ist Jean Paul Friedrich Richter schwer zu übertreffen, wenn auch die Form seiner Leistungen nicht gegen den ihr gewordenen Tadel vertheidigt werden kann. Als Humoristen fanden ferner J. G. Hippel und Benzel-Sternau wohlverdienten Beifall, während es der vielschreibende A. Lafontaine an ernsten und rührenden Schilderungen des Familienlebens nicht fehlen ließ und für komische Dichtungen J. G. Müller, J. G. Schummel und F. von Knigge sorgten. Die philosophischen Romane des geistreichen J. H. Jacobi wurden weniger gelesen, als die natürlichen und poetischen Flusses ermangelnden didaktischen Uebertreibungen F. M. von Klinger's, so wie auch W. Heinse's geniale Erzeugnisse weniger der darin entwickelten geistreichen Kunstansichten, als der lüsternen Gebilde der Sinnlichkeit wegen begierig ergriffen wurden. A. G. Meißner's und J. A. Feßler's historische Ro=

mane sind nicht ganz zu verachten. An die unzähligen Ritter-Gespenster-, Raub-, Mord- und sonstigen Schauergeschichten, welche durch C. H. Spieß, C. G. Cramer und L. Wächter in Aufnahme kamen, wollen wir nur erinnern.

Die große Lust der deutschen Dichter, sich in der didaktischen Poesie zu versuchen, ließ in dieser Periode, ohne daß dadurch der deutschen Literatur ein Schaden erwachsen wäre, sehr nach. V. W. Neubeck's „Gesundbrunnen“ und C. A. Tiedge's mehr lyrische „Urania“ sind wohl die einzigen erwähnenswerthen Erzeugnisse dieser Art. Für die Satire versprach der zu früh verstorbene J. B. Michaelis sehr viel; mehr leisteten F. L. von Stolberg („Jamben“) und J. D. Falk. Der Begriff des Epigramms wurde durch Herder erweitert und dadurch viele Versuche, die besonders J. C. F. Haug und F. C. Meißner gelangen, hervorgerufen.

In der dramatischen Poesie kann sich Deutschland in dieser Periode eines bedeutenden Reichthums rühmen. Anfangs konnte man sich freilich noch nicht recht in die von Lessing angeregten Ideen und in Shakespeare's Geist finden. Göthe lehnte sich zuerst durch seinen „Götz von Berlichingen“ gegen allen willkürlichen Regelzwang auf und erhob sich in „Iphigenia“, „Tasso“, „Faust“ zu immer höhern Leistungen; da er aber keine andere Rücksicht, als den reinsten Ausdruck der Begeisterung im Auge hatte, so blieb sein Wirken ohne den entscheidenden Einfluß auf das deutsche Theater, den es hätte haben können. Schiller, dessen nicht tadellose Jugendwerke („die Räuber,“ „Kabale und Liebe“, „Fiesko“,) gerade den ungemessensten Beifall erhielten, begann mit seinem „Don Carlos“ eine Reihe vortrefflicher Kunstwerke, welche er mit „Wilhelm Tell“ zu früh schloß. Die alle seine Dichtungen auszeichnende künstlerische Würde und Schönheit, verbunden mit dem sie bedingenden sittlichen Geiste werden ihm bei dem nicht verbildeten Theile des Publikums stets ein ungeschmälertes Ansehen erhalten. Nächst den genannten Heroen verdienen der feine Charakterzeichner J. J. Engel, der geistvolle M. T. Lenz, G. F. W. Großmann und J. F. Jünger ehrenvolle Erwähnung. Um die Gunst des großen Haufens buhlten

F. M. Klinger, A. W. Iffland und A. F. F. von Kotzebue. Die überspannten Schaudergemälde des erstgenannten hinterlassen einen herzverwundenden Eindruck, zeugen aber doch noch von Genie, was man bei den zahllosen Arbeiten Iffland's und Kotzebue's vergebens sucht. Besonders erreichte der letztere dadurch, daß er jede Gemeinheit seiner Zeit ausspähete und sich ihr anschloß, die seltenste, aber auch unverdienteste Berühmtheit. Ifflands weinerliche Lustspiele traten wenigstens der Sittlichkeitt nicht zu nahe. An Trauerspielen und Schauspielen aller Art fehlte es überhaupt den Deutschen in dieser Periode nicht, aber nur Weniges erhob sich über die Mittelmäßigkeit; besonders wollte das Lustspiel, wie auch jetzt noch, nie recht gedeihen; der gebildete Theil der Nation besitzt in der Regel zu viel Ernst, und der ungebildetere Theil hat zwar einen oft ausgezeichneten Humor, aber nicht das Zeug, denselben für größere Kreise genießbar zu machen. — Die deutsche Oper blieb selbst bei der bedeutenden Anzahl großer Componisten zurück, weil es an geeigneten Operndichtern fehlte.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht, wollen wir die hervorragendsten der genannten Dichter etwas näher kennen lernen.

12. Voß.

Johann Heinrich Voß wurde 1751 in Sommersdorf in Mecklenburg geboren, wo sein Vater damals eine Pachtung hatte. Die Vermögensumstände des Vaters, der nach einander Brauer und endlich Schulmeister wurde, verschlimmerten sich so, daß er für die höhere Ausbildung des talentvollen Sohnes wenig thun konnte. Voß half sich als Knabe und Jüngling spärlich durch und fühlte sich glücklich, daß er in dem Städtchen Neubrandenburg, wo er die Schule besuchte, einige Freitische bei Bürgerfamilien erhalten konnte. Aber zum Besuch einer Universität war keine Aussicht. Er entschloß sich daher, Hauslehrer zu werden, um etwas Geld zu sammeln. So lebte er 2½ Jahre bei einem mecklenburgischen Gutsbesitzer als Hauslehrer.

Indeß hatte er, besonders durch Klopstock und Geßner

begeistert, selbst Versuche im Dichten gemacht. Einiges davon schickte er an Boie, der damals in Göttingen einen Musenalmanach herausgab, und schilderte ihm gleichzeitig seine Lage. Boie antwortete ihm freundlich, ermunterte ihn, nach Göttingen zu kommen, und verhieß ihm Freitische. Voß folgte seiner Einladung und wurde nun eins der thätigsten Mitglieder des erwähnten Hainbundes. Nach seinen Universitätsjahren zog er nach Wandsbeck bei Hamburg, wo der Dichter Claudius lebte und die damals sehr beliebte Zeitschrift, „den Wandsbecker Boten" herausgab. Er erhielt sich hier durch seine Gedichte, die bereits in große Aufnahme gekommen waren, und verheirathete sich mit Ernestine Boie, der Schwester seines Freundes, mit der er bis ins hohe Alter, wo er ihr voranging, eine glückliche Ehe führte. Vier Jahre lebte er dann als Rector in Otterndorf im Ländchen Hadeln, fast ganz abgeschieden von der übrigen Welt. Hier verfertigte er auch die meisterhafte Uebersetzung der homerischen Odyssee, welche seinen Ruhm begründete. Noch mehr wuchs dieser, während er in Eutin 20 Jahre lang die Rectorstelle bekleidete. Hier dichtete er seine lyrischen Gedichte, sein idyllisches Epos Luise, seine Idyllen, und übersetzte auch die Ilias. Nachdem er seiner Kränklichkeit wegen sein Amt aufgegeben hatte, zog er nach Jena. Doch war er hier nur drei Jahr; dann rief ihn der Großherzog von Baden mit dem Hofrathstitel und einem ansehnlichen Gehalt nach Heidelberg. Hier verfaßte er nebst andern Arbeiten auch eine Uebersetzung des Shakespeare, an der auch seine beiden Söhne Theil nahmen. Zuletzt hatte er noch den Schmerz, daß ihm sein trefflicher ältester Sohn voranging. Er selbst starb 1826 in Heidelberg, 75 Jahre alt.

Voß hatte sich durch die Griechen gebildet. Als Dichter erwarb er großes Verdienst. Keiner vor ihm hatte den Hexameter der alten Griechen und Römer so glücklich nachgebildet. Durch seine Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter, namentlich des Virgil, Homer und Ovid, hat er zugleich die deutsche Sprache mit neuen Wörtern, Wortformen und Wendungen bereichert. Vorzüglich groß aber war seine Kunst, länd-

liche Scenen und Sitten auszumalen. Als Idyllendichter that er dadurch einen großen Fortschritt, daß er Greßners ganz farbloses Arkadien verließ und zum Schauplatz der Idylle das vaterländische Landleben wählte. Dadurch trat er der wirklichen Natur näher und gewann festern Boden. Seine „Luise“ entzückt durch die reine Sittlichkeit der gewählten Personen, durch die gemüthliche Sprache und durch die Frische der Naturschilderung; aber es fehlt auch nicht an kleinlichen, breiten Beschreibungen, die zuletzt Langeweile erzeugen. Weit trefflicher ist die Idylle „der siebzigste Geburtstag“, eine der schönsten Idyllen, welche die Poesie aller Völker aufzuweisen hat. Voß's Lieder haben dagegen meist Mangel an Tiefe und Adel der Empfindung; oft findet man die trivialsten Lebensbetrachtungen in schöne, wohlklingende Verse eingekleidet.

13. Hölty, die beiden Stolberg und Bürger.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker, wurde am 21. Dec. 1748 zu Mariensee, einem Dorfe bei Hannover, wo sein Vater Prediger war, geboren, genoß im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung, die sich über alle gewöhnlichen Schulwissenschaften erstreckte, und bewies schon als Knabe jenen eisernen Fleiß, der ihm ein frühes Grab öffnete. Seiner Mutter, einer trefflichen Frau, verdankte er viel von der zarten, reinen Bildung des Gemüths, die sich in allen seinen Gedichten wiederspiegelt. Bösartige Blattern entstellten sein früher ausgezeichnet schönes Gesicht. Nachdem er seine Kenntnisse in der alten Literatur auf dem Lyceum in Celle erweitert hatte, ging er 1769 nach Göttingen, um sich dem Wunsche seines Vaters gemäß der Theologie zu widmen. Hier trat er in den Dichterbund und vernachlässigte die Studien, welche ihm ein sicheres und ruhiges Leben bereitet haben würden, um sich ganz den Musen zu widmen. Drückende Noth war die natürliche Folge davon, und zwar um so mehr, als er an einer gewissen Trägheit, an einem Mangel an männ=

licher Kraft litt. Seine Gesundheit begann zu leiden und schon am 1. Sept. 1776 starb der 28jährige junge Mann. Sein Charakter war ein völlig anspruchsloser, gutmüthiger und gefälliger; da er sich fast immer körperlich krank und den Tod gleichsam schrittweise nahen fühlte, so war seine Stimmung eine rein sentimental-elegische und er sprach dieselbe in den schönsten Melodieen aus. Seine Gedichte, vorzüglich seine Elegieen und Idyllen, entzücken durch anspruchslose Grazie, durch Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, durch Naivetät der Gedanken und durch seltene Harmonie der Sprache.

Christian Graf zu Stolberg, aus dem Hause Stolberg-Stolberg, war 1748 in Hamburg geboren. Er wurde mit seinem jüngern Bruder Friedrich Leopold zu Hause unterrichtet; dann bezogen beide die Universität Göttingen und traten dort in den Dichterverein des Hainbundes. Nach seiner Universitätszeit ward er dänischer Kammerjunker und Amtmann in Holstein. Er legte im 52. Jahre sein Amt nieder und zog sich als dänischer Kammerjunker auf sein Gut Windebye in Schleswig zurück. Hier starb er 1821. Nicht immer erreicht dieser herrliche Dichter das Feuer, die lebhaft blühende Phantasie, die Hoheit und Erhabenheit der Bilder seines jüngern Bruders, aber doch herrscht auch in seinen Gedichten eine edle, hohe Begeisterung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls, ein starker kraftvoller Ausdruck, Neuheit der Gedanken, Zartheit und Lieblichkeit, und eine meist glückliche leichte Versification. Wir verdanken ihm nicht bloß als Dichter, sondern auch als Uebersetzer aus dem Griechischen Manches.

Friedrich Leopold von Stolberg, Bruder des vorigen und ein noch berühmterer Dichter und Schriftsteller, wurde den 7. Nov. 1750 in dem holsteinschen Flecken Bramstedt geboren. Nachdem er Göttingen verlassen, wurde er ebenfalls dänischer Kammerjunker und Gesandter des Fürstbischofs von Lübeck in Kopenhagen. Dann war er eine Zeitlang als dänischer Gesandter in Berlin und lebte darauf wieder 9 Jahre in Eutin als fürstbischöflicher Regierungspräsident. 1800 legte er zugleich mit seinem Bruder seine Geschäfte nieder, zog nach Münster und

trat nun öffentlich mit seiner ganzen Familie zur katholischen Kirche über. Schon in Göttingen hatte er Neigung zur Mystik gezeigt, und diese hatte mit den Jahren so zugenommen, daß er schon früher auf einer Reise nach Italien heimlich katholisch geworden sein soll. Sein Uebertritt erregte großes Aufsehen und fast allgemeine Mißbilligung. Am heftigsten erklärte sich dagegen erst 19 Jahre später sein ehemaliger Freund Voß. Bald nach diesem Verdruß starb Stolberg 1819 in Sondermühlen bei Osnabrück. Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegieen, Romanzen, Satiren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman „die Insel" und durch seine „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien", als Uebersetzer durch die Ilias, Platons auserlesene Gespräche, einige Tragödien des Aeschylos und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft und Freiheit, und für Alles, was je dem Menschen lieb und theuer gewesen ist. Er hat Oden, Lieder, Elegieen und Romanzen, Schilderungen und Dramen gedichtet. Ueberall stehen ihm Bilderreichthum und eine kräftige Sprache zu Gebote. Im hohen Fluge seiner Begeisterung näherte er sich Klopstock, der sein Vorbild war. Am vorzüglichsten sind seine Balladen und diejenigen seiner lyrischen Gedichte, welche zwischen der Ode und dem einfachen Liede die Mitte halten. In seinen „Jamben" straft er die politischen und gelehrten Vorurtheile seiner Zeit, und in seinen letzten Gedichten, welche in die Jahre 1812—1814 fallen, tritt sein Antheil an den Ereignissen jener Periode hervor. Im Fache der Geschichte hat er sich durch sein „Leben Alfreds des Großen" versucht, welches sich besonders durch Gründlichkeit der Behandlung und Gewandtheit der Schreibart ausgezeichnet. Seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde.) erregte das Wohlgefallen des Papstes in so hohem Grade, daß er dieselbe in das Italienische übersetzen ließ.

Bekannter und wegen seines volksthümlichen Tones in

weitern Kreisen beliebt, als die Vorigen, ist Gottfried August Bürger, eins jener verloderten, zu nichts Nützlichem anstelligen, in jedem Koth sich wälzenden Dichtergenies, wie sie die frühere Zeit öfter, die neueste nur noch seltner hervorbrachte. Er wurde am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende auf dem Unterharze, wo sein Vater Prediger war, geboren. Weder in den Lehrstunden im väterlichen Hause, noch auf dem Lyceum zu Aschersleben zeigte der schwärmerische Knabe das geringste Talent für die gewöhnlichen Schulkenntnisse, wohl aber eine unverkennbare Neigung zur Poesie. Beißende Epigramme auf seine Mitschüler zwangen ihn, 1762 das Lyceum zu Aschersleben mit dem Pädagogium zu Halle zu vertauschen. Hier machte er endlich einmal Fortschritte und konnte nach 2 Jahren auf der hallischen Universität das Studium der Theologie, zu welchem ihn sein Großvater, der Hofherr Bauer in Aschersleben bestimmt hatte, beginnen. Indeß vermochte er diesem Fache keinen Geschmack abzugewinnen und wandte sich nur sogenannten ästhetischen und philologischen Studien, im Grunde seichten Lesereien zu. Der Umgang mit dem einem ausschweifenden Wandel ergebenen, berüchtigten Professor Klotz, trug viel dazu bei, Bürger's sittlichen Charakter vollends zu vernichten. Der erzürnte Großvater, von welchem er seit dem 1765 erfolgten Tode seines Vaters völlig abhing, rief ihn von Halle ab, ließ sich aber besänftigen und verstattete ihm sogar, sich 1768 nach Göttingen zu begeben, um dort Jurisprudenz zu studiren. Aber hier gerieth der leichtsinnige Jüngling bald in das Netz einer Verführerin und sank mit schnellen Schritten so tief, daß ihm sein Großvater alle Unterstützung versagte.

Für einen Augenblick schien sich Bürger aufraffen und das Versäumte durch unermüdlichen Fleiß einholen zu wollen. Er schloß sich an die Mitglieder des Hainbundes und verdankte der Verbindung mit diesen ausgezeichneten jungen Männern, wie er selbst gestand, den größten Theil seiner Bildung und seines Dichterruhms.

Obgleich er in den Rechtswissenschaften der vollendetste

Laie geblieben war, ernannten ihn dennoch, in Folge der Fürbitten Boie's, die Herren von Uslar zu ihrem Justizbeamten zu Altengleichen bei Göttingen. Der alte Großvater war so erfreut hierüber, daß er des Enkels Schulden in Göttingen bezahlte und sogar die nöthige Caution für ihn leistete. Bürger hätte nun glücklich sein könnte, wenn er es verstanden hätte, ein vernünftigeres und gesittetes Leben zu führen. Selbst die Verheirathung wurde bei ihm Grund neuer moralischen Zerrüttungen. Schon während er mit seiner jungen Gattin vor das Altar trat, liebte er nicht mehr sie, sondern ihre jüngere, 14—15 Jahre alte Schwester, die in seinen Liedern hoch und unüberschwenglich gefeierte Molly. Die Angetraute hieß sein Weib vor der Welt, die Geliebte war es, — ein unmoralisches Verhältniß, daß nur die zerrüttendsten Folgen haben konnte. Seine erste Frau starb 1784, und Bürger verheirathete sich 1785 mit Molly. Aber das von seinem Schwiegervater ererbte Vermögen war in seinen Händen bald verschwunden und seine Amtmannstelle hatte er auch bereits 1784 verlassen müssen, weil er sich die gröbsten Nachlässigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen. So lebte er denn wieder in Göttingen, wo 1786 auch Molly starb, erlangte 1787 den Grad eines Doctors der Philosophie, zwei Jahre später sogar eine außerordentliche Professur, aber kein Gehalt, und mußte sein und seiner Kinder Leben durch schlecht bezahlte Fabrik-Uebersetzungen fristen. Selbst von Andern erborgte Manuscripte verkaufte er zu seinem Besten, so die „Wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen", welche von einem Göttinger, Namens Johann Georg Scharff, einem wegen seines Humors damals allgemein geliebten und mit dem Freiherrn Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen innig befreundeten Manne geschrieben, aber keineswegs zum Druck bestimmt waren.

Der leichtsinnigste Fehltritt seines Lebens war Bürger aber noch vorbehalten. Seine romanhafte Verbindung mit einem Mädchen aus Stuttgart, Elise Hahn, welches in einem Gedichte Herz und Hand ihm angetragen hatte, endete nach einer sechszehnmonatlichen peinlichen Ehe damit, daß er sich von dem

„verschwenderischen, üppigen Weibe", wie er sie selbst nennt, scheiden lassen mußte. Körperlich und geistig zerrüttet, zog sich Bürger nun von allem menschlichen Umgange zurück, und ohne ein Geschenk der hannoverschen Regierung würde er dem Hungertode erlegen sein. Er starb den 8. Juni 1794 an der Lungenschwindsucht, im 46. Jahre seines Alters.

Es sind nur wenige Gedichte, durch welche Bürger seinen Ruf als Volksdichter erlangt hat. Leonore, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, der wilde Jäger, das Lied vom braven Manne und einige andere. Die meisten würden dagegen besser vernichtet, indem sie von dem Schmutz starren, in welchen Bürgers Leben versenkt war. Schiller sprach ihm geradezu die Gabe des Idealisirens ab und sagte: „seine Muse trage einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter, Liebe sei ihm selten etwas anderes, als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben." Schlegel war zwar milder, wies aber doch darauf hin, daß Bürger in seinen Nachbildungen englischer Balladen Alles in das Gröbere und Derbere herabgezogen und den Stoff unnütz in die Breite gedehnt hätte.

14. Göthe.

In jeder Hinsicht das Gegentheil von Bürger, war Johann Wolfgang Göthe, der erste Dichter der deutschen Nation, der vielseitigst gebildete Mann seiner Zeit.

Geboren am 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater als reicher Privatmann mit dem Titel eines kaiserlichen Rath's lebte, wuchs er unter sehr günstigen, die Ausbildung des Geistes und des Gemüths förndernden häuslichen Verhältnissen auf und genoß von seinem kenntnißreichen und kunstliebenden Vater einen trefflichen Unterricht in den Schulkenntnissen. Schon frühe wurden seine poetischen Anlagen durch die Lectüre der damals beliebten deutschen Dichter und durch einige classische Schriftsteller Frankreichs und Italiens, die ihm in freilich nur schlechten Uebersetzungen zu Gebote standen,

geweckt und schon hatte der bewegliche Knabe manche nicht undeutliche Spuren eines seltenen Geistes verrathen, als die Theilnahme Frankreichs an dem siebenjährigen Kriege (1759) französische Truppen in die freie Reichsstadt und den Grafen Thorane, einen gewandten Kunstkenner, als Einquartirung in die Mitte der seither in stiller Abgeschiedenheit lebenden Familie führte.

Göthe hat diesem Verhältnisse einen nicht geringen Theil seiner Ausbildung zu verdanken; durch den steten Umgang mit den fast täglich im väterlichen Hause anwesenden Malern Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker und besonders mit Seekatz aus Darmstadt erwarb er sich den oft an ihm bewunderten richtigen Blick bei Beurtheilung der verschiedenartigsten Kunstwerke. Außerdem machte er bei seiner schon früher bei Erlernung des Italienischen kundgegebenen natürlichen Anlage, den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent und ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten leicht aufzufassen, bedeutende Fortschritte im Französischen. Seine Vorliebe für theatralische Vorstellungen ward durch eine in Frankfurt errichtete französische Bühne bis zur Leidenschaft gesteigert und führte ihn sogar zum nähern Studium der französischen Dramaturgie.

Endlich erschien der lang ersehnte Friede, und sogleich nach dem Abzug der lästigen Gäste setzte der eifrige Hausvater den Unterricht des wißbegierigen Knaben fort. Zeichnen und Mathematik wurden mit gebührender Aufmerksamkeit betrieben und ein englischer Sprachlehrer angenommen. Um sich die Uebersicht der zu erlernenden Sprachen zu erleichtern, erfand der junge Göthe einen Roman, in welchem sich mehre in der Welt zerstreute Geschwister in verschiedenen Idiomen ihre Neuigkeiten mittheilten; sogar das barocke Judendeutsch wurde dabei nicht vergessen. Dieser wunderliche Einfall erregte in ihm den Wunsch, auch das Hebräische in seiner ursprünglichen Reinheit kennen zu lernen, wozu ihm der Rector des frankfurter Gymnasiums, Albrecht, gerne behülflich war. Unwiderstehlich fesselte ihn jetzt die Lectüre des alten Testaments; ein prosaisch-episches Gedicht, „Joseph“, von ziemlichem Umfange, so wie eine Begeisterung

für das schöne Morgenland, die ihn nie wieder verlassen hat, waren die Früchte derselben. Bei dieser Geistesrichtung ist Göthe's geringe Hinneigung zur Jurisprudenz, für welche ihn der Vater schon frühe heranzubilden suchte, leicht erklärbar; lieber durchwanderte er die Werkstätten der Handwerker und Künstler und gewann dadurch manche ihm sehr frommende Erfahrung.

Er hatte jetzt sein 15. Jahr angetreten, als die erste Liebe mit ihrer ganzen Macht dem Sinnen und Streben des tiefführlenden Jünglings eine andere Richtung gab. Gretchen, ein Mädchen von niederm Stande, später von ihm in seinem „Faust" verewigt, hatte sein Herz gewonnen, aber nur wenige Wochen dauerte der stille, schuldlose Umgang, als seine Eltern das Verhältniß erfuhren und die Geliebte aus Frankfurt zu entfernen wußten.

Erst nach langem Schmerz und bangem, ihn gänzlich herabstimmenden körperlichen Unwohlsein erholte sich Göthe in der Beschauung der freien Natur wieder und bezog 1765 die Universität Leipzig, um der Rechtswissenschaft obzuliegen. Der steife Universitätspedantismus verleidete ihm aber bald, wie leicht vorauszusehen war, den Besuch der Collegien; am längsten hielt er bei Gellert und Ernesti aus, und am liebsten war ihm die Unterhaltung mit seinem damals in Leipzig anwesenden vielseitig gebildeten Landsmanne J. G. Schlosser und andern kenntnißreichen Gelehrten aller Fächer.

In Leipzig, wo zu dieser Zeit Gottsched noch nicht allen Einfluß verloren hatte, war die Vorliebe für französische Muster herrschend, die Aesthetik in den schlechtesten Händen und in den Verhältnissen ringsum nichts, was die Phantasie eines Dichters hätte befruchten können. Daher suchte sich Göthe einen festern Boden und so begann die Richtung, der er sein ganzes Leben treu blieb — dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln. Alles, was er geschrieben, besteht daher nur gleichsam in Bruchstücken einer großen Beichte, in der er sein eignes Ich, seine

eignen Zustände und Gefühle schildert. So machte er auch seinem damals in Folge des Verlustes einer zweiten Liebschaft quälenden Drange in seinem ersten dramatischen Werke „die Laune eines Verliebten“ Luft (1769). Gleichzeitig entwarf er den Plan zu mehren andern Stücken, von denen aber nur die „Mitschuldigen“ zur Vollendung kamen.

Bei diesen Arbeiten versäumte aber Göthe nie, an seiner allgemeinen Bildung weiter zu arbeiten. Am Wenigsten versäumte er die Kunststudien, besuchte auch Dresden, um die Schätze der dortigen Galerie kennen zu lernen. Ja, seine Liebe zur Kunst war eine so enthusiastische geworden, daß er sich selbst im Kupferstechen übte, und zwei noch vorhandene radirte Blätter, Landschaften vorstellend, unter seinem Namen lieferte. Unvorsichtig beim Aetzen, zog er sich aber durch Einathmung schädlicher Dünste eine schwere Krankheit zu, von der er nur langsam genas. Körperlich und geistig niedergedrückt, kehrte er 1768 in seine Vaterstadt zurück, und es ist leicht begreiflich, wie er in diesem Zustande sich in das Studium mystisch-chemischer Schriften vertiefen konnte. Eine Freundin seiner Mutter, das krankhaft-schwärmerische Fräulein von Klettenberg, das er später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, die in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ eingeschaltet sind, treffend schilderte, war die Veranlassung dieser Geistesrichtung, die aber dadurch, daß sie ihn zu gleicher Zeit zu einem gründlichen Studium der Chemie und der Religionslehre führte, nicht ohne großen Einfluß für ihn blieb. Mit der ihm eigenen Unbefangenheit seines Blicks erkannte er Wahrheiten, die den getrübten Sehnerven der Fachmänner noch bis heute nicht zur Erkenntniß gekommen sind. Faselei ist es, wenn man ihm nachsagt, er habe damals eine eigne, auf den Neuplatonismus gegründete und mit vielem hermetischen, mystischen und kabbalistischen Nebenwerk verbrämte Religion begründen wollen. Die Thatsache ist die, daß er die Ureinheit aller Religionen erkannte, daß er einsah, es seien die Urreligionen auf tiefe und richtige Naturerkenntniß begründet gewesen, und ein richtiges Verständniß der christlichen nur dann möglich, wenn

man mit ihr die sogenannten heidnischen vergleiche und zu deren Erläuterung bis zu den Neuplatonikern herabgehe.

Leider wurden diese Studien, zu denen es des Geistes und des unbefangenen Scharfblicks eines Göthe bedurfte, durch seine Abreise nach Straßburg unterbrochen, wohin er auf den Wunsch seines Vaters ging, um die in Leipzig nur lässig betriebenen Studien zu vollenden und zu promoviren. Seine Vorliebe zur Naturwissenschaft erkaltete aber dabei nicht, und mit Eifer besuchte er die Collegïen über Chemie und Anatomie, selbst das Klinikum. Die Disputation, welche ihn zu einem Doctor der Rechte machen sollte, wurde 1771 frisch gewagt und endete glücklich.

Göthe's Aufenthalt in Straßburg ist indeß in mehr als einer Hinsicht für sein späteres Leben und Wirken bedeutungsvoll geworden. Einerseits wurde ihm französische Art und Weise, für die er früher eingenommen war, jetzt, da er sie in der Nähe beobachten konnte, in der Seele zuwider; andererseits erweckte in ihm der Umgang mit trefflichen Freunden, besonders aber mit dem damals berühmt gewordenen Herder, manche in ihm schlummernde Idee; der Zustand der deutschen Literatur wurde ihm jetzt erst klar; seine Ansichten über Poesie und Kunst wurden vielfach berichtigt und bereichert und durch das Studium der Meisterwerke Shakespeare's gekräftigt.

Kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, mußte er sich, dem Willen seines Vaters zu genügen, nach Wetzlar begeben, um sich bei dem Reichskammergericht in der juridischen Praxis zu üben, welche aber dem Dichter, der bereits mit manchen Plänen zu später ausgeführten Werken beschäftigt war, nicht sonderlich behagte. In diese Zeit fallen einige theologische Versuche, die aber bald nach ihrem Erscheinen vergessen wurden, die etwas unklar geschriebene Abhandlung „von deutscher Baukunst“ (1772) und seine oft jugendlich übermüthigen Recensionen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Erst 1773 trat Göthe mit einer größern poetischen Arbeit hervor, die seinen Ruhm begründete. Es war das sein Schauspiel „Götz von Berlichingen“. Der

Enthusiasmus, mit dem es aufgenommen wurde, war allgemein und rief eine wahre Sündfluth von verunglückten Nachahmungen hervor; die Ritterschauspiele und Ritterromane kamen in die Tagesordnung und wurden mit Heißhunger verschlungen.

Noch größeres Aufsehen erregte der sentimentale Roman „Werther's Leiden" (1774). Dieser Werther war Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des verdienstvollen Abtes Jerusalem in Braunschweig, den Göthe in Wetzlar, als Beide als Referendarien daselbst arbeiteten, kennen lernte, ein junger Mann von den schönsten Anlagen, aber voll überspannten Gefühls. Jerusalem hatte die Frau des Hofraths Kestner, Charlotte, geb. Buff (starb als Wittwe 1828) kennen gelernt, und da er sie, die er mit der ihm eigenen Ueberspannung liebte, nie besitzen konnte, so hatte er durch einen Pistolenschuß sein Leben geendigt. Dieser Vorfall machte auf Göthe einen tiefen Eindruck; er erzählte die Geschichte seines Freundes, dem er den Namen Werther gab, dem Publicum in einer Reihe von Briefen, die bei der Lesewelt einen um so größern Beifall fanden, da gerade damals die empfindsamen Romane in der Mode waren. Seit dieser Zeit war Göthe der Liebling des Publicums. Das Buch hatte selbst die Aufmerksamkeit des damaligen Erbprinzen von Weimar auf ihn gelenkt, und bald nach dessen Regierungsantritt (1775) wurde Göthe nach Weimar berufen und schon im folgenden Jahre zum Legationsrath mit Sitz und Stimme in dem damaligen geheimen Consistorium ernannt.

In seinem dichterischen Wirken ließ sich jedoch Göthe keineswegs durch das geräuschvolle Hofleben hemmen; die Singspiele „Erwin und Elmire" (1775) und „Claudine von Villa Bella" (1776), so wie das Schauspiel „Stella" (1776) folgten schnell auf einander. Viel Mühe verwandte er auf ein von ihm errichtetes Privattheater, dem manche nicht unbedeutende Leistungen nachzurühmen sind, und auf welchem mehre Stücke des Dichters zum ersten Male zur Aufführung kamen. Nach der Zurückkunft von einer Reise nach der Schweiz (1779) widmete sich Göthe fast ausschließlich den Staatsgeschäften, wurde 1782 Kammer-

präsident und in den Adelstand erhoben. Doch ließen ihm diese Verhältnisse Muße genug, die dramatische Grille „der Triumph der Empfindsamkeit“ (1787), „die Vögel“ (1787), eine witzige und geistreiche Nachahmung des Aristophanes, und die Operette „die Fischerin“ (1782) auszuarbeiten und den langgehegten Wunsch, Italien zu sehen, auszuführen.

Nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise schrieb er die Tragödien „Egmont“ und „Torquato Tasso“. Um dieselbe Zeit lernte er die Kantsche Philosophie kennen, vermochte sich aber nicht mit derselben zu befreunden. Es gehört eine gewisse Verschrumpftheit des Geistes, eine kleinliche Einseitigkeit dazu, an den nutzlosen Untersuchungen der neuen deutschen Philosophie Geschmack zu finden, und der umfassende Geist eines Göthe war daher für modern=philosophische Klaubereien nicht geneigt. Natürlich fühlte er sich auch von Schiller, dem eifrigen Jünger des königsberger Philosophen, mehr abgestoßen als angezogen. Erst um 1795 verband sich Göthe fester mit Schiller zur Herausgabe der „Horen“, und schleuderte, als diese den erwarteten Beifall nicht fanden, mit ihm die oft bis zum Uebermuth satirischen „Xenien“ (1797) dem Volke an den Kopf.

Indeß würden wir die Grenzen dieses Werks weit überschreiten, wollten wir Göthe's dichterischer Thätigkeit Schritt für Schritt folgen. Die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit seines Geistes erscheint ohne Beispiel; wohin er sich wendete, da schuf er Mustergiltiges, aber oft Verkanntes, daher wir seine Nachahmer oft auf den verkehrtesten und widersinnigsten Bahnen wandeln sehen. Die Lyrik baute er an von der leichtesten und fröhlichsten Gattung bis zu dem gefühltesten Liede, bis zur erhabensten und gedankenreichsten Ode; er dichtete Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Romanzen und Balladen, bald naiv und lieblich, bald schaurig und furchtbar; Idyllen voll Innigkeit und Gefühl; bald schäkernde, bald witzige Epigramme und Gnomen und Sinngedichte von erhabener oder praktischer Lebensweisheit; das Drama bearbeitete er in allen Formen und Gattungen, die innerhalb dieses Gebiets nur als möglich ge=

dacht werden können; ebenso das Epos von der idyllischen Gattung an bis zur erhabenen in dem Bruchstück seiner unvollendeten „Achilleïs"; den deutschen auf die höhere gesellschaftliche Bildung berechneten Roman begründete er zuerst. Daß aber bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht alle Schöpfungen von gleichem Werthe sein können, versteht sich von selbst. Wenn wir zunächst auf seine dramatischen Leistungen blicken, so ist in den beiden zuerst erschienenen Lustspielen „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen" ein fleißiges Studium Molière's nicht zu verkennen. In dem erstern sprechen sich schmerzliche Jugendempfindungen aus, in dem zweiten werden Gebrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft gemalt; es empfiehlt sich durch meisterhafte Charakterzeichnung, natürliche Verwickelung und Auflösung, verletzt aber das ästhetische und moralische Gefühl. „Götz von Berlichingen", ein tieferes Eindringen in den Geist der englischen Literatur verrathend, zeigt uns die deutsche Ritterwelt in ihrem Untergange, den bedeutungsvollen Kampf der frühern Zeit mit der neuern; ein ächtes Nationalstück! ganz deutsch in jedem Zuge, kühn und kräftig erfunden und mit hinreißender Wahrheit ausgeführt. Das Schauspiel „Stella", voll unstatthafter, vager und weicher Empfindsamkeit, muß mißlungen genannt werden. „Clavigo", ein bürgerliches Trauerspiel, in hohem Grade peinlich, aber Charakterwahrheit in allen Personen und ächt künstlerische Form. „Die natürliche Tochter", spiegelglatt; ächter Hofton, wahre Hofluft. „Faust" bietet den ganzen Kern der Geschichte der innern Menschheit, ist tief durchdrungen von der tiefsinnigsten Poesie, durch und durch geheimnißreich wie die Idee des Lebens selbst und doch hell glänzend, wie sie; der zweite, viel später entstandene Theil erreicht den ersten bei weitem nicht. Faust ist das gehaltvollste, ideenreichste Buch nach der Bibel; es ist selbst eine Art Bibel, und Jeder wird Sentenzen, kraftvolle Aussprüche in demselben finden, mit denen er seine individuellen Ansichten beweisen kann. Kurz, Faust ist ein Meisterwerk, wie keine ältere oder neuere Literatur ein zweites aufzuweisen hat. „Iphigenie

auf Tauris", marmorglatt, in der Form vollendet, ein Nachgesang der Griechen, wie A. W. Schlegel sagt, aber keineswegs des Griechen. „Torquato Tasso", ein unübertroffenes Muster von Feinheit der Gedanken und Sprache; schwer war der Plan, die Poesie selbst poetisch zu behandeln; in der Darstellung der Verhältnisse zeigt sich der Dichter als gewandter Hofmann. „Egmont", Schilderung der sorgenlosen, leichtsinnigen Seite des Lebens mit gänzlicher Hinwegschauung über dessen Tiefe. „Die Geschwister", ein kleines köstliches Familiengemälde, zart und wahr empfunden und ausgeführt. „Der Triumph der Empfindsamkeit", ein Heilmittel gegen das von dem Dichter selbst veranlaßte sentimentale Fieber. Zuletzt nennen wir den langweiligen „Großcophta" ohne Wärme und Leben, und preisen die „Puppenspiele" voll köstlichen Humors als Entschädigung an. — Auch Göthe's Romane folgen verschiedenen Richtungen. „Werther's Leiden" sind der erste sentimentale Roman der Modernen und ein unübertreffliches Seelengemälde in zauberischer Sprache; die Schilderung dieser glühenden Liebe und ihrer Leiden wird gelten und Eindruck machen, so lange die Liebe noch nicht zu einem nichtssagenden Namen geworden ist. „Wilhelm Meister's Lehrjahre", leider auch durch „Wilhelm Meister's Wanderjahre" noch nicht vollendet, enthüllen die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur, das Räthsel der Liebe und des Hasses, die Abgründe der Charaktere; sie sind reich an ästhetischen und psychologischen Lehren und fesseln trotz der ruhigen Umständlichkeit schon durch eine höchst vollendete Sprache unwiderstehlich. Die „Wahlverwandtschaften" ermangeln zwar nicht der tragischen Kraft und innerer Wahrheit, stoßen aber jede unverdorbene Natur zurück; man hat sie nicht mit Unrecht mit einem Eisfelde, auf das ein sternloser Himmel herabhängt, verglichen. Unter Göthe's poetischen Leistungen nimmt das idyllische Epos „Hermann und Dorothea" eine sehr hohe Stelle ein; jeder Zug in diesem köstlichen Gemälde des häuslichen Lebens ist voll sprechender Wahrheit. Weniger sprechen die „Römischen Elegien" an, so vollendet sie auch in ihrer Form sind; die darin in den Vordergrund tretende Liebe

ist nicht nur unmoralisch, sondern auch unromantisch. Unwiderstehliche Anziehungskraft äußern dagegen die meisten von Göthe's frühern kleinern Gedichten. Aber auch unter ihnen sind zahlreiche, die das Signal zu den poetischen Verirrungen der Neuzeit gegeben haben. Dem herrlichen „Erlkönig" ist die ganze moderne Zerrissenheitspoesie entsprungen, und wäre kein Göthe dagewesen, so wären auch die jämmerlichen Unpoesien eines Heinrich Heine nicht gefolgt.

Es gibt aber noch ein Feld der literarischen Thätigkeit, auf welchem Göthe sich versuchte, und das man nur zu gern unbeachtet läßt, weil es für Viele unbequem ist. Er war nicht nur Dichter, sondern auch das, was ein wahrer Dichter allemal sein sollte, Naturforscher. Seine Bemühungen für Optik und Farbenlehre, für die Erklärung der Erscheinungen des Lichts, für Mineralogie, Geognosie und Botanik, für Anatomie, Physiologie und Astronomie, für Wetterkunde und manche, den genannten sich anschließenden Gegenstände konnten bei der Schärfe seines Geistes nicht ohne solche Resultate bleiben, welche dem Schulzopf der Fachmänner nicht gefielen und deren positive Ergebnisse daher von den sogenannten Naturforschern gern ignorirt wurden. Als Leopold von Buch die alte seltsame Lehre von einem glühenden Erdinnern erneuerte und Laplace darauf sein spukhaftes Weltsystem erdachte, Alexander von Humboldt sich aber zum gefälligen Apostel so unhaltbarer Phantasien machte, da schrieb Göthe zornentbrannt: „Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche, und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen Consensus zu widersetzen den Muth hat. Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung, die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Sache kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeit sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert

die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung durch; hundert und aber hundert nachdenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man dann allgemeine Ueberzeugung der Forscher."

Besonders waren ihm die neuen überschwänglichen Ansichten vom Sternenhimmel ein Greuel und er sagte daher in Bezug auf die Mathematiker: „Sie sind wunderliche Leute; durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universalgilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann", und:

„Das ist eine von ihren alten Sünden;
Sie meinen: Rechnen, das sei Erfinden.
Und weil sie so viel Recht gehabt,
So sei ihr Unrecht mit Recht begabt.
Und weil die Wissenschaft exact,
So sei Keiner von ihnen vertract."

Im Jahre 1815 ward Göthe zum ersten Staatsminister des Großherzogthums Weimar ernannt, aber nach dem Tode des Großherzogs Karl August (1828) zog er sich gänzlich von allen Staatsgeschäften zurück und starb am 22. März 1833, 83 Jahre alt. Seine eigne Jugendgeschichte und den Gang seiner Bildung hat er in dem Werke „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung" erzählt. Sein größtes Verdienst ist, daß er, sich frei haltend von Nachahmung ausländischer Literatur, nur dem deutschen Genius folgend, die deutsche Nation zu dem Selbstbewußtsein brachte, welcher Reichthum in der deutschen Sprache und welche Tiefe und Eigenthümlichkeit in dem deutschen Gemüth liege. Was durch ihn unsere Sprache, namentlich die früher einerseits gesetzlose, andrerseits in starre Ceremonien eingezwängte deutsche Prosa gewonnen hat, ist unberechenbar. Er ist also als der eigentliche Stifter unserer Nationalliteratur zu

betrachten. Hatte sich auch schon Klopstock von der Nachahmung fremder Dichter freigemacht, so lagen doch die Gegenstände seiner Poesie der wirklichen Welt zu fern, um das Gemüth anzuziehen, während Göthe's Dichtungen dasselbe unwiderstehlich fesselten. Erst nachdem durch ihn die Deutschen zu einem Selbstbewußtsein gelangt waren, konnte sich die vaterländische Poesie reicher entwickeln.

15. Schiller.

Ungeachtet der hohen Vorzüge Göthe's ist gleichwohl Schiller als der eigentliche Nationaldichter der Deutschen zu betrachten, denn gerade weil ihm Göthe's Geistestiefe, Göthe's feine Bildung, Göthe's Wissensumfang abging, er aber dafür eine reichere Phantasie besaß, so stand er dem Volke näher, konnte auf dieses mit seinen an Pomp und Pathos reichen, glühenden Versen einwirken und von ihm verstanden werden.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 11. (nicht 10.) November 1759 zu Marbach, einem Städtchen in Württemberg, geboren. Sein Vater war ein braver, schlichter, frommer Mann, voll Talent, aber ohne höhere Ausbildung. Er war früher Wundarzt gewesen, hatte dann als Officier gedient, war bis zum Hauptmann gestiegen und dann von dem Herzoge von Württemberg als Aufseher einer großen Baumschule bei dessen Lustschlosse Solitüde angestellt. Schiller's Mutter, eine anspruchlose aber verständige Frau, die ihre Kinder zärtlich liebte, besuchte gerade in Marbach ihre Eltern, wohlhabende Landleute, als er geboren wurde. Er erhielt eine fromme Erziehung und zeigte eine so große Empfänglichkeit für religiöse Gefühle, daß er Geistlicher zu werden beschloß. Von seinem 6. bis 9. Jahre lebten seine Eltern in dem Dorfe Lorch an der badenschen Grenze, wo er von dem Pfarrer Moser den ersten Unterricht erhielt und große Fortschritte machte. Als er 9 Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Ludwigsburg und schickten ihn dort in die Schule.

Um diese Zeit besuchte er auch das Theater zum ersten Male. Es machte einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn.

Indessen stiftete der Herzog in Solitüde eine neue Schule, eine Pflanzschule für künftige Militairs, und wählte dazu unter den Officierssöhnen die Schüler selbst aus. Auch der 13jährige Schiller wurde gewählt, so ungern es der Vater auch sah. Auch Friedrich Schiller entsagte mit Widerstreben dem Gedanken, einst Geistlicher zu werden, da an der Akademie für theologische Lehrstellen nicht gesorgt war. Nach vier Jahren wurde die Schule nach Stuttgart verlegt, und Schiller bestimmte sich nun für die Jurisprudenz. Je weniger aber die auf der neuen Akademie, der nachherigen berühmten Carlsschule, vorgetragenen Gegenstände, unter denen er in der lateinischen Sprache noch die meisten Fortschritte machte, seiner Neigung zusagten, desto eifriger beschäftigte ihn das Lesen deutscher Dichter, besonders Klopstock's, Leisewitz's, Lessing's, Gerstenberg's und Göthe's, außer denen auch die Werke Shakespeare's nach Eschenburg's Uebersetzung einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Die durch das Studium dieser Dichter in ihm gestärkte poetische Kraft fing nun an, sich auch selbstbildend und schaffend zu äußern, nachdem er schon früher einzelne Versuche der Art gewagt hatte. So hatte sich die religiöse Richtung seines Gemüths in einem am Tage seiner Confirmation (1772) verfertigten Gedichte ausgesprochen, an das sich später, durch das Lesen der Werke Klopstock's und die gesteigerte Anhänglichkeit an die Bücher der heiligen Schrift veranlaßt, der Versuch eines epischen Gedichts, zu dessen Helden er Moses gewählt hatte, anschloß, welches aber unvollendet blieb, während ihn das Studium der lateinischen Sprache zur Nachbildung eines Abschnitts aus Virgil's Aeneis ermunterte, den er in Hexametern ausarbeitete und in seinem 16. Jahre im „Schwäbischen Magazin" bekannt machte.

Im Jahre 1774 machte Schiller den Anfang mit den eigentlichen Rechtsstudien, die ihm aber bald zuwider wurden. Glücklicher Weise wurde die Anstalt bald darauf durch eine medicinische Section erweitert, und dieser wandte er sich nun zu,

ohne jedoch großen Fleiß zu zeigen. Desto reger war in ihm der Wunsch, großartige dramatische Schöpfungen hervorzubringen. Unter dem Titel „der Student von Nassau" dramatisirte er einen Selbstmord, vernichtete aber sein Werk wieder. Ebenso vertilgte er ein anderes Trauerspiel, „Cosmus von Medici", bald nach seiner Entstehung, mit Ausnahme einiger Stellen, welche er später in die „Räuber" aufnahm. Das erste noch erhaltene und gedruckte Gedicht ist „der Abend" und 1777 „der Eroberer", voll wilden Feuers, roher brausender Kraft, dabei voll Schwulst, Unverständlichkeit und Unsinn. Man erkennt in diesen ersten Arbeiten noch den Sklaven Klopstock's. Auch arbeitete Schiller nicht vollen üppigen Ergusses, sondern mühsam nach langem Einsammeln der Eindrücke, Vorstellungen, Bilder. Er mußte seine Gedichte erkämpfen, erobern unter Dampfen, Schnauben und Brausen. An einem Krankenbette sitzend gerieth er einstmals in solche Bewegung, daß dem Kranken angst und bange wurde. Die klare einfache Form von Göthe's Jugendarbeiten fehlte denen Schiller's durchaus, so wie ihm der edle Tact und die Welt- und Menschenkenntniß fehlte, welche der unter glücklichern Verhältnissen aufgewachsene Göthe von vorn herein besaß. Die lyrischen Gedichte, welche ihm in jener frühern Epoche glückten, bestanden nur in Erinnerungen aus dem in sich aufgenommenen Stoffe anderer Dichter.

Nur stoßweise rückte er in der Medicin vor und gewann keinen der Preise und Orden, die in verschiedenen Graden, bis zum silbernen Stern auf der Brust, die Carlsschule gewährte. Endlich nahm er wieder einen Anlauf, vertheidigte 1780 in lateinischer Sprache seine Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", zur großen Zufriedenheit des Herzogs und verließ das Institut als Arzt bei dem Regiment Augé mit monatlich 18 Gulden Gehalt. Der hagere Mann — in Folge seiner Hagerkeit und seines langen Halses länger erscheinend, als er war — eingepreßt in eine Uniform nach altem preußischen Schnitt, mit sechs steifen Haarrollen, einem kleinen, kaum den Scheitel bedeckenden Hut,

einem gewaltigen Zopf, der schmalen roßhaarnen Binde, aus welcher der Hals schildkrötenartig herausragte, langen weißen, durch Filzunterlagen noch dicker und plumper gemachten Gamaschen, die den Unterfuß dicker als den Schenkel erscheinen ließen, mag eben nicht schön ausgesehen haben. Dabei entschädigten die matten, blinzelnden Augen unter röthlichen Brauen, die niedrige schmale Stirn, die alberne Nase — man darf sich durch die idealisirten Bilder und Büsten nicht irre führen lassen — keineswegs.

Der Regimentsarzt Schiller wohnte nun in Stuttgart in des Epigrammatisten Haug's Hause, — natürlich sehr frugal. Geldbedürftig ließ er, ohne seinen Namen, sein schon 1777 begonnenes Schauspiel „die Räuber" drucken. Die Vignette auf dem Titel war ein zorniger Löwe mit der Legende: In tirannos! Aber mit dem Selbstverlage ging es langsam, und Schiller hatte noch lange eine Papierschuld von 200 Gulden auf dem Halse. Die Exemplare thürmten sich in seiner von Tabaksrauch gefüllten, die Uniform, einen Haufen Kartoffeln, angestrichene Hosen, Bücher, Teller, Flaschen, auch ein anderes, den Augen von anständigen Personen gewöhnlich entzogenes Gefäß, einen großen Tisch und zwei Bänke in der ärgsten Confusion beherbergenden Stube.

Im Jahre 1781 forderte der Buchhändler Schwan in Manheim den Dichter auf, die „Räuber" bühnengerecht zu bearbeiten, und Freiherr von Dalberg, der Director des Manheimer Theaters, des damals berühmtesten in Deutschland, trat selbst mit Schiller in Briefwechsel. Im Jahre 1782, im Januar, erfolgte die erste Aufführung. Trotz allem Unnatürlichen, Schauderergenden, Unwahrscheinlichen, trotz allen Rohheiten und Gemeinheiten machten die Räuber in ähnlicher Weise Sensation, wie Göthe's Werther. Wie durch diesen die Selbstmorde sich mehrten, so durch die Räuber der in den jugendlichen Gemüthern damals schon spukende Freiheitstrotz. In einer großen Handelsstadt entstand eine Verschwörung der Jugend zu ähnlichen Kreuz- und Querzügen, so daß die Aufführung des Stückes untersagt

werden mußte. Man zählte sogar später die Räuber unter die Vorboten der französischen Revolution. Außerdem entstand eine Sündfluth von Räuberromanen — und Schiller wurde seitdem der Abgott aller Freiheitdürstenden, und zwar in solchem Grade, daß man selbst von der beispiellosen Feier seines hundertjährigen Geburtstags im Jahre 1859 annehmen darf, es habe ihr, freilich vielen vom Strome mit Fortgerissenen unbewußt, Manches von der Natur einer Demonstration innegewohnt. Selbst der oft widrige Pomp und Pathos in Schiller's frühern, zum Theil noch in spätern Werken, wirkte dabei mit, indem er den größern Theil des Volks, den auf geringerer geistiger Höhe stehenden, fesselte und hinriß.

Dem Herzog von Württemberg gefielen die Räuber nicht, und auch in verschiedenen Gedichten Schiller's glaubte er Verstöße gegen die dem Herrscher schuldige Ehrerbietung zu finden. Zudem wurde entdeckt, daß Schiller zwei Mal ohne Urlaub in Manheim gewesen sei, um der Aufführung seiner Räuber beizuwohnen. Die Folge davon war, daß der Dichter mit Hausarrest bestraft wurde und Befehl erhielt, außer medicinischen Schriften keine andern drucken zu lassen.

Das war peinlich für Schiller, der bereits an seinem „Fiesco" arbeitete. Er gedachte an den Dichter Schubart, der für seine Freimüthigkeit schon seit Jahren auf der Festung Hohenasperg saß, und beschloß, aus seinem Vaterlande zu entfliehen, damit zugleich aber seinen durch manche unerlaubte Genüsse contrahirten Schulden zu entgehen. Während der großen Feste, mit welchen Großfürst Paul's Gegenwart gefeiert wurde, entfloh er am 18. Sept. 1782 nach Manheim, von wo aus er seinen Fürsten um Verzeihung und um Aufhebung des lästigen Schriftstellerverbots anflehte. Auch die Vorlesung seines Fiesco ließ kalt, weil Schiller, der ein trefflicher Declamator zu sein wähnte, sein Werk in seiner schwäbischen Mundart und in ewigem Pathos unausstehlich vorlas.

Um Requisitionen seines Herzogs auszuweichen, ging er nach Darmstadt, dann nach Frankfurt. Er kämpfte mit bitterer

Noth und schaute eines Tages von der Mainbrücke in den Fluß hinab, indem er nachdachte, ob dieser oder seine Qual tiefer sei. Dann begab er sich, fortwährend unter fremdem Namen, durch Franken nach Bauerbach bei Meiningen, einem Gute der Geheimen Räthin von Wolzogen, mit deren Söhnen er in Stuttgart in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte. Die wohlwollende Aufnahme, die er dort fand, erlaubte ihm, in ungestörter Muße nicht nur seinen Fiesco, sondern auch sein Trauerspiel „Kabale und Liebe" zu vollenden, deren Grundton wiederum die polemisch durchgeführte Freiheitsidee ist. Ferner machte er den Entwurf zu „Don Carlos". Außerdem wirkte aber auch der dortige Umgang mit gebildeten und tugendhaften Frauen veredelnd auf sein sittliches Gefühl ein, das nun in größerer Reinheit aus seinen Werken widerstrahlt.

Nachdem er im Herbst des folgenden Jahres nach Manheim zurückgekehrt war, fand er durch Dalberg's Vermittlung dort eine Anstellung als Theaterdichter. Auch unterwarf er nun seine frühern Arbeiten einer strengen Kritik, welche besonders die Räuber traf. Er äußerte selbst, daß er in diesem Schauspiele Menschen zu schildern unternommen habe, ehe er solche gekannt hätte. Er arbeitete nun einige Scenen seines Don Carlos aus, die zuerst in der von ihm unternommenen Zeitschrift „Thalia" erschienen und großen Beifall erhielten. Der Herzog von Weimar, der sie am Hofe von Darmstadt vorlesen hörte, verlieh Schiller den Rathstitel.

Aber Schiller sehnte sich hinweg von Manheim, wo ihm Verdrießlichkeiten mit dem Theaterpersonal den Aufenthalt verleideten. Zwei junge Gelehrte in Leipzig, Huber und Körner, hatten an ihn geschrieben und seine Bekanntschaft gesucht. Die Einladung derselben bewog ihn, im Frühjahr 1785 nach Leipzig zu gehen, wo er einige sehr glückliche Monate verlebte. In dem nahen Dorfe Gohlis, wo noch jetzt das kleine Häuschen, in dem er wohnte, einer besondern Verehrung genießt, dichtete er sein herrliches Lied „An die Freude". Als dann Körner und Huber nach Dresden gingen, folgte ihnen Schiller nach. Der Umgang

mit geistreichen Männern, die Schönheit der Natur, der Reichthum der Stadt an Kunstschätzen fesselten ihn hier bis zum Jahre 1787. Auf einem benachbarten, Körner gehörenden Weinberge in dem Dorfe Loschwitz arbeitete er den „Don Carlos" vollends aus, der eins der schönsten Werke der dramatischen Kunst ist. Die Freiheitsidee der frühern Dramen waltet auch hier vor, ist aber in Folge des Umgangs mit edlen und gebildeten Menschen veredelter und idealer geworden. Wieland machte indeß dem Don Carlos nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß er nur ideale Geschöpfe der Phantasie enthalte, denen es an psychologischer Wahrheit fehle.

Bei dem Sammeln der Materialien zu Don Carlos war Schiller etwas tiefer in das Gebiet der Geschichte eingedrungen, und so entstand bei ihm der Entschluß, eine „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" zu schreiben, welche sich weniger durch historischen Scharfblick oder Tiefe der Forschung, als durch lebendige Darstellung und anmuthige Schreibart auszeichnet, aber ebenso, wie das umfassende Werk „Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen" unvollendet blieb. Zu den übrigen Arbeiten dieser Periode gehört der Entwurf und die theilweise Ausführung des Schauspiels „der Menschenfeind" und der Roman „der Geisterseher", welcher gleichfalls unvollendet blieb, denn es fehlte Schiller zu sehr die anhaltende geistige Kraft, um Größeres durchzuführen.

Von Dresden aus wandte er sich 1787 nach Weimar, trat hier mit Herder und besonders mit dem alten, aber noch immer jugendlichen Wieland in nähere Verbindung, machte einen Besuch in Bauerbach und hielt sich im Sommer 1788 theils in Volksstädt, einem Dorfe in der Nähe von Rudolstadt, theils in dem letztgenannten Orte selbst auf, wo er seine nachherige Gattin, ein Fräulein von Lengefeld, mit der er sich im Jahre 1790 vermählte, kennen lernte. Dort sah er auch Göthe zum ersten Male, welcher eben mit der verwittweten Herzogin von Weimar aus Italien zurückgekehrt war. Daß sich Göthe damals wenig

von Schiller angezogen fühlte, wissen wir schon, aber dennoch führte er ihn bei der geistreichen Fürstin selbst ein und vermittelte auch im Jahre 1789 seine Anstellung als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, wo er sein Amt mit der Rede begann: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Das eifrige Studium der Geschichte und des Alterthums, dem er sich von jetzt an widmete, spricht sich in den Dichtungen dieser Periode aus, in welcher außer den „Göttern Griechenlands" und dem „Künstler" noch ein Plan zu einem epischen Gedichte aus dem Leben Friedrich's des Großen entstand. Durch den Umgang mit Reinhold wurde er namentlich auf die Kantsche Philosophie aufmerksam gemacht, und dieses Studium veranlaßte mehre philosophische und ästhetische Abhandlungen, in Bezug auf welche Schlosser bemerkt: „Eine Selbsttäuschung des Dichters war es, als er auf den Gedanken kam, auch als Gelehrter zu philosophiren, denn dazu fehlte ihm die wissenschaftliche und gelehrte Durchbildung. Seine philosophischen Aufsätze, welche meist ästhetische Gegenstände behandeln, konnten dem Gelehrten nicht genügen, für das Volk aber waren sie zu dunkel."

Den Beifall, welchen seine Vorlesungen über Geschichte in Jena fanden, verdankte er nur seiner dichterischen Auffassung und blühenden Darstellung. Im J. 1790 begann er nicht nur die Herausgabe der „Historischen Memoiren vom 12. Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten", sondern auch die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", welche zuerst im „Taschenkalender für Damen" (1790—93) erschien und mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Seine dichterischen Erzeugnisse in den Jahren 1790—94 bestanden nur in Uebersetzungen aus dem Virgil und Plänen zu künftigen Arbeiten.

Im Jahre 1790 wurde Schiller mit Charlotte von Lengefeld getraut und gleich darauf vom Herzog von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die französische Republik übersandte ihm das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn im Jahre 1802 in den Adelstand.

Schon im ersten Jahre seiner Ehe verfiel Schiller in Folge des von ihm geführten unordentlichen Lebens, namentlich im Uebermaß angewandter geistiger Reizmittel, in eine gefährliche Brustkrankheit, deren Folgen sein frühes Ende herbeiführten. Durch Reisen nach Carlsbad, Erfurt und Dresden suchte er sich zu zerstreuen. Sehr erfreuend war für ihn die Zartheit, mit welcher der Prinz von Holstein=Augustenburg und der dänische Graf Schimmelmann ihm für drei Jahre ein Jahrgehalt von 1000 Thalern aussetzten; beide kannten ihn nicht persönlich und fühlten sich nur durch die Achtung vor seinem dichterischen Talent und durch den Wunsch, seine Lage sorgenfreier zu machen, zu dieser Handlung bewogen. Eine Einladung, nach Kopenhagen zu kommen, konnte er wegen Kränklichkeit nicht annehmen; dagegen reiste er im Sommer 1793 mit seiner Frau nach seinem Vaterlande Württemberg zu seinen Eltern. Der Herzog von Württemberg, den er in seiner Jugend durch seine Flucht aus Stuttgart beleidigt hatte, lebte zwar noch, dachte aber zu edel, um ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, ging er mit neuer Lust an seine schriftstellerischen Arbeiten. Er schrieb an seinem „Wallenstein" und wurde jetzt auch mit Göthe befreundet, der sich bisher noch immer fern von ihm gehalten hatte. Mit ihm, Herder und andern großen Geistern vereinigte er sich zur Herausgabe der Zeitschrift „Horen", welche, wie wir schon wissen, den gehofften Fortgang nicht hatte. Seine Gesundheit schien wieder fester werden zu wollen, und ein großer Theil seiner Gedichte fällt in diese fruchtbare Zeit. Das Jahr 1797 nannte Schiller selbst sein Balladenjahr, und wirklich fallen in dasselbe außer dem Reiterlied, der Taucher, Handschuh, die Bürgschaft, der Ring des Polykrates, der Gang nach dem Eisenhammer, die Kraniche des Ibycus (die er vorher dem Archäologen Böttiger mittheilte, anfragend, ob kein Verstoß gegen das Alterthum vorkomme), und die vollendetste von allen, der Ritter Toggenburg. Das nächste Jahr dichtete er die Bürgschaft und den Kampf mit dem Drachen.

Sein „Wallenstein“ machte ihm hinsichtlich der Bewältigung und Vertheilung des Stoffes viel Mühe, bis er ihn nach Göthe's Rath in die drei Abtheilungen „Wallenstein's Lager“, „die Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“ zerfällt hatte. Erst arbeitete er ihn in ungebundener Rede, dann rhythmisch aus. In dem Sommer 1798 brachte er endlich die Piccolomini zu Stande. Zur Eröffnung des von Thouret neugebauten Weimarschen Theaters bearbeitete er Wallenstein auch für die Bühne, und Göthe gab ihm für's „Lager“ neue Motive zum Kapuziner aus Abraham von Sancta Clara. Mit Wallenstein trat die altgriechische Schicksalsidee wieder in die dramatische Welt ein.

In dem Jahre 1799 erschien von Schiller noch ein Meisterstück didaktisch-lyrischer Art, „die Glocke“. Sogar die Glockengießerei zu Rudolstadt hatte er dazu besucht und Krünitz' Encyclopädie nachgelesen. Humboldt erklärte, in keiner Sprache ein Gedicht gefunden zu haben, das in einem so kleinen Umfange einen so weiten Kreis eröffne, die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen durchgehe, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeige.

Im November 1799 siedelte Schiller nach Weimar über, um dort seine „Maria Stuart“ zu schreiben. Göthe hatte in der letzten Zeit einen steigend wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Er hatte sich von der Kantschen Philosophie unabhängig gemacht; er war jetzt für die Selbstständigkeit der Kunst gegenüber der Moral, Natur, Vaterlandsliebe; er war Kosmopolit geworden. Dabei lebte er heiter im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, besonders nachdem er sich ein kleines, aber bequemes Haus gekauft hatte. Von jetzt an widmete er sich besonders den dramatischen Arbeiten. „Maria Stuart“ erschien 1800, die „Jungfrau von Orleans“ 1801, die „Braut von Messina“ 1803, „Wilhelm Tell“ 1804, in welchem letztern die Grundidee von Schiller's Lebensansicht, der Sieg der Freiheit, so klar hervortritt, daß man sich oft veranlaßt gesehen hat, dessen Aufführung zu untersagen. Daneben bearbeitete er Sha-

kespeare's „Macbeth", Gozzi's „Turandot" und Racine's „Phädra" für das Theater.

Sein letztes Drama, „Demetrius", blieb unvollendet. Sein Gesundheitszustand hatte sich fortwährend verschlimmert, seine Gesichtsfarbe war immer fahler geworden, seine hohe Gestalt brach zusammen. Mitte Januar 1805 bekam er, indem der harte Winter mitwirkte, einen Anfall von katarrhalischem Fieber, litt an Husten, heftigen Leibschmerzen und Obstruction. Starkes Fasten erschöpfte ihn noch mehr; doch war er heiter, besonders wenn man ihm seine jüngsten Kinder brachte. Die Kinder überhaupt liebte er ungemein und konnte sich mit ihnen als Löwe und Hund auch wohl auf allen Vieren im Zimmer herumhetzen. Seine Schwäche steigerte sich bis zu Ohnmachten, vor deren Eintritt er gern seine Frau entfernte. Doch war er immer freundlich und seinem treuen Wärter Voß hingegeben. Mußte dieser doch bei dem Kranken seine Pfeife rauchen, damit er den lang versagten Tabak wenigstens auf dem Wege des Geruchs genieße.

Noch ein Mal erhob er sich von seinem Lager, besuchte sogar den selbst erkrankten Göthe und sank dann schwerer als zuvor in neue Krankheit zurück. Am 9. Mai 1805 trat Bewußtlosigkeit ein. Er begann lateinisch zu sprechen. Ein Glas Champagner war sein letzter Labetrunk. Endlich stockte der Athem. Der am Bette knieenden Gattin drückte er noch leise die Hand. Gegen 6 Uhr Abends fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt fiel zurück; die vollkommenste Ruhe verklärte das Angesicht des Todten.

1826 wurde sein Leichnam in die neue fürstliche Gruft gebracht. Dort ruht der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, unter dem Weimar ein deutsches Athen war, zwischen seinen beiden größten Dichtern: Göthe und Schiller.

Wir haben treu erzählt; der Geschichtschreiber soll wahrhaft sein. Wir haben daher Schiller's Mängel und Schwächen nicht verschwiegen, aber seinem dichterischen Feuer auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir haben ihm zugestanden, daß er der

wahre Nationaldichter Deutschlands sei. Göthe und Schiller ergänzten sich indeß gewissermaßen. Der Eine war der Vertreter des Realen, der Andere der des Idealen; der Eine repräsentirt den Verstand, der Andere die Phantasie. Höchst müßig ist daher der oft geführte Streit, welcher von Beiden größer sei. Jede Antwort kann nur eine subjective sein. Am schönsten sprach sich Göthe selbst in dieser Beziehung aus: „Nun streitet sich das Publicum seit 20 Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; sie sollten sich freuen, daß überall ein Paar Kerle da sind, über die sie streiten können."

„Der Charakter der Schillerschen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem eignen Charakter treu bleiben, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius ist der idealisirte Ausdruck der Gesammtheit. Die Deutschen finden sich in demselben in verklärter Gestalt, in gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor Allem Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorstellungen, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge." Ancillon, Zur Vermittlung der Extreme, II, S. 163.

16. Mozart und Beethoven.

Gern widmeten wir noch so manchem andern großen Dichter der Deutschen, welcher in jenen letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts blühte, ein näheres Eingehen, aber der Raum ruft uns ein unerbittliches Veto zu.

Auch indem wir einen Blick auf die musikalischen Zustände jener großen Zeit werfen, müssen wir uns auf die Schilderung zweier hervorragender Heroen beschränken.

Wie in jeder Hinsicht, so steht auch in der Musik das 18. Jahrhundert auf einem Höhenpunkte, der wohl nie wieder erreicht werden wird. Wie in der Dichtkunst keine neuen Bahnen mehr eröffnet werden können, sondern all unser Streben nur auf eine Nachahmung der unerreichbaren Größen vergangener Zeit beschränkt bleiben kann, ebenso ist auch den Musikern unsrer

Zeit nur die Nachahmung verstattet. Sobald sie über diese hinausgehen wollen, verfallen sie in das Verzerrte und können nur dem schreiendsten Ungeschmack für kurze Zeit gefallen.

Wolfgang Amadeus Mozart war der Sohn eines ausgezeichneten und seiner Zeit auch in weiteren Kreisen bekannten Musikers, des zweiten Musikdirectors an der erzbischöflichen Capelle zu Salzburg, Leopold Mozart, und wurde am 27. Jannar 1756 zu Salzburg geboren. Im 6. Lebensjahre leistete er im Clavierspiel bereits so Bedeutendes, daß sein Vater sich entschloß, mit ihm und seiner etwas ältern Tochter Maria Anna nach München und Wien zu reisen. Die jungen Virtuosen erregten an beiden Orten das größte Aufsehen; sie wurden selbst Lieblinge der kaiserlichen Familie und mit Ehren überschüttet. Nach einem längern Aufenthalt in der Heimath, der diesem ersten Ausfluge folgte, machte Wolfgang mit dem Vater und der Schwester eine größere Reise durch Deutschland, ging dann, von der Mutter begleitet, nach Paris, wo er ein halbes Jahr lang verweilte und auch seine ersten Clavier-Sonaten im Druck erscheinen ließ. Von da ging er nach England und den Niederlanden. Nach einer gefährlichen Krankheit, die ihn in Amsterdam befiel, besuchte er im Jahre 1766 noch ein Mal Paris, ging dann nach der Schweiz und kehrte noch in demselben Jahre über München nach Salzburg zurück. Nach zwei Jahren erst reisten die Geschwister Mozart wieder nach Wien, wo Wolfgang vom Kaiser Joseph II. der Auftrag wurde, eine komische Oper, La finta simplice, zu componiren. So sehr dieses Werk von bedeutenden Künstlern anerkannt wurde, so gelang es doch den Intriguen der Neider und Feinde Mozart's, die Aufführung zu hintertreiben. Einiger Ersatz für diese Kränkung ward dem jungen zwölfjährigen Meister durch die glänzende Aufnahme, welche die von ihm zur Einweihung der Waisenhauskirche geschriebene und selbst dirigirte Kirchenmusik fand, deren Aufführung der kaiserliche Hof beiwohnte. Nach Salzburg zurückgekehrt, ward er Concertmeister bei der erzbischöflichen Capelle — freilich nur mit 30 Gulden jährlichem Gehalt.

Doch schon im Jahre 1769 legte er sein Amt wieder nieder und begab sich mit seinem Vater nach Italien. Hier wurde er bald der Gegenstand des höchsten Erstaunens und erregte besonders in Rom dadurch ein fast beispielloses Aufsehen, daß er das damals noch so streng geheim gehaltene Miserere nach zweimaligem Anhören in der sixtinischen Capelle aus dem Gedächtnisse vorspielte und aufschrieb. Er wurde dafür Ritter vom goldenen Sporn, so wie ihn auch die philharmonische Akademie zu Bologna zum Mitgliede und Capellmeister ernannte. Von Neapel, wo man sein vollendetes Spiel einem Zauberringe zuschrieb, ging er im Jahre 1770 nach Mailand und componirte hier seine erste Oper „Mithridates", welche 20 Mal nacheinander aufgeführt wurde. Ruhmgekrönt kehrte er nach Salzburg zurück, übernahm hier im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia die Composition der zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand bestimmten Serenade und begab sich dann wieder nach Mailand, wo er noch die Oper „Lucio Silla", welche 26 Mal nach einander zur Aufführung kam, ferner zwei große Messen, die komische Oper La finta giardiniera und mehre andere Musikstücke componirte. Im Jahre 1776 unternahm er eine zweite Reise nach Paris, in der Absicht eine Oper daselbst zur Aufführung zu bringen; aber die kalte Aufnahme von Gluck's „Alceste", welche damals zum zweiten Male in Scene gesetzt wurde, so wie der Tod seiner Mutter bestimmten ihn zur Rückkehr nach Salzburg. Von hier endlich ging er in seinem 24. Jahre wieder nach Wien und trat in die Dienste des Kaisers, die er seitdem nicht wieder verließ. So sehr man aber in Wien Mozart's Genie anerkannte, so sehr man ihn daselbst in den höchsten Kreisen liebte, so wenig that man in materieller Beziehung für ihn. Er mußte vom Unterrichtgeben und dem äußerst dürftigen Ertrage seiner Compositionen leben. Dennoch hatte er eine so große Vorliebe für Wien und so viel Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, daß er einen Antrag des Königs von Preußen, mit einem Jahrgehalt von 3000 Thalern nach Berlin zu kommen, ablehnte und es vorzog, die Stelle eines kaiserlichen

Kammer=Componisten mit einem Gehalt von 800 Gulden anzunehmen — obschon ihm in Wien diese kleine Rente ohne den vorausgegangenen glänzenden Antrag des Königs von Preußen nimmer angeboten wäre.

Jetzt, also etwa von dem Jahre 1780 an, beginnt die glänzendste Periode in Mozart's Künstlerleben. In einem Zeitraum von 11 Jahren schuf er jene Meisterwerke, welche seinen Namen für alle Zeiten verewigt haben. An das letzte derselben, das „Requiem", knüpft sich eine schaurige Sage, welche nie hinlängliche Aufklärung gefunden hat. Eines Tages, so erzählt man, tritt ein Unbekannter zu Mozart ein und bringt ihm einen Brief ohne Unterschrift, in welchem ihm die Composition einer Seelenmesse aufgetragen und zugleich um den Termin der Ablieferung und den Preis gefragt wird. Mozart willigt in die Uebernahme des Auftrags und fordert 100 (nach Andern 200) Ducaten, bedingt sich aber die Zeit der Ablieferung nach seiner Willkür. Der geheimnißvolle Bote erscheint nach einigen Tagen wieder und bringt einen zweiten anonymen Brief, in welchem mehr noch als die festgesetzte Summe enthalten ist, so wie auch die Versicherung, daß man die Zeit der Ablieferung dem Componisten überlassen wolle, ohne ihn zu drängen. Bald darauf wird Mozart mit der Composition einer Oper für die Krönung zu Prag („Titus") beauftragt und ist eben im Begriff, dahin abzureisen, als ihm am Wagen jener Unbekannte entgegentritt und nach der Seelenmesse fragt. Mozart verspricht sie nach seiner Rückkehr schnell zu fördern und thut dies auch mit so großem Fleiß und Eifer, daß das Werk schnell seiner Beendigung naht. Erschöpft von so großen Anstrengungen fällt aber der Künstler in Schwermuth. Das Agnus Dei im Requiem wird zu seinem Schwanengesang. Ganz entkräftet starb der große Mann am 5. December 1791.

Die Werke Mozart's, deren Zahl sich auf mehr als 400 beläuft, hier anzuführen, würde ganz unmöglich sein. Keinen Zweig der Musik gibt es, in welchem Mozart nicht Ausgezeichnetes geleistet hätte. In Vielem ist er unübertroffen geblieben.

Wir haben von ihm Messen, Psalmen, Motetten, Oratorien, Cantaten, Symphonien, Divertissements, Sonaten für Violine, Clavier, Horn 2c., Concerte, Trios, Quartette 2c., Lieder, Kanons und Opern. Diese letzteren sind das Größte, was dieser Meister geschaffen hat, denn in der Kirchenmusik stehen ihm die alten italienischen Meister, dann Händel, Sebastian Bach mit ihrer unendlichen Kraft und religiösen Begeisterung überlegen gegenüber, in der Symphonie, im Quartett und in der Sonate überragt ihn der unerreichbare Beethoven — ob ihn aber in seinen Opern „Don Juan" und „Zauberflöte", was das Musikalische anlangt, irgend ein Meister übertrifft, ist noch ungelöste Frage. Wir glauben es nicht, und um so weniger, als er mit den Mängeln schlechter Textbücher zu kämpfen hatte und dennoch so Schönes und allen Zeiteinflüssen Trotzendes zu schaffen verstand.

Die Mozartsche Musik gehört, wenn wir sie im Allgemeinen auffassen, nicht der deutschen, noch irgend einer andern Nation an; sie gehört der Welt. Ihre Eigenthümlichkeiten aber erklären zu wollen, würde man Unmögliches wagen, denn wir fühlen wohl das Außerordentlich , das Erschütternde, aber das Geheimniß, wie Mozart dasselbe schaffen konnte, bleibt uns verborgen. Seine Harmonien, in einander verschlungen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, erscheinen alles irdischen Stoffs ledig und schwingen sich, das Nahe mit dem Fernen verbindend, zu einer Höhe, von wo herab sie wie Geister in übernatürlicher Sprache zu unserm Herzen sprechen. Oft tönen sie wie eine Stimme des Jenseits, wie eine Ahnung des Unendlichen in unserer Seele, oft eilen sie mit dem unnachahmlichsten Gepräge kindlicher Unschuld schäkernd an uns vorüber, und dann wieder versetzen sie das Herz mit magischer Gewalt in süße Wonne, in ein seliges Behagen, für dessen Entstehen man keine Rechenschaft zu geben weiß. Das eben ist das Außerordentliche in der Musik Mozart's, daß er, ungeachtet der überall ihm treu bleibenden, überall sich kundgebenden Kindlichkeit, in der Bezeichnung jeder Empfindung, der zartesten wie der stärksten, der Freude wie des

Schreckens, gleich groß dasteht, indem er Alles in eine verborgene Beziehung zu dem Unsichtbaren, zu dem Ueberirdischen in Welt und Menschen zu bringen weiß. Deswegen erscheint bei ihm selbst das Abschreckende und Gräßliche geläutert und geadelt, wenigstens in einer mildern Gestalt. Seine Melodien, innig verwebt mit der Harmonie, nicht erdrückt und übertäubt von derselben, bewegen sich stets in den schönsten, wohlklingendsten Wendungen und setzen Kenner wie Laien in Entzücken. Darum ist Mozart's Musik durchaus rein und selbstständig und verständlich ohne Poesie; darum aber steht auch Mozart da als der größten Meister einer, ja wohl als der größte, denn Gluck, Haydn und Beethoven, in Einzelnem wohl ihm gleich und selbst ihn übertreffend, umfassen dennoch nicht das Gesammtreich der Tonkunst so gewaltig, wie er, sprechen nicht Jeden so herzlich an, wie er.

Gleich liebenswürdig steht der große Künstler auch als Mensch da. Wahr, anspruchslos, mild, freundlich und dankbar bewahrte er bis zu seinem Tode ein wahrhaft kindliches Gemüth, kümmerte sich in seinem Streben nicht um das Treiben der Welt und erfüllte seine gesellschaftlichen Pflichten mit uneigennütziger Gewissenhaftigkeit. Der Vormittag war den Tönen gewidmet und meist traf man ihn componirend im Bette. Fast einzige Erholung gewährte ihm das Billard, das er leidenschaftlich liebte. Von kleiner, unansehnlicher Gestalt, machte sein blasses Gesicht auf den ersten Anblick wenig Eindruck, aber bald erkannte man im Auge den schöpferischen Genius, der ihn zu allem Herrlichen und Edeln begeisterte.

Mozart hinterließ eine Wittwe, die sich später wieder verheirathete und erst am 6. März 1842 zu Salzburg starb. Von seinen beiden Söhnen hat sich der jüngere, Wolfgang, geb. zu Wien 26. Juli 1791, gestorben zu Karlsbad 30. Juli 1844, als Pianofortespieler und Componist rühmlich bekannt gemacht.

Ludwig van Beethoven war der Sohn eines Tenorsängers bei der ehemaligen kurfürstlich cölnischen Capelle zu Bonn. Er ward daselbst am 17. December 1770 geboren.

Sein Vater entdeckte gar bald die ungewöhnlichen musikalischen Anlagen des Sohnes und ertheilte diesem den ersten Unterricht in der Tonkunst, mußte ihn aber bald der Leitung des Hoforganisten van der Eden anvertrauen, da seine Kräfte nicht mehr ausreichten, indem der Schüler den Lehrer übertraf. Bald konnte der junge Claviervirtuose sich vor dem Kurfürsten hören lassen, und dieser ließ ihn nun auf seine Kosten von van der Eden täglich eine Stunde unterrichten. Nach van der Eden's Tode (1782) wurde Neefe zu dessen Nachfolger gewählt, und auch an ihm fand Beethoven einen treuen Lehrer. Schon im 11. Jahre studirte er Bach's „wohltemperirtes Clavier", und seine ersten Sonaten und Lieder componirte er im 13. Jahre. Ein großes Glück war es für ihn, sich schon früh nach den besten Meistern bilden zu können. Beethoven's Eltern wohnten in dem Hause des Musikalienhändlers Simrock, und Ludwig hatte auf diese Weise eine Bibliothek, wie wohl wenige angehende Componisten.

Als Neefe 1790 durch die Kriegsunruhen sich veranlaßt fand, seinen Posten zu verlassen, empfahl er den jungen Beethoven als einen würdigen Nachfolger, und wirklich erhielt dieser 1791 den Titel als Hoforganist. Aber schon 1792 schickte ihn der Kurfürst auf seine Kosten nach Wien zu Haydn, um sich bei diesem Meister in der Composition noch mehr auszubilden. Bach, Händel, Mozart und Haydn wurden jetzt emsig durchstudirt. Drei heitere Trios für Pianoforte, Violine und Violoncello, so wie vier Hefte Variationen für das Pianoforte waren die ersten Früchte dieser Studien — und sie waren seiner würdig. Als Haydn 1794 nach London ging, übergab er seinen geliebten Schüler dem großen Contrapunktisten Albrechtsberger, welcher sich mit Liebe seiner annahm, bis Haydn zurückkehrte und auch später sein treuer Rathgeber und Freund blieb.

Nun begann Beethoven's Genius die Schwingen zu regen und sein kühner Flug trug ihn schon nahe an Mozart's und Haydn's Seite. Da aber seine Compositionen eine Entwicklungsphase in der Musik überhaupt bezeichneten, da sich bei ihm schon

ein Uebergang von der ältern zu der neuern Musik, welche mehr durch Tonmassen zu wirken sucht, bemerklich machte, so fand er nicht überall Anklang. Namentlich machte er in Leipzig, wo er ein großes Concert gab, wenig Glück.

1801 starb der Kurfürst von Cöln, und Beethoven verlor damit die Aussicht auf eine Anstellung in Bonn. Da aber in Wien sich überall Gelegenheit für sein Talent bot und auch die Musikalienhändler sich schon um seine Compositionen stritten, so beschloß er in Wien zu leben und zu schaffen. So blieb er also in der Kaiserstadt, und diese hat die Ehre, daß in ihren Mauern die herrlichsten Werke entstanden, — eine Ehre, welche die Wiener aber auch zu schätzen wußten, denn als Beethoven 1809 einen Ruf als Capellmeister an den damaligen königlich westphälischen Hof erhielt, fanden sich Kunstfreunde genug, welche, den Erzherzog Rudolph an der Spitze, dem Meister eine namhafte Jahresrente (4000 Gulden) garantirten, um ihn in Wien zu erhalten. Kurz zuvor hatte Beethoven einen ehrenvollen Ruf nach England ausgeschlagen.

So, ohne hemmende äußere Verhältnisse, wenig berührt von der Außenwelt, die ihn, gleichwie er sie, wenig verstand, und noch mehr isolirt und in sich gedrängt durch ein Gehörübel, das allmälig bis zu fast völliger Taubheit sich steigerte, erdachte er seine neuen Symphonien, jene Quartetten voll tiefsinniger Speculationen und geheimnißvoller Offenbarungen, schuf er jene Claviersonaten, die bald eine besondere Gefühlsreihe, ein einzelnes Erlebniß aus dem Seelenleben auszusprechen, bald der Widerschein einer abgeschlossenen Individualität zu sein scheinen. Stiefmütterlich behandelt vom Leben, das ihm manche seiner schönsten Blüthen nur als taube Hülsen zuwarf, in fruchtlosem Sehnen nach dem Frieden des Familienlebens, der erquickenden Wechselrede, des Klanges der Menschenstimmen entbehrend, zog er sich zurück zu still innerlichem Weben und Bilden in die Zauberwelt seiner Phantasie, und holte aus ihren Tiefen jene Schätze, die, wie fremd und scheues Staunen erregend sie auch

anfangs waren, doch bald der Nachwelt ein heiliges Erbtheil geworden sind.

1826 begann seine sonst rüstige Gesundheit zu wanken, und bald zeigte es sich, daß sein Uebel — Brustwassersucht — nicht zu heben sei. Er starb 26. März 1827. Seine letzten Worte waren: „Plaudite amici, comoedia finita est! Habe ich es nicht immer gesagt, daß es so kommen wird!"

17. Senefelder.

Bevor wir zu unsrer politischen Geschichte zurückkehren, sei noch eines Mannes gedacht, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Kunst von höchster industrieller Wichtigkeit erfand: wir meinen Aloys Senefelder und den von ihm erfundenen Steindruck (Lithographie).

Aloys Senefelder, geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit seinem Vater, einem Schauspieler, in sehr früher Jugend nach München, ging hier später ebenfalls zum Theater über, verließ dasselbe aber schon nach einigen Jahren wieder und wandte sich der Schriftstellerei zu. Endlich faßte er den Plan, eine Druckerei zu errichten. Da ihm aber das Geld dazu fehlte, so machte er Versuche, ob man nicht in minder kostspieliger Weise Geschriebenes und Gezeichnetes copiren könne. So erfand er den Steindruck oder den lithographischen Druck, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Färbung und der Abdruck des Geschriebenen oder Gezeichneten nur auf einer sinnreichen Benutzung der Cohäsion zwischen allen fetten Materien und der Nichtcohäsion zwischen Wasser und Fett beruht. Zunächst erfand er die vertiefte Art des Steindrucks, bei welcher die Zeichnung in den Stein eingegraben wird, dann die erhabene Manier. Wir werden weiter unten mehr über beide Arten sprechen.

Der Mangel an Geld hinderte Senefelder, seine Erfindung zu verfolgen. Einige Versuche, dieselbe auf Notendruck anzuwenden, gelangen anfänglich; später aber mißlangen sie aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse und brachten die Unter-

nehmer, welche das Geld vorgeschossen hatten, in großen Verlust, die Erfindung aber in Mißcredit. Senefelder ließ sich indeß nicht abhalten, die Vervollkommnung seiner Erfindung und deren Anwendung auf allerlei Gegenstände zu verfolgen, und so gelang es ihm endlich, eine chemische Steindruckerei zu Stande zu bringen. Er zog nun seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab, und erhielt zugleich 1799 von dem Kurfürsten von Bayern ein Privilegium auf 15 Jahre. Bald nachher traten Beide mit dem Musikalien-Verleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thaler für die Erfindung zahlte, und ließen sich nun in Offenbach nieder. Man beschloß in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien zu suchen, und Senefelder reiste deshalb nach London. Er machte einen Bruder André's mit den Handgriffen des Steindrucks bekannt, veruneinigte sich jedoch wegen des Privilegiums mit André, trennte sich von ihm und ging 1800 mit seinen Brüdern nach Wien.

Während dann Senefelder's Brüder wieder nach München zurückkehrten, schloß er selbst mit dem kaiserlichen Hofagenten von Hartl einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn. Die Proben auf Papier und Kattun, welche man machte fanden den ganzen Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission. Inzwischen war auch Gleißner in Wien angekommen, und Beide fingen nun wieder an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag die Kosten nicht deckte, so überließ Senefelder das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, setzte seine Hoffnung auf die Kattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St. Pölten eine Kattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab Als er inzwischen erfuhr, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe, so begab er sich selbst nebst Gleißner 1806 nach München, wo er durch Vorschüsse und Empfehlungen des Hof- und Centralbibliothekars, Freiherrn von Aretin, die Steindruckerei bald in große Aufnahme brachte. Im Jahre 1809 erhielt er die Auf-

sicht über die inzwischen unter der Direction Utzschneider's bei der königl. Commission des Steuerkatasters für Landkarten eingerichtete Steindruckerei, mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Aretin besorgen zu dürfen. In eine sorgenfreie Lage versetzt, strebte er nun, den Steindruck nach allen Richtungen hin zu vervollkommnen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Noch 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken, welche den Oelgemälden glichen, und 1833 gelang es ihm, solche mit dem Stein gedruckte Oelgemälde auf Leinwand überzutragen. Er starb zu München 26. Febr. 1834.

Der bei der Lithographie angewendete Stein (lithographischer Stein) ist eine besondere Art des Kalkschiefers, welcher in Platten von $\frac{1}{2}$—5—6 Zoll Dicke bricht, von gelblicher oder graulicher Farbe ist, ein gleichförmiges feines Korn und muscheligen Bruch besitzt und sich am besten in der Gegend von Solenhofen und Pappenheim bei Eichstädt, so wie zwischen Donauwerth und Nördlingen findet. Unter dem Namen Solenhofer Stein wird er nach allen Theilen der cultivirten Welt versendet. Will man nun Steindruck in erhabener Manier vorbringen, so macht man auf den vorher sehr glatt geschliffenen Stein Zeichnungen mit einer Tusche, die fettige und alkalische Bestandtheile hat, worauf man den Stein mit einer verdünnten Säure, dann mit in Wasser gelöstem arabischen Gummi präparirt, ihn darauf anfeuchtet und mit einer mit feiner Druckerschwärze gefärbten Walze überfährt. Hierbei nehmen die feuchten Stellen die Druckerschwärze nicht ab, sondern nur die mit fetter Tinte ausgeführten Zeichnungen, welche sich folglich auch allein abdrucken, wenn man den Stein unter eine Presse bringt und auf Papier abdruckt. Bei dem Steindruck in vertiefter Manier wird die Zeichnung in den Stein gestochen, geschnitten oder geätzt, die ganze Platte mit feiner Druckerschwärze überzogen, wieder abgewischt, damit die Farbe nur in den Vertiefungen haften

bleibe, und dann unter starkem Druck der Presse die Zeichnung auf das Papier übergetragen werde.

18. Der neue Kaiser.

Kehren wir nun zurück zu dem Allgewaltigen, der sein großes Ziel erreicht, die Stürme in Frankreich selbst beschworen, ganz Europa in Schrecken gesetzt, allem Anscheine nach fest und unerschütterlich seine Despotie begründet hatte. Alles, was ferner geschah, war nur Entfaltung, nur Ausdruck dessen, was längst in Buonaparte's Seele begründet war. Wie er Frankreich gedemüthigt, so hoffte er auch Europa sich zu unterwerfen. Stufenweise, aber rasch war er, von ungeheuerm Glück begünstigt, zu einer Höhe emporgestiegen, von der herab er verachtend auf Alles niederschaute; doch reizte auch das Verachtete seine unersättliche Leidenschaft, die Herrschaft der Welt zu gewinnen. Und Alles begünstigte ihn. Eine geübte, an Sieg gewöhnte Armee stand zu seiner Seite. Die Macht des Staates, in der Meinung der Menschen durch seines Herrschers gefürchtete Größe noch erhöht, wurde überall mit geheimem Grauen anerkannt. Die Nachbarstaaten waren durch die erfolglos geführten Kriege geschwächt und entmuthigt. Künstlich wußte er, was einig war, zu trennen, was bereits zwieträchtig, vollends auseinander zu reißen, was vereint unbesieglich gewesen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, welcher die meisten Staaten Europas seit langer Zeit gefesselt, aus dem sie noch immer nicht völlig aufgeschreckt waren, beförderte alle Plane des Nierastenden. Jeder neue Sieg über den Einen schreckte und lähmte den Andern. Der Glaube an seine Unüberwindlichkeit ward immer allgemeiner, und er war es um so mehr, als man kaum zu zweifeln wagte, daß er es sei. Wohl herrschte durch Europa noch ein Gefühl von Rechtlichkeit, allgemeiner aber das Bewußtsein der Ohnmacht. Während Alle sorgsam und ängstlich auf die Mittel sannen, sich zu erhalten, ergriff er rasch, gleichgiltig gegen Ehre, Gesetz und Recht, die seinigen, und war mächtiger als Alle, weil er Alles

für sich zu benutzen verstand, weil alle Gewalten der Erde ihm dienstbar waren und er Schwäche, Treulosigkeit und Verrath zu seinen Werkzeugen zu brauchen wußte. Eine Schaar von Emporkömmlingen, deren Existenz bald unauflöslich an die seinige gebunden war, die in den Greueln der Revolution sich abgehärtet und, ihm verwandt durch Leidenschaft und Schlechtigkeit, blinde Diener seines Willens waren, arbeitete für seine Plane. Sein eigner eiserner Wille stand der Willenlosigkeit, Unentschlossenheit und Halbheit, seine wahrhaft ungeheure Kraft der Schwäche, Schlaffheit und Trägheit der Völker und Cabinete entgegen. So ging er denn als Sieger aus jedem Kampfe hervor und erzwang Alles, was er wollte, bis die Völker und Fürsten endlich erwachten, mit neuem ernsten Willen, mit beharrlicher Kraft für Recht und Gerechtigkeit sich ihm vereint entgegenstellten.

Das Jahr 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Auch die russische Vermittelung blieb erfolglos. Indeß bereitete Napoleon neue Plane. Er wollte seine Dynastie dadurch stärken und sichern, daß er auch seinen Brüdern Throne verschaffte, das Geschlecht der Napoleoniden in Europa herrschend, alle Staaten aber von sich abhängig machte. Auf Italien, wo er zuerst seine Macht gegründet, richteten sich auch jetzt zunächst seine Blicke. Die Republiken, welche er geschaffen, sollten aufhören. Am 15. März erklärte in Paris die Staatsconsulta der sogenannten italienischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel, der mehr besagte, als er noch enthalten konnte, deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai setzte sich Napoleon im Dome zu Mailand die eiserne Krone der Lombardei, die den deutschen Kaisern so viel Kampf und Blut gekostet hatte, mit den Worten auf: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!" Hierauf ernannte er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von Italien. Die ligurische Republik wurde auf ihr knechtisches Ansuchen in Form dreier Departements Frankreich einverleibt. Lucca that ein Gleiches, wurde mit dem Fürsten-

thum Piombino vereinigt und Napoleon's Schwester Elisa und deren Gemahl Bacciochi, einem Italiener, als Vasallenstaat gegeben. Auch Parma, Piacenza und Guastalla wurden französische Departements. Sogar die batavische Republik erhielt monarchischen Zuschnitt, denn der Rathspensionair Schimmelpennink, so wie Ministerium und Staatsrath waren Knechte Napoleon's.

Also verfuhr Napoleon mit den Töchterrepubliken, also geschahen die Einleitungen zu dem Plane, seine Familie als Vasallen des französischen Kaiserreichs nach und nach auf die Throne Europas zu bringen. Die europäischen Mächte aber wurden durch diese unerhörten Gewaltstreiche mit Erbitterung und mit Furcht vor Napoleon's Ehrgeiz erfüllt. Auch Rußland brach mit Frankreich alle Verbindungen ab und schloß mit England, das stets feindselig gegen das Nachbarland geblieben war, im April 1805 den sogenannten Concerttractat. Schweden hatte sich schon vorher mit Rußland verbunden. Nur das deutsche Reich blieb theilnahmlos, weil es in sich zerfallen war. Des Kaisers Macht, die stets eine zweifelhafte gewesen, war zunächst durch den dreißigjährigen Krieg, dann durch die Erhebung von Preußen gebrochen. Dieses Letztere, fortwährend auf Vergrößerung seiner Macht bedacht, hielt es für zweckmäßig, jetzt neutral zu bleiben, während Oesterreich der neuen Coalition gegen Napoleon beitrat.

Frankreich war damals im Innern beruhigt, wurde durch eine militärisch organisirte Administration zusammengehalten und war durch eine Reihe von Staaten gegen Osten geschützt. In den französischen Häfen geschahen außerordentliche Rüstungen. Allgemein glaubte man, es gelte einer Landung in England, da wandte sich mit einem Male die französische Armee gegen Deutschland. Am 23. September erklärte Napoleon dem Senat seine Abreise zur Armee, ordnete die erste Conscription für 1806 an, sammt der Organisirung der Nationalgarden, und folgte nun der Armee, die am 25. und 26. auf verschiedenen Punkten über den Rhein ging. Freudig ward er empfangen von den Fürsten,

die um eigner Machtentfaltung willen eben die Unabhängigkeit von Kaiser und Reich zu erringen trachteten, welche Preußen bereits besaß. Schon am 2. October schloß der Kurfürst von Württemberg mit Napoleon in Ludwigsburg ein Bündniß, das dem Letztern neue Truppen zuführte. An demselben Tage vereinigte sich auch schon das Heer des Kurfürsten von Bayern mit der französischen Armee. Am 3. October erzwang sich Bernadotte mit seinem Corps den wenig gehinderten Durchzug durch die neutralen preußischen Besitzungen in Franken und bedrohte die Oesterreicher schon am folgenden Tage in der Flanke und vom Rücken her. Schon am 8. ward von den Franzosen unter Mürat bei Wertingen ein bedeutender Sieg erfochten. Am 10. schloß Napoleon in Eßlingen ein Bündniß mit Baden. Dann täuschte er die Oesterreicher, welche unter dem langsamen und feigen Mack bis Ulm vorgedrungen waren, durch verstellte Züge so, daß er sie bald von allen Seiten einschloß. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; 25,000 auserlesene österreichische Truppen streckten das Gewehr.

Indeß schien für einen Augenblick Napoleon's Glück zu wanken. Die von ihm geschaffene französische Flotte wurde von dem englischen Seehelden Nelson vernichtet. Mit vieler Mühe und Vorsicht, mit den größten Erwartungen, hatte sich im Sommer 1805 die französische Flotte unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen von Cadix vereinigt und war in die westindischen Gewässer gesegelt, hatte Furcht und Schrecken daselbst verbreitet, aber keine Insel genommen; kaum einige englische Kauffahrer und ein Kutter waren ihr in die Hände gefallen. Die Engländer hatten der französisch-spanischen Flotte gleich ihren Helden Nelson mit einer etwa halb so großen Flotte nachgesandt, aber vergebens suchte derselbe die feindliche Armada bei Barbados, bei Martinique, bei St. Lucie — und segelte mißmuthig nach Europa zurück. Hier hatte, bei Corunna (22. Juli 1805) der englische Admiral Calder bereits die feindliche Flotte angegriffen und ihr eine Schlacht angeboten, welche von derselben zwar an-

genommen ward, die aber zu nichts führte, da ein dicker Nebel im Augenblick des Kampfes Alles verdunkelte und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt. Die combinirte französische Flotte bot der englischen unter Calder auch folgenden Tags eine Schlacht an, doch zog sich diese zurück. So blieb es also Nelson überlassen, der englischen Flotte einen herrlichen Triumph zu verschaffen. Nachdem er das ganze Mittelmeer durchsucht und lange vergebens geforscht hatte, wohin der Feind gesegelt sei, fand er denselben, ruhig bei Cadix vor Anker liegend. Es lag ihm nicht daran, was früher schon von dem bei Gibraltar stationirten Admiral Collingwood versucht war, die feindliche Flotte zu blokiren, sondern sie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog sich daher ganz von Cadix zurück, und in der That lockte er durch diesen Anschein von Feigheit die Feinde in das Meer. Am 19. Oct. segelten sie aus dem Hafen, am 21. traf sie Nelson bei dem Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelson hatte den Plan zur Schlacht seinen Unterbefehlshabern bereits am 4. October auseinandergesetzt und konnte daher ohne Zeitverlust zum Angriff schreiten. In einer ganz neuen Schlachtordnung nach der Idee eines Privatgelehrten in England, der nie zur See gewesen war, nämlich in zwei Colonnen, segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die durch mehre Escadren verstärkte französisch-spanische von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten und bei Annäherung der Engländer sich in einen Halbkreis ordneten. Nelson wurde vom Winde, so wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft jedoch besser unterstützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit seinen zwei Colonnen an zwei Punkten; auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe aneinander und mehre der feindlichen wurden geentert, andere in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet, die feindliche Linie auseinander gesprengt, Gravina, der spanische Admiral, getödtet, 19 Schiffe der Verbündeten waren verloren, unter ihnen eins von 130 und ein anderes von 120 Kanonen. Der französische Admiral Villeneuve ward

gefangen, ebenso Alava, der spanische Viceadmiral, und der Contreadmiral Zisneros.

So glücklich aber Nelson seinen Zweck erreicht hatte, so unglücklich war der Ausgang für ihn selbst. Ein feindlicher Schärfschütz hatte ihn an seinen Orden erkannt und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank der Held nieder. Collingwood übernahm statt seiner das Commando. Vier feindliche Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, fielen aber hier dem Admiral Strachan in die Hände. Nur zehn Schiffe blieben von der Flotte übrig, welche Napoleon in sechs Jahren mit Mühe durch die Thätigkeit der ganzen französischen Nation geschaffen hatte.

Als gleichzeitig Erzherzog Carl in Italien vordrang und siegreich die Franzosen zurücktrieb, da meinte Preußen, daß es jetzt vortheilhafter sein könnte, sich ebenfalls zu erheben, und setzte seine Armee in Bewegung. Der russische Kaiser erschien selbst in Berlin, um zu ernsten Schritten zu ermahnen. Aber Napoleon suchte jetzt, wie immer, sein Heil in der Schnelligkeit. Unaufhaltsam drang er in Oesterreich vor, warf Oesterreicher und Russen zurück. Schon am 13. November zog Murat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen wurden dem Lande aufgelegt.

Am 2. Dec. 1805 wurde bei Austerlitz, einem Städtchen in Mähren, die Dreikaiserschlacht geschlagen, so genannt, weil die drei Kaiser von Oesterreich, Rußland und Frankreich bei derselben zugegen waren. Die russisch=österreichische Armee wurde von dem russischen General Kutusow befehligt und zählte 82,000 Mann, die französische, unter dem unmittelbaren Commando Napoleon's, war fast eben so stark. Kutusow war der angreifende Theil, da Mangel an allen Lebensbedürfnissen eine endliche Entscheidung des Feldzugs nöthig machte. Früh 7 Uhr begann die Schlacht; es wurde mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft, doch schon gegen Mittag war das Centrum der Verbündeten geschlagen, noch vor Einbruch der Nacht der linke Flügel zurückgedrängt, so daß sich die zersprengte Armee in der größten

Unordnung auf den Rückzug begeben mußte. Der Verlust der Russen, welche allein 62,000 Mann stark gewesen, war bedeutend. Sie hatten wenigstens 15,000 Todte, eben so viele waren gefangen und 150 Kanonen eingebüßt. Die Franzosen hatten ebenfalls stark gelitten, da aber ein großer Theil von Napoleon's Heere aus Deutschen, namentlich Württembergern und Bayern, bestand, so konnte er mit gewöhnlicher Unverschämtheit sagen: „Die Partie zwischen den Russen und mir ist nicht gleich; wenn Alexander fünf Mann verliert, so sind es fünf Russen; wenn ich aber fünf Mann verliere, so sind das ein Franzose und vier Schweine!"

Und doch wäre mit der verlornen Schlacht noch nicht Alles verloren gewesen. Die Armeen der Erzherzöge Karl und Johann waren im Anzuge; der russische General Essen nahte mit neuen Kräften; die Preußen, wenn auch langsam, schienen doch Ernst machen zu wollen, — aber der Kaiser Franz II. hatte das Vertrauen verloren und zog einen Waffenstillstand der Entscheidung durch Waffen vor. In dem darauf folgenden Frieden zu Preßburg (26. Dec.) ward er hart dafür gedemüthigt. Er mußte an das Königreich Italien Venedig und Dalmatien, an Bayern Tyrol und Vorarlberg nebst Burgau, Eichstädt, Passau, Lindau und Augsburg, an Württemberg und Baden den Breisgau, die Ortenau, Constanz und alle schwäbischen Reichsgebiete abtreten, mußte ferner Bayern und Württemberg als Königreiche, Baden aber als Großherzogthum anerkennen, und erhielt dafür Salzburg und Berchtesgaden. Bayern trat Würzburg zur Entschädigung dem Kurfürsten von Salzburg, ehemaligem Großherzog von Toscana, ab.

Da Preußen durch sein Zaudern wesentlich zu der Demüthigung Oesterreichs beigetragen hatte, so schloß Napoleon am 15. Dec. einen Vertrag mit demselben und schenkte ihm das zu dem Königreich Großbritannien gehörende Kurfürstenthum Hannover — und Preußen nahm das Geschenk an, als hätte der französische Kaiser zu solchem Geschenk ein Recht gehabt! Die Nemesis folgte indeß der Danaer-Gabe bald nach.

Der Friede von Preßburg war eine moralische Niederlage des deutschen Reichs, und da er in den Augen Napoleon's und der Völker nur ein Waffenstillstand war, so ward er zugleich zu dem Vorboten einer schwarzen Zukunft. An Neapel, das ein russisch-englisches Heer aufgenommen hatte, erklärte Napoleon am 27. Dec. den Krieg, und mit dem 1. Jan. 1806, also im 14. Jahre der Republik, ließ er die republikanische Zeitrechnung, als mit der Ehre unverträglich, aufhören. Die republikanischen Feste hatten ebenfalls, bis auf wenige, ihr Ende schon erreicht. In München feierte Napoleon darauf die Vermählung seines Stiefsohnes Eugen Beauharnois mit der bayerischen Prinzessin Auguste, adoptirte ihn und bestätigte ihn als Vicekönig von Italien. Seiner Gemahlin Nichte, Stefanie Beauharnois, vermählte er mit dem Erbprinzen von Baden. Der Senat in Paris hingegen überbot sich vor lauter sklavischer Kriecherei in Huldigungen, und ließ Napoleon dem Großen ein Denkmal errichten. Dieser ergriff die Gelegenheit und restaurirte nach seinem feierlichen Einzuge in Paris monarchische Decorationen: das Pantheon für den Gottesdienst und St. Denis für die Königsgruft. Damals ließ er auch sein von den Franzosen bis jetzt beibehaltenes Civilgesetzbuch, den Code Napoléon, publiciren.

Auch wurden damals die kaiserlichen Statute erlassen, welche die Pflichten und Rechte der Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses bestimmten, so wie er überhaupt seiner Herrschaft durch die Königs- und Fürstenfabrikation seiner Verwandten und Günstlinge kräftige Stützen zu geben bemüht war. Diese Erhöhungen sind von zu großer Wichtigkeit gewesen, als daß wir ihnen nicht eine etwas größere Aufmerksamkeit widmen sollten.

Es war zunächst sein Schwager Murat, den er bedachte, indem er ihn am 16. März 1806 zum Herzog von Cleve und Berg ernannte und kurz darauf zum Großherzog erhob. Dann, am 30. desselben Monats, erhob er seinen Bruder Joseph auf den Thron Beider Sicilien, nachdem die französische Armee Neapel überschwemmt und die königliche Familie vertrieben hatte.

Der Marschall Berthier wurde zum Fürsten von Neufchatel, der Cardinal Fesch zum Nachfolger des deutschen Kurerzkanzlers Dalberg erklärt (was er jedoch nicht wurde, da bald darauf das deutsche Reich aufhörte). Der Fürst von Lucca wurde mit Massa und Carrara, Napoleon's Schwester Pauline mit Guastalla, Talleyrand mit Benevento und Bernadotte mit Pontecorvo belehnt. (Wir werden die meisten dieser Persönlichkeiten später genauer kennen lernen.) Außerdem errichtete der französische Kaiser in Italien noch eine Menge Herzogthümer, Fürstenthümer und Grafschaften als erbliche Majorate für treue Staats- und Kriegsdiener. Am 24. Mai erhielt auch sein Bruder Louis eine Krone, indem die batavische Republik für ihn in das Königreich Holland umgeschaffen ward.

So entstand zu den Füßen des Kaiserthrones ein weitverzweigter Bund treuer, abhängiger Vasallen. Mitten unter diesen eigennützigen Umgestaltungen schritt Napoleon auch zur völligen Vernichtung des deutschen Reichs, das schon längst einer vermodernden Leiche geglichen hatte. Durch Bayerns, Württembergs und Badens Anschluß an Frankreich, so wie durch die Besitznahme Hannovers durch Preußen war jene Vernichtung eigentlich schon vollendet; allein es galt, auch die kleinern Fürsten vom Kaiser zu trennen. Dieser letzte Schlag geschah am 12. Juli 1806. Sechszehn Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands sagten sich vom deutschen Reiche los und schlossen in Paris unter dem Protectorat des Kaisers der Franzosen den sogenannten Rheinbund. Schweden hatte schon im Januar der Reichsstandschaft entsagt, die ihm wegen Schwedisch-Pommern zukam, und Preußen hatte sich stets rücksichtslos gegen das Reich bewiesen. So war es natürlich, daß Kaiser Franz II. es verschmähte, länger einen leeren Namen zu führen. Verlassen von Deutschlands Fürsten, erklärte er am 6. August 1806 das heilige römische Reich deutscher Nation für aufgelöst. So erlosch Karl's des Großen Kaiserthum nach einem Bestand von 1006 Jahren; es lag zertrümmert zu den Füßen des modernen Titanen. Der edle, treulos verlassene Franz nahm nun als

Franz I. den Titel eines Kaisers von Oesterreich an. Muß es schon mit Wehmuth erfüllen, daß Deutschland nach und nach von dem mächtigsten Staate Europas zu einer Null herabgedrückt war, so muß mit noch größerer Wehmuth, mit ungemessener Bitterkeit die Art und Weise erfüllen, wie es jetzt für immer aufgelöst ward durch Verrath an deutscher Ehre und deutschem Sinn — nach den Vorschriften eines fremden Despoten.

Die Glieder des Rheinbundes erlangten volle Souverainetät in ihren Ländern. In Bezug auf das Ausland standen sie unter Napoleon's Protectorat, der sie dafür in ihren Titeln erhöhte und mit den Besitzungen mediatisirter Reichsfürsten und Reichsstädte beschenkte. So wurden damals durch den Rechtsspruch der Gewalt die Reichsfürsten von Hohenlohe, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Oettingen, Truchseß, Fugger, Hessen=Homburg u. A., viele Grafen, sämmtliche schwäbischen, fränkischen und noch übrigen rheinischen Reichsritter, endlich die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt mediatisirt. Den Vorsitz des in Frankfurt zu haltenden Bundestages führte der Fürst Primas von Dalberg, den der Protector zu ernennen hatte. Die gesammten Bundesglieder hatten 63,000 Mann Truppen zu jedem Landkriege Frankreichs zu stellen, das nun auf das Bequemste Deutsche mit Deutschen bekriegen, Deutsche durch Deutsche unterwerfen konnte. Der Bund selbst bestand aus den beiden Königen von Bayern und Württemberg, den Großherzögen von Frankfurt, Baden, Darmstadt und Berg, und zehn Fürsten, nämlich zwei von Nassau, zwei von Hohenzollern, zwei von Salm und die von Aremberg, Isenburg, Lichtenstein und Leyen.

So lag also das Schicksal des Westens von Europa in Napoleon's Händen. Außer Frankreich und Italien waren Holland, Neapel, die Schweiz, der Rheinbund, selbst Spanien von ihm abhängig. Aber ihm genügte es nicht, der Leiter von Europa zu sein, — er wollte sein Beherrscher sein, daher beschwor er neue Kriege aus den schwarzen Gründen des Orkus herauf.

15. Preußens Erniedrigung.

Napoleon beherrschte jetzt den Süden und Westen von Deutschland, weil dessen Norden kalt der Unterjochung seiner Brüder zugesehen hatte. Dafür folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Der Usurpator warf die bisherige freundliche Maske ab und beleidigte Preußen in jeder nur möglichen Weise. Er entriß ihm Länder in Westphalen und schenkte sie an Murat, verbot den Hansestädten, mit Preußen in einen Bund zu treten, näherte sich England wieder und versprach ihm die Rückgabe von Hannover. Friedrich Wilhelm III. von Preußen erblickte mit Schrecken das über seinem Haupte hängende Damoklesschwert. Er versuchte einen Nordischen Bund als Gegengewicht gegen den rheinischen zu gründen, aber es fehlte an Bundesgenossen, denn das Vertrauen zu Preußen war geschwunden.

Nun wagte Friedrich Wilhelm auf eigne Faust den Krieg gegen den Titanen auf Frankreichs Throne. Er zählte auf den alten Kriegsruhm des preußischen Heeres, vergessend dabei, daß jener Kriegsruhm unter ganz andern Verhältnissen erworben sei. Rußland versprach ihm Hülfe, England und Schweden machten Frieden, Sachsen — das stets dem Preußenthume abholde — wurde gewonnen, — aber Kurhessen, der alte Bundesgenosse, blieb neutral.

Es war im September 1806, als die preußische Armee aufbrach und nach Thüringen zog. Aber man war ungewiß, ob man den Feind hier erwarten oder das Gebirge überschreiten und ihn angreifen sollte — ein Beweis, daß des großen Friedrich Geist nicht mehr über Preußen schwebte. Noch stand die französische Macht schlagfertig in Süddeutschland, denn ihr Meister wußte wohl voraus, daß er sie zu neuem Kampfe gebrauchen werde. Die Rheinbundfürsten stellten bereitwillig ihre Contingente und ein kriegerischer Muth beseelte dieselben, da sie gewürdigt waren, unter den französischen Adlern zu fechten.

Werfen wir nun einen Blick auf die beiden zum Kampfe

gerüsteten Heere. Die Preußen — prächtige Paradesoldaten, hübsche Puppen in saubern Uniformen, mit steifen Zöpfen, knappen Hosen, ohne Schutz gegen die Witterung, dabei schlecht genährt und bezahlt, wohl aber tüchtig gefuchtelt und gespießruthet, ohne eigentlichen Patriotismus; an der Spitze theils ergraute Feldherren, wie Ferdinand von Braunschweig, Möllendorf u. A., theils von unbesonnenem Muthe hingerissene, wie Prinz Louis Ferdinand von Preußen; die untergeordneten Officiere stolze Abkömmlinge alter Familien, die sich für gewaltige Helden hielten, wenn sie bei Paraden in ihrem wunderlichen kriegerischen Schmuck bramarbasiren, kannibalisch fluchen und den gemeinen Mann nach Herzenslust abprügeln konnten. Daß es Ausnahmen gab, versteht sich wohl von selbst.

Wie ganz anders bei den Franzosen. Ihre Bekleidung ohne militairischen Prunk, aber zweckmäßig, bequem und schützend; der Soldat, meist in fremden Quartieren, läßt sich von seinen Wirthen gehörig auftragen, und was er fordert, muß ihm werden; den Stock, als Treibmittel, kennt er nicht und die Ehre begeistert ihn mehr, als alle Spießruthen der ganzen Welt vermögen. Ihm steht die Aussicht offen zu den höchsten militairischen Würden, selbst zu Scepter und Thron; unbedingt ist sein Vertrauen zu seinen Führern, besonders zu seinem Kaiser; eine Niederlage unter dessen Oberbefehl dünkt ihm unmöglich. Die höchsten Officiere insgesammt haben sich ihre Stellung durch Muth und Kampf errungen, haben sich eine Kriegskunst gebildet, von der in strategischen Werken nichts zu lesen war.

Während der in Erfurt versammelte preußische Kriegsrath wohlbedächtig in bestimmten Sitzungsstunden überlegte, ob er vorrücken oder in seiner Stellung verharren sollte und endlich zu der Ueberzeugung kam, Napoleon werde den Schein vermeiden, angreifender Theil zu sein, waren die Franzosen schon über die Saale gegangen und hatten bei Saalfeld die Vorhut der unter dem Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen stehenden Armee mit überlegener Macht zersprengt. Dort war es, wo Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der als Ober-

anführer der preußisch-sächsischen Schaar nicht weichen wollte, am 10. Oct. im Reitergefecht den Heldentod fand.

Die Stellung des preußischen Heeres wurde nun mit jedem Augenblick mißlicher. Schon am 12. Oct. sah es sich von dem Vaterlande abgeschnitten, von allen Seiten überflügelt. Die Magazine von Hof, Zwickau, Naumburg und Weißenfels waren entweder schon verloren oder mußten bald verloren werden. Noch blieb die Hoffnung, in der Gegend von Nebra die Unstrutpässe zu passiren, sich mit der bei Halle stehenden Reserve zu verbinden, und unglücklicherweise wählte man diesen Ausweg, nicht bedenkend, welchem wachsamen Feind man entwischen wollte. Die eine Hälfte des Heeres unter dem Fürsten von Hohenlohe zog sich auf die Anhöhen westlich von Jena, während die Hauptarmee, bei welcher der König von Preußen selbst war, unter Anführung des alten Herzogs von Braunschweig von Erfurt über Weimar nach Auerstädt zog. Zwischen beiden Heeren befand sich eine Lücke von mehren Meilen.

So kam der blutige 14. October heran. Noch am Morgen dieses Tages suchte Hohenlohe die Verbindung mit der Hauptmacht zu bewerkstelligen, was um so leichter schien, da die unter Napoleon's eigner Anführung gegenüberstehenden Feinde ihm an Stärke nicht gewachsen waren. Aber es herrschte keine Uebereinstimmung bei den Preußen, und die Tapferkeit, mit welcher sie von 5 Uhr früh bis 1 Uhr Mittags kämpften, blieb ohne Erfolg. Während auf französischer Seite immer neue Heerhaufen herzuzogen und so das Uebergewicht gewannen, ließ der General Rüchel, der mit 10,000 Preußen zurückstand, unbegreiflicher Weise auf sich warten, und als er endlich ankam, war schon Alles verloren. Anstatt nun den Rückzug zu decken, stürzte er sich auf den überlegenen, siegestrunkenen Feind und erfuhr eine schreckliche Niederlage, die um so verderblicher wurde, da die Unordnung sich auch den übrigen Truppen mittheilte. 20,000 Todte, Verwundete und Gefangene, 200 Kanonen und gegen 1000 Bagagewagen waren der Verlust der Geschlagenen. Die Franzosen hatten nur 8000 Todte und Verwundete.

Bei Auerstädt ging es eben so schlecht. Der Herzog von Braunschweig war 50,000 Mann stark von Auerstädt aus auf der Straße nach Kösen vorgerückt; der General Schmettau aber, welcher den Paß von Kösen besetzen sollte, fand diesen bereits von den Franzosen unter Davoust in Besitz genommen und wurde bei Hassenhausen von der Division Goudin zurückgedrängt. Der später so berühmt gewordene Blücher versuchte jetzt einige kraftvolle Reiterangriffe, allein vergebens, denn die übrigen Heerhaufen konnten wegen der schlechten Wege nicht schnell genug von Auerstädt zur Unterstützung herbeieilen. Zwar wurden die Franzosen bei Hassenhausen nochmals zurückgeworfen, allein unglücklicher Weise erhielt der Herzog von Braunschweig eine tödtliche Verwundung (er starb auf der Flucht in Ottensen am 10. Nov.) und es fehlte nun die Einheit in der obersten Leitung. Der Feldmarschall Möllendorf erhielt daher den Befehl, den Rückzug anzuordnen. Davoust aber benutzte die Verwirrung der Preußen, welche noch stieg, als Möllendorf ebenfalls schwer verwundet wurde, und ließ den linken Flügel derselben umgehen, wodurch sein Sieg vollständig ward. Die Geschlagenen, deren Verlust 8000 Mann betrug, wollten folgenden Tags den Kampf erneuern, allein die Nachricht von Hohenlohe's Niederlage bei Jena ließ sie allen Muth verlieren und in einzelnen Heereshaufen nordwärts ziehen, um sich hinter die Elbe und Oder zu retten. Aber nur Wenigen gelang diese Rettung; die Meisten wurden auf der Flucht erreicht und gefangen.

Gegen Sachsen bewies sich der Sieger besonders gnädig. Schon am 17. October erklärte der Großherzog von Berg (Murat) zu Langensalza dieses Land für neutral, worauf die sächsischen Soldaten sich ruhig in ihre Heimath verfügten. Das Königreich Preußen hatte aber fast aufgehört zu sein. An die Stelle des frühern preußischen Uebermuthes war der schimpflichste Kleinmuth getreten; man gab Alles verloren, und wo sich nur ein feindlicher Haufen zeigte, da öffneten sich die Thore selbst der festesten Städte, oder die Führer lieferten ihre, oft widerstrebenden, Krieger der schmählichsten Gefangenschaft aus. Am

16. Oct. ergab sich Erfurt, wohin sich Möllendorf geworfen hatte; am 24. Oct. wurde Berlin besetzt, wo die Franzosen in dem Zeughause unermeßliche Schätze erbeuteten; Spandau war schon Tags vorher gefallen; das Hohenlohesche Heer, noch 16,000 Mann stark, streckte bei Prenzlau die Waffen, welchem Beispiele zwei andere Armeeabtheilungen bei Pasewalk und Anklam, am 5. November auch Blücher folgte, nachdem er sich unter tausend Gefahren heldenmüthig bis Lübeck durchgeschlagen hatte; Stettin fiel am 29. Oct., Küstrin am 1. Nov., Magdeburg ergab sich mit einer Besatzung von 22,000 Mann einem schwachen feindlichen Haufen am 10. Nov. Ebenso hatten noch viele andere Festungscommandanten nichts Eiligeres zu thun, als dem Feinde die Schlüssel auszuliefern. Und warum hätten sie anders handeln sollen, da der König selbst sein Land aufgegeben hatte und bis in den äußersten Osten seiner Monarchie entflohen war.

Aber hin und wieder lebte auch noch der alte Geist. Zwar fielen auch die schlesischen Festen Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz kurz hinter einander; aber Kosel, Silberberg und Glatz ergaben sich nicht, Kolberg wurde gerettet durch den patriotischen Sinn eines wackern alten Bürgers, Nettelbeck, durch die Umsicht des Generals Gneisenau und durch die rastlose Thätigkeit des Parteigängers Schill. Ebenso wurde Graudenz von Courbière mit ehrenwerther Festigkeit gehalten. Wesentliches wurde jedoch durch solche Ausnahmen nicht geändert.

Napoleon, der schon am 24. October Friedrich's des Großen Ehrenschmuck von dessen Sarge in Potsdam geraubt hatte, hielt am 27. seinen Einzug in Berlin, das mit knechtischer Gesinnung ihm huldigte und vieler Kunstschätze beraubt wurde. Binnen sechs Wochen hatte er alles Land zwischen Rhein und Oder in seiner Gewalt, denn auch Westphalen, Hannover, Mecklenburg, Oldenburg, Kurhessen und Braunschweig wurden besetzt und furchtbar gebrandschatzt. Der Kurfürst von Hessen floh nach Dänemark. Napoleon erließ nun donnernde Decrete zur Vernichtung der deutschen Nationalität und vergab die eroberten Länder an seine Bundesgenossen.

Ein neuer Schlag traf Friedrich Wilhelm III. Die Polen, welche es nicht vergessen hatten und so lange die polnische Sprache besteht, nie vergessen werden, daß sie einst eine große Nation waren, sahen in den heranrückenden Weltstürmern ihre Freunde und Befreier, erhoben sich in Masse und stellten sich rache-schnaubend unter die fränkischen Adler. Das rüttelte jedoch die Russen aus ihrem Schlummer. Mit Heeresmacht eilten sie herbei, sich mit den traurigen Resten der preußischen Armee unter Kalkreuth und Lestocq zu verbinden. Von jetzt ab gab es täglich Gefechte. Schlugen aber auch einzelne derselben zum Vortheil der Verbündeten aus, so entschieden sie doch in der Hauptsache nichts. Auch die Schlacht bei Pultusk (26. Dec.) blieb unentschieden. Doch mußten die Russen sich zurückziehen und Preußens König sah sich in Königsberg von den Feinden so bedroht, daß er weiter, nach Memel, zurückging.

Während dessen war der Kurfürst von Sachsen mit dem Titel eines Königs dem Rheinbunde beigetreten, und sämmtliche Herzöge von Sachsen, ernestinischer Linie, hatten ein Gleiches gethan. Die Fürsten von Anhalt, Reuß, Schwarzburg, Waldeck und Lippe folgten ihnen bald nach. Verstärkt durch die von den neuen Bundesgliedern gestellten Truppen, setzte Napoleon den Kampf fort. In acht Tagen wurde eine Reihe blutiger Schlachten geliefert. Sie endete mit der mörderischen Schlacht bei Preußisch-Eylau, 7. und 8. Febr. 1807. Von beiden Theilen wurde mit grenzenloser Erbitterung gefochten, aber ohne etwas zu entscheiden. Tausende und aber Tausende stürzten nieder unter dem mörderischen Kugelregen, und immer frische Schaaren erneuten den Vernichtungskampf, bis beiderseitiges Unvermögen dem Schlachten Einhalt gebot. Wunder der Tapferkeit waren geschehen; sowohl Franzosen wie Russen schrieben sich den Sieg zu, der doch Keinem gehörte, da Beide sich zurückziehen mußten, um neue Kräfte zu sammeln. Fast zehn Wochen dauerte der gezwungene Waffenstillstand, bis am 24. Mai die wichtige Festung Danzig von Kalkreuth übergeben werden mußte.

Am 28. Januar war indeß zwischen Preußen und England

ein Friede geschlossen und Napoleon hielt es für zeitgemäß, die Verbündung zu hindern, welche nun zwischen Engländern, Preußen und Russen erfolgen konnte. „Trenne, wenn du herrschen willst!" diese alte Regel hat Niemand je gewissenhafter befolgt. Er sandte Friedensboten nach Memel, in der Hoffnung, durch einen mit Preußen abgeschlossenen Separatvertrag die russische Macht zu schwächen. Aber der König ließ sich auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen nicht ein. Die Unterhandlungen dauerten bis Anfang Mai; zugleich dauerten die Rüstungen fort, und als dieselben beendigt waren (im Juni), griffen die Russen an. Napoleon warf sie an mehren Stellen und zwang sie endlich, nachdem er das preußische Corps unter Lestocq geschickt von ihnen getrennt hatte, zu der blutigen Schlacht bei Friedland, 14. Juni 1807. Neunzehn Stunden dauerte der Kampf. Die Russen fochten mit grenzenloser Erbitterung, mußten aber der überlegenen Kriegskunst des gallischen Imperators weichen. Der Weg nach Königsberg stand offen, und schon am 16. Juni wurde diese zweite Hauptstadt des preußischen Staates von den Franzosen besetzt, während die Russen in Eile ihren Grenzen zuflohen.

Schon am 18. Juli standen die Franzosen bei Tilsit am Niemen. Jetzt war Alles verloren. Ob ferner ein Preußen sein sollte oder nicht, hing von dem Machtspruche des Siegers ab. Verzagend bat Kaiser Alexander von Rußland um Waffenstillstand und Frieden. Der erstere wurde am 21. Juni gewährt, die Friedensunterhandlungen begannen, doch nicht mit Preußen, sondern blos mit Rußland. Preußen wurde nur beiläufig in die Bedingungen aufgenommen. Auf einem Floße, das mitten im Niemen befestigt und mit zwei Pavillons versehen war, kamen Alexander und Napoleon am 25. Juni zu einer Zwiesprache zusammen und der Erstere wurde von Letzterm bezaubert. An einer neuen Zusammenkunft am folgenden Tage nahm auch der König von Preußen Theil, wurde aber von den beiden neuen Freunden wenig beachtet.

Der Sieger dictirte den Frieden, der am 7. Juli mit

Rußland, am 9. mit Preußen unterzeichnet wurde. Das Letztere verlor dabei alle Länder westlich der Elbe, seinen Antheil an Polen, die fränkischen Besitzungen, mithin die Hälfte seines Gebiets und seiner Macht. Es mußte 30 Millionen Thaler Kriegssteuern an Frankreich zahlen und zur Bürgschaft die Oderfestungen Glogau, Stettin und Küstrin dem Feinde einräumen. Schon früher war eine Steuer von 160 Millionen Franken erhoben, und dennoch sollte das von den Heeren zertretene Land jene neue Summe aufbringen, obschon Handel und Gewerbe daniederlagen, das baare Geld fehlte, der Credit nichtig geworden war, die Einwohner unter der Last der Einquartierungen erlagen, weite Strecken verödeten, Hungersnoth und verheerende Seuchen fürchterlich hausten. Das Ende solchen Jammers war nicht abzusehen; aber die Macht befahl und die neue Contribution wurde nöthigenfalls durch Execution eingetrieben.

Das vor wenigen Monaten noch gefürchtete Preußen war so gut wie vernichtet, ein Staat zweiten Ranges, sein König Napoleon's Vasall. Es bestand nur noch aus den Marken östlich der Elbe, Pommern, Schlesien, Altostpreußen und einem Stück von Westpreußen mit Ermeland. Der König durfte nur 42,000 Mann Truppen halten. Danzig war wieder zu einer freien Stadt erklärt. Und höhnend versicherte der Sieger, nur aus Achtung für den Kaiser Alexander Preußen nicht ganz aus der Reihe der Staaten zu streichen. Alexander sogar, Preußens Bundesgenosse, erlaubte sich, das preußische Gouvernement Bialystock von 100 Quadratmeilen und 100,000 Einwohnern hinwegzunehmen, „weil dadurch Rußlands Grenzen besser abgerundet würden.“ Aus den ehemaligen preußischen Besitzungen links der Elbe, Braunschweig, Hannover und Hessen-Cassel wurde das Königreich Westphalen gebildet, das Napoleon's Bruder Hieronymus erhielt, welcher sich von seiner nordamerikanischen Gattin scheiden und mit einer Tochter des Königs von Württemberg vermählen mußte. Der König von Sachsen erhielt unter dem Namen eines Großherzogthums Warschau einen Theil vom preußischen Polen. Und das Alles mußte Friedrich Wil-

helm anerkennen, so wie auch Joseph Buonaparte als König von Neapel und Louis Buonaparte als König von Holland. Nebenbei verpflichtete er sich, die berüchtigte Continentalsperre (s. unten) mit anzunehmen, und machte sich anheischig, alle künftigen napoleonischen Verfügungen in Betreff der abgetretenen Länder gutzuheißen.

20. England.

Es war im Jahre 1783, als der Friede zwischen England und den nordamerikanischen Freistaaten zu Stande gekommen war. Die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten war von England anerkannt, aber die Herrschaft zur See war dem Letztern gesichert, und diese Herrschaft artete bei der Rohheit und dem Egoismus des englischen Charakters schnell in eine Willkür aus, welche die nordischen Seemächte zur Abschließung einer bewaffneten Neutralität zwang, um den Anmaßungen der Briten zur See einigermaßen die Spitze bieten zu können.

Im Innern von England sah es indeß ziemlich stürmisch aus. Der alte Kampf zwischen Katholiken und Protestanten hatte sich erneuert. Im Jahre 1780 war zwar von dem Parlament eine den Katholiken günstige Acte erlassen worden, aber sofort hatten sich auch die Protestanten, deren Stimmführer der Lord Gordon war, dagegen erhoben. Gegen 50,000 sogenannter Methodisten vereinigten sich zu der „Londoner Verbindung", und Gordon überreichte dem Parlament eine Schrift, welche fast einer Kriegserklärung ähnlich war. Hiermit noch nicht zufrieden, ging die Intoleranz der Protestanten noch weiter. Die Kirchen, Häuser und Bibliotheken der Katholiken wurden zerstört, gegen die Parlamentsmitglieder die gröbsten Schmähungen ausgestoßen, die Gefängnisse erbrochen und über 500 Menschen ermordet. Nur durch Gewaltmittel konnte die Regierung die Ruhe wiederherstellen; den Wortführer Gordon sprach man indeß frei, indem man seinen verderblichen Eifer auf Rechnung religiöser Verirrung schrieb. Gleichzeitig mit diesen Auftritten fanden auch in Irland

bedenkliche Unruhen statt; jedoch gelang es dem Minister Fox, die irischen Katholiken vorläufig dadurch zufrieden zu stellen, daß er dem irischen Parlamente das Recht verschaffte, Gesetze zu geben. Ferner suchte Fox durch die „ständische Bill" der Verwaltung von Irland eine bequemere Form zu geben, indeß das Oberhaus verwarf, zu Gunsten des Königs, diesen Antrag, worauf Fox aus dem Staatsministerium trat und dem berühmten William Pitt die Leitung der Staatsangelegenheiten überließ. Dieser war kaum an die Spitze der Verwaltung getreten, so brachte er, freilich ganz vergeblich, eine Parlamentsreform in Antrag. Sie ward verworfen, um erst nach einem halben Jahrhundert, nach den fürchterlichsten Kämpfen, in das Leben zu treten. Diese mißlungene Operation hemmte indeß Pitt's Thätigkeit nicht; besonders suchte er die damals schon ungeheure Staatsschuld (400 Millionen Pfund Sterling) zu mindern, die aber freilich unter ihm noch vermehrt ward, und die Verwaltung Ostindiens gänzlich zu organisiren, wozu ihn besonders die schändlichen Bedrückungen aufforderten, welche sich der Generalgouverneur Hastings in diesem unglücklichen, von den Engländern geknechteten und ausgesogenen Lande erlaubte. Der Proceß gegen Hastings, mehr zum Scheine als ernstlich geführt, endete mit dessen Freisprechung, wenn auch Verurtheilung in die Proceßkosten.

Im Laufe dieser Ereignisse war es, als plötzlich die Ruhe Europas durch den Ausbruch der französischen Revolution erschüttert ward, die in England von Einigen mit entschiedenem Enthusiasmus aufgenommen, von Andern bitter getadelt ward. Zu den Letztern gehörte auch der große Redner Burke, der sich dieserhalb von seinem vieljährigen Freunde und Schüler Fox auf immer trennte. Indeß bald genug erkaltete die Bewunderung, welche ein Theil der Engländer der französischen Nation zollte, und als Ludwig XVI. als Opfer thierischer Wuth fiel, da durchzuckte England derselbe elektrische Schlag, wie das ganze übrige Europa. England erhob sich mit aller Kraft und sprach seinen Abscheu über diese That aus; der französische Gesandte

mußte London verlassen, worauf der Convent in Paris den Engländern wie den Holländern 1793 den Krieg erklärte. England verband sich nun mit Spanien und die vereinigte Flotte beider Mächte schiffte gegen Toulon, vernichtete in dem Hafen der Stadt die französische Flotte und bemächtigte sich der Stadt, die aber sofort von den Franzosen wieder genommen wurde, bei welcher Gelegenheit sich, wie wir bereits wissen, Buonaparte zuerst als Chef der Artillerie hervorthat. Wie die Engländer zu Lande von den Heeren der französischen Republik geschlagen wurden, wissen wir bereits; aber zur See behielten sie die Obergewalt: der größte Theil der französischen Colonien fiel in ihre Hände. Aber Englands Schulden — von Tage zu Tage sah man sie einer rollenden Lawine gleich anschwellen. In unsern Zeiten hat solch Anschwellen nichts Furchtbares mehr; man hat sich daran gewöhnt, man findet, daß es sich unter den Schulden so ruhig schläft, wie ohne solche. Nicht so damals. Das englische Ministerium dachte daher an Frieden und das französische Directorium zeigte sich zu einem solchen ebenfalls geneigt. Da indeß beide Parteien gleich hohe Forderungen stellten, so kam des ersehnten Friedens Abschluß nicht zu Stande. Auch der 1797 abgehaltene Congreß zu Lille hatte kein Resultat: England wollte von seinen Forderungen nicht zurückgehen, obgleich Spanien und Holland — Letzteres jetzt zur batavischen Republik umgestaltet — jetzt Frankreichs Verbündete waren. Ein solcher Anwachs der französischen Streitkräfte schreckte das britische Cabinet so wenig, daß vielmehr der Kampf um so heftiger losbrach, und zwar zum entschiedensten Nachtheil der Spanier und Holländer: diese verloren die Seeschlacht bei Camperdon, büßten das Vorgebirge der guten Hoffnung, so wie mehre ihrer indischen Besitzungen ein; jene wurden von dem englischen Admiral Jervis bei dem Cap St. Vincent gänzlich geschlagen.

Frankreich suchte diese Niederlagen auf andere Weise auszugleichen und glaubte England an seiner schwächsten Seite zu verwunden, wenn es den unruhigen Irländern Hülfe brächte. Wirklich wurde französischer Seits 1798 eine Expedition zur

Unterstützung der irischen Insurgenten unternommen, hatte aber keinen weitern Erfolg, als daß das britische Cabinet jetzt ernstlich daran arbeitete, die Unzufriedenheit der Irländer zu beseitigen. Man dachte dies durch eine engere Vereinigung Irlands mit England (denn bis dahin hatte Irland eine eigene Regierung gehabt) zu erreichen, und nach langen Berathungen kam gerade mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Union zu Stande; hundert irische Deputirte traten in das Unterhaus, in das Oberhaus aber zweiunddreißig irische Pairs. Wie wenig Heil aus dieser Vereinigung erwachsen ist, werden wir später sehen.

Bei weitem gefährlicher, als die französische Expedition nach Irland, war ein Aufstand der vom Zeitgeist angesteckten Matrosen auf einer nicht unbedeutenden Anzahl von Schiffen; sie erwählten einen gewissen Parker zu ihrem Admiral und traten in so drohender Stellung gegen die Regierung auf, daß diese zu den äußersten Gewaltmitteln greifen mußte. Parker, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, wurde ausgeliefert und gehängt. Fast gleichzeitig mit all diesen Ereignissen versetzte die Nachricht von Buonaparte's Expedition nach Aegypten das englische Cabinet in nicht geringe Besorgniß; aber Nelson's uns schon bekannter Sieg bei Abukir und die Wiedergewinnung der Insel Malta, deren sich die Franzosen bemächtigt hatten, entfernten jede Gefahr für die ostindischen Besitzungen, denn wenn auch dort Tippo Sahib, der erst kurz zuvor zu einem schimpflichen Frieden genöthigt war, bei dem Auftreten der Franzosen in Aegypten sein Haupt von neuem erhob, so wurde er doch nach einer verzweifelten Gegenwehr besiegt und fiel bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt Seringapatnam. Diese wurde erobert und das große Reich Meisur (Mysore) mit den Besitzungen der Engländer verbunden. Wir werden später Gelegenheit haben, die ganze Geschichte der englischen Herrschaft in Ostindien im Zusammenhange zu überschauen.

Minder glückte es den Engländern, als sie es versuchten, 1799 mit den Russen vereinigt in Holland zu landen. Der

Herzog von York wurde von Brune geschlagen und mußte sich ergeben.

So war die Lage Englands zu Ende des 18. Jahrhunderts. Durch seine Seemacht allein stand es Frankreich, seinem gefährlichsten Gegner, mit ungeschwächter Macht gegenüber, ließ aber auch die Herrschaft, welche es zur See ausübte, wie wir bereits bemerkten, nicht selten in Willkür, ja fast in Tyrannei ausarten. Während des Kampfes gegen Frankreich zeigte sich die gegen jene Willkür gerichtete bewaffnete nordische Neutralität nicht besonders thätig; allein 1801 rief Kaiser Paul von Rußland dieselbe zu neuem Leben auf. Sofort kam ihm jedoch das englische Cabinet entgegen, und seine Admirale Nelson und Parker segelten durch den Sund und vernichteten die dänische Flotte. Der plötzliche Tod des Kaisers Paul hob diese feindliche Stellung der nordischen Mächte gegen England auf, und Paul's Nachfolger, der Kaiser Alexander von Rußland, knüpfte mit England neue freundschaftliche Verhältnisse an.

Indeß stellte sich an Frankreichs Spitze als erster Consul der gewaltige Napoleon. Seine glorreichen Waffenthaten in Europa hatten den schmählichen Untergang des von ihm in Aegypten zurückgelassenen Heeres, das von den vereinigten Engländern und Türken aufgerieben worden war, vergessen gemacht. Frankreich und England waren des langen Haders müde, und der Friede zwischen England einerseits, Frankreich, Spanien und Holland andrerseits, wurde zu Amiens im J. 1802 abgeschlossen. England gab die eroberten Colonien, außer Trinidad und Ceylon, zurück, das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde zu einem neutralen Hafen erklärt und die Jonischen Inseln, als „Republik der sieben Inseln“, unter Frankreichs Schutz gestellt. Malta sollte den Johannitern wieder übergeben, der Prinz von Oranien, Hollands vormaliger Statthalter, in Deutschland entschädigt werden. Alles freute sich der ersehnten Ruhe, — aber nur zu kurze Zeit. Da das britische Cabinet mit der Räumung Maltas zögerte, Buonaparte sich dagegen die willkürlichsten Eingriffe in die Rechte mehrer italienischen Fürsten erlaubte, so begann schon

1803 der Kampf von neuem. Die Engländer nahmen das Vorgebirge der guten Hoffnung wieder, blokirten die Seine und mehre deutsche Flüsse; Napoleon aber besetzte Hannover und erklärte alle in Frankreich sich aufhaltenden Engländer als Kriegsgefangene. Dem britischen Minister Pitt gelang es, Rußland, Oesterreich und Schweden zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich zu bewegen, während er an Spanien, das sich nicht bereitwillig zeigte, den Krieg erklärte. Die spanische und französische Flotte vereinigten sich darauf zu gemeinschaftlichen Operationen, — allein Nelson schlug beide, was wir ebenfalls schon wissen, in der berühmten Schlacht bei Trafalgar und bezahlte den Sieg mit seinem Leben.

Bald nach dem glänzenden Siege bei Trafalgar starb der große Pitt, und nun traten die gleich berühmten Gegner seines Systems, Fox, Greenville, Erskine und Gray, ins britische Ministerium, von denen jedoch Fox, dessen größtes Verdienst die Abschaffung des Sklavenhandels ist, schon kurze Zeit darauf seinem Nebenbuhler Pitt im Tode nachfolgte. Sein Ableben zerriß die mit Frankreich angeknüpften Friedensunterhandlungen, und das blutige Kriegsspiel erneuerte sich abermals mit der furchtbarsten Erbitterung. Napoleon hatte sich bereits durch den Tag bei Austerlitz für den Ruin seiner Flotte bei Trafalgar entschädigt; er hatte dann seine Macht noch weiter ausgebreitet, in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt Preußen zu Boden geschlagen, hatte im Süden die Macht der Bourbonen in Neapel vernichtet, den König Ferdinand IV. vertrieben und seinen Bruder Joseph zum Herrscher Neapels eingesetzt, — nur die Engländer vermochte er nicht zu beugen, die jetzt sogar Sicilien behaupteten und es im Namen des vertriebenen Königs Ferdinand verwalteten. Da suchte Napoleon selbst die Pforte in sein Interesse zu ziehen, um Englands Macht im Orient zu vernichten. Dem mußten die Briten um jeden Preis zuvorkommen; sie unterhandelten sofort mit Rußland und schickten dann eine Flotte aus, die kühn durch die Dardanellen segelte und eine türkische Escadre zerstörte, aber das Bündniß der Pforte mit Frankreich nicht auf-

lösen konnte (1807). Dann hatte Napoleon die Preußen bei Friedland geschlagen, durch den Frieden von Tilsit den preußischen Staat um die Hälfte verkleinert; sein General Junot war nach Portugal vorgedrungen und hatte es, während die portugiesische Königsfamilie nach Brasilien entfloh, eingenommen. Diese neuen Ereignisse brachten in England eine Ministerialveränderung hervor: an die Spitze der Angelegenheiten traten der Herzog von Portland, Perceval, Lord Castlereagh und Canning, die mit aller Gewalt dahin arbeiteten, den Einfluß Napoleon's auf die übrigen europäischen Staaten zu schwächen. Von diesem Geiste beseelt, beging das britische Cabinet wiederum eine jener fluchwürdigen Ungerechtigkeiten, die sich in fast ununterbrochener Kette durch seine ganze Geschichte ziehen: es forderte von Dänemark seine Flotte, und da die Dänen dieses Ansinnen mit Unwillen zurückwiesen, so landeten 30,000 Engländer auf Seeland und erzwangen durch ein schändliches Bombardement Kopenhagens die Herausgabe der Flotte, die sogleich nach England abgeführt wurde. Die Folge dieses Schrittes war von Seiten Napoleon's eine immer strengere Handhabung des Continentalsystems, welches den Handel Englands gänzlich lähmte und bei längerer Dauer den Sturz des britischen Staats zum Heil der ganzen civilisirten Welt unbedingt herbeigeführt haben würde. Wir müssen nothwendig dem so verschieden beurtheilten Continentalsystem ein etwas näheres Eingehen widmen, da es in seinen Wirkungen bis in die neueste Zeit herüberreicht.

Continentalsystem nennt man die nach einem geordneten Plane ausgeführten Bestrebungen Napoleon's, einestheils England von aller Verbindung mit dem Festlande von Europa mit Gewalt auszuschließen, um es zum Frieden und zur Anerkennung des Seerechts zu zwingen; anderntheils aber durch Hebung der Fabrikation und des Handels auf dem Continent von Europa diesen von England unabhängig zu machen und von seiner Tributpflichtigkeit gegen das Ausland zu erlösen. Wenn wir unbefangen zurückschauen, so müssen wir in dem Continentalsystem die herrlichste, vielleicht die einzige herrliche

Seite aus dem Buche des napoleonischen Lebens und Wirkens erblicken.

Schon vom Jahre 1805 an hatte Napoleon gesucht, sich des ganzen Seegestades von Europa zu bemächtigen oder wenigstens den überwiegendsten Einfluß auf die Uferstaaten zu gewinnen. Daher legte er auch den 1806 ausgeführten Plan an, Preußen mit England zu entzweien, indem er Hannover als Zankapfel hinwarf. Dann folgte das Decret, welches Napoleon am 21. Nov. 1806 in Berlin gab. Er erklärte in demselben die britischen Inseln zu Wasser und zu Lande in Blokadezustand, verbot allen Handel, Verkehr und Briefwechsel mit ihnen, erklärte jeden Engländer (auch den Privatmann), welcher sich in einem von französischen Truppen oder von Frankreichs Verbündeten besetzten Lande treffen ließe, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum jeder Art, die einem Engländer zugehörten, als gute Prise und verbot allen Handel mit englischen Waaren, wie er denn auch schon vorher (im October) zu Leipzig alle englischen Waaren mit Beschlag hatte belegen lassen. Kein direct von England oder dessen Colonien ankommendes Schiff sollte in irgend einem Hafen zugelassen und alle Schiffe, die durch falsche Declarationen diese Bestimmung zu umgehen suchten, gleich den englischen Schiffen mit der ganzen Ladung confiscirt werden.

Von englischer Seite erfolgten dagegen sogleich die folgenden Repressivmaßregeln: A. die Geheimeraths-Verordnung vom 7. Januar 1807. Sie verbot allen neutralen Schiffen, von einem Hafen zum andern zu fahren, wenn diese Frankreich oder dessen Verbündeten gehörten oder wenn die Engländer nicht frei nach ihnen Handel treiben durften. Jedes diese Vorschrift verletzende neutrale Schiff sollte mit der Ladung confiscirt werden. B. Durch eine fernere Verordnung vom 11. Nov. 1807 wurden alle Häfen und Plätze von Frankreich und dessen Verbündeten in Europa und dessen Colonien, überhaupt jedes Land, mit welchem England im Kriege begriffen und von dem die englische

Flagge ausgeschlossen war, denselben Einschränkungen unterworfen, als wenn sie auf das strengste blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten solcher Länder ward für verboten und die dazu gebrauchten Schiffe der Confiscation verfallen erklärt, so wie alle mit feindlichen Ursprungscertificaten versehenen Schiffe. C. Eine erläuternde Geheimeraths=Verordnung erklärte den Verkauf von Schiffen der kriegführenden Nationen an Neutrale für zum Unterschleif bestimmt und gesetzwidrig, die beabsichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungiltig.

Französischer Seits erklärte dagegen das Decret von Mailand vom 17. Dec. 1807 und ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 jedes Schiff, von welcher Nation es sei, das von einem englischen Schiffe visitirt worden sei oder sich einer Fahrt nach England unterworfen oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für entnationalisirt und dadurch für französisches Eigenthum, so wie diejenigen, welche die gegen die britischen Inseln gerichtete Blokade gebrochen hätten, aus irgend einem Hafen Englands oder seiner Colonien oder eines von den Engländern besetzten Landes ausgelaufen oder nach solchen bestimmt wären, für gute Prise. Am 3. August 1810 erschien der Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch das Decret vom 12. Sept. desselben Jahres noch erweitert wurde. Das Decret vom 13. Oct. 1810 befahl sogar die Verbrennung aller englischen Waaren, wo man solche fände. Dieses Decret wurde, so wie alle frühern und spätern Verordnungen, die sich darauf bezogen, in allen mit Frankreich in Verbindung stehenden Staaten des Festlandes mit mehr oder weniger Abänderungen angenommen und vollzogen.

Waren alle diese Verordnungen nur auf Befriedigung des napoleonischen Hasses gegen England berechnet, so erschienen aber auch gleichzeitig andere, welche äußerst segensreich waren und bezweckten, dem Continent eine Unabhängigkeit von England zu sichern. Zunächst erwähnen wir hier Napoleon's Bemühungen, die europäische Leinenindustrie zu heben, um die englische Baum=

wolle überflüssig zu machen. Die einst so blühende Leinenindustrie des nordwestlichen Deutschlands, Belgiens, Hollands und vieler Districte von Frankreich war durch die englischen Baumwollenwaaren bis zum Tode gelähmt; ihr kam die Continentalsperre zur gelegensten Zeit, sie vermochte sich wieder zu erheben und ihre eine Zeit lang zweifelhaft gewesene Zukunft war gesichert. Um aber dem Leinen auch durch Wohlfeilheit einen Vorrang zu gewähren, setzte Napoleon einen hohen Preis aus für den, welcher eine Flachsspinnmaschine erfinden würde. Die Aufgabe blieb zwar damals ungelöst, ward aber nicht wieder vergessen, so daß die Neuzeit wirklich die Flachsspinnmaschine zu Stande brachte. Ist dieselbe auch in sofern zu verwerfen, als das Maschinengespinnst an Haltbarkeit dem Handgespinnst unendlich nachsteht, so bildet sie doch so lange ein nothwendiges Gegengewicht, wie man noch die Baumwolle auf Maschinen spinnt.

Ebenso wurde jede andere Fabrikation, namentlich die der Stahlwaaren, angeeifert und unterstützt, um die englischen Fabrikate entbehrlich zu machen, und die Anerkennung, welche die deutschen Stahlwaaren gegenwärtig finden, wurzelt zu einem großen Theile in jener Continentalsperre, welche man sich gewöhnt hat, einzig als Beweis napoleonischer Tyrannei zu verdammen.

Die in neuester Zeit so wichtig gewordene Rübenzuckerfabrikation hätten wir vielleicht ohne die Continentalsperre ebenfalls nicht. Zwar hatten deutsche Chemiker bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts gezeigt, daß man nicht nur aus den Rüben, sondern auch aus manchen andern Producten des Pflanzenreichs krystallisirbaren Zucker gewinnen könne, aber es war, wie das in solchen Fällen, namentlich bei den des praktischen Sinnes entbehrenden deutschen Gelehrten, zu geschehen pflegt, bei Laboratorium-Versuchen geblieben. Jetzt zwang die Noth, für den zu einem unentbehrlichen Bedürfniß gewordenen Colonialzucker ein Surrogat zu erfinden. Wurde einestheils die Bienenzucht wieder gehoben, welche man aus Schlaffheit und Trägheit in unver-

zeihlicher Weise hatte sinken lassen, so bemühten sich andrerseits namentlich französische Chemiker, den von Deutschland aus angeregten Gedanken der Rübenzuckerfabrikation praktisch zu beleben. Die ersten Zuckerfabriken entstanden. Vermochten sie sich auch nicht zu halten, da sie noch nicht mit Vortheil zu fabriciren verstanden und der nothwendige Schutz, der ihnen durch die Continentalsperre wurde, mit Napoleon's Sturze wieder aufhörte, so ging doch der Gedanke selbst nicht wieder unter. Die Versuche wurden fortgesetzt und führten zu einem Resultate, so glänzend, daß die Rübenzuckerfabrikation nicht nur keines Schutzes mehr bedarf, sondern sogar eine hohe Steuerfähigkeit besitzt — daß der Continent wenigstens in dieser Hinsicht seine Unabhängigkeit von England sicher und dauernd errungen hat.

Ebenso verhält es sich in zahllosen andern Beziehungen. Was Friedrich der Große durch hohe Steuern nicht zu erzielen vermocht hatte — die Ersetzung überseeischer Producte durch inländische — das bahnte Napoleon durch seinen Gewaltschritt an, der zwar für Manchen damals sehr lästig war und deshalb als schändliches Unterfangen verleumdet wurde, aber in seinen wohlthätigen Folgen in unzählbaren Fäden bis zu unsern Zeiten herüberreicht, der Industrie und der Wissenschaft einen Anstoß verlieh, dessen Wirkung nicht wieder nachließ.

Zugleich suchte aber auch Napoleon den Handelswegen auf dem Continent neue Richtungen zu verleihen, durch welche sie von überseeischen Einflüssen unabhängig werden sollten. Er suchte die schon früher oft aufgetauchten Projecte einer Verbindung des Rheins mit der Donau und dem schwarzen Meere, so wie einer Kanalverbindung längs der Gestade der Nord- und Ostsee zu verwirklichen, — Riesen-Unternehmungen, denen jedoch sein baldiger Fall in den Jahren 1813 und 1814 ein Ziel setzte.

Napoleon stand während der ersten Zeit des Continentalsystems auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Ernstlicher als je dachte er jetzt daran, in England selbst einzufallen, und wandte seine ganze Thätigkeit und sein ganzes Genie auf die Erschaffung

von Seestreitkräften, die geeignet wären, denen Englands, das damals 1100 Kriegsschiffe von allen Gattungen besaß, das Gleichgewicht zu halten. Er ließ Häfen graben, die Küsten befestigen, Schiffe bauen und setzte Alles in Stand, um in einigen Jahren auf diesem neuen Schlachtfelde zu kämpfen. Aber England schaute nicht müßig zu. Da es anderwärts vorläufig nichts auszurichten vermochte, so beschloß es, von der Seite der pyrenäischen Halbinsel her Frankreichs Macht zu untergraben.

21. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel.

In Portugal hatte die Königin Maria Francisca Isabella, Tochter des Königs Joseph I., nach des Letztern am 23. Febr. 1778 erfolgtem Tode den verdienstvollen Minister Pombal vom Ruder verdrängt. Alle Gewalt ward damals zwischen dem ungebildeten Adel und einer fanatischen Geistlichkeit getheilt; die Jesuiten, wenn gleich nicht als Orden hergestellt, gewannen doch von neuem Einfluß, und zur Ehre der Religion loderte wieder die Flamme des Scheiterhaufens. Der schon unter Joseph auf amerikanischem Boden mit Spanien begonnene Krieg wurde durch einen Frieden beendigt, in welchem zwar Portugal die verlorene Insel St. Katharina wieder erhielt, aber dagegen die Colonie Santo Sacramento, so wie die Insel Gabriel, später auch die Inseln Anna Bono und Fernando del Po, an der Küste von Guinea, an Spanien abtrat. In dem großen Kriege zwischen England, Frankreich, Spanien und den aufrührischen Colonien in Nordamerika blieb Maria Francisca streng neutral und erlangte dadurch für Portugals Handel bedeutende Vortheile Aber es trafen sie andere Verluste, denn 1786 starb ihr Gemahl Don Pedro III., den sie zum Mitregenten angenommen hatte, 1788 der Prinz von Brasilien (dies war bis 1816 der Titel des Kronprinzen von Portugal) und sie selbst verfiel 1792 in eine Gemüthskrankheit. Dieser Umstand veranlaßte ihren Sohn, Johann Maria Joseph, der seit seines Bruders

Tode Prinz von Brasilien war, sich der Regentschaft zu unterziehen.

Nachdem die Königin 1799 in gänzlichen Wahnsinn verfallen war, übernahm der Regent als Johann VI. unbeschränkt die Regierung. Diese bietet uns aber ein trauriges Bild der Verwirrungen, welche, von dem revolutionären Frankreich ausgegangen, auch in Portugal Eingang gefunden hatten. Hier waren seit langer Zeit die Cortes nicht zusammenberufen worden, und jetzt, wo das monarchische System in den vom Freiheitsschwindel trunkenen Franzosen die gefährlichsten Feinde erkannte, schien es nicht gerathen, die eingeschlummerte Kraft der Reichsstände zu wecken. Johann's enge Verbindung mit England zwang ihn, gegen Frankreich zu kämpfen, allein die bedeutenden Nachtheile, welche sehr bald dem portugiesischen Handel aus diesem Kampfe entsprangen, ließen ihn 1797 in Unterhandlungen mit Frankreich treten, die er jedoch schon nach zwei Jahren (1799), als die französische Republik von mehrfachem Unglück betroffen ward, wieder aufhob, um sich von neuem an England anzuschließen, so wie auch ein besonderes Bündniß mit Rußland abzuschließen. Kaum aber hatte der erste Consul Buonaparte seine Macht befestigt, so zwang er Spanien 1801, an Portugal den Krieg zu erklären. Indeß schon in demselben Jahre kam der Friede von Badajoz zu Stande, in welchem Portugal Olivenza nebst seinen Umgebungen an Spanien abtreten und seine Häfen den englischen Schiffen verschließen mußte. Der in demselben Jahre mit Frankreich abgeschlossene Friede kostete einen Theil von Guyana. Zugleich war die Lage des Staates eine sehr mißliche geworden. Während der feindseligen Stellung gegen Frankreich hatte Portugal nicht nur die an und für sich nöthigen Opfer bringen müssen, sondern auch sein Handel hatte durch die französischen Kaper bedeutend verloren; der Verkehr mit Brasilien war fast ganz aufgehoben gewesen, Anleihen vergrößerten die Staatsschuld, und das Papiergeld, zu dessen Einführung man sich genöthigt sah, untergrub den Staatscredit.

Auch nach Abschluß des Friedens von Amiens 1812 blieb

der alles Gute wollende Regent in einer höchst schwankenden Stellung und konnte sich nur durch die größten Opfer einen gewissen Schein von Unabhängigkeit geben. Doch auch dieser Schein der Selbständigkeit hörte auf, nachdem der Kaiser Napoleon durch einen geheimen Vertrag mit Spanien den Untergang des Hauses Braganza und die Theilung Portugals beschlossen hatte. Furcht und Schrecken bemächtigte sich des königlichen Hofes und aller Portugiesen, und endlich entschloß sich der Regent auf Antrieb Großbritanniens zur Ausführung eines, schon von Pombal beim Ausbruche des spanischen Kriegs 1762 gemachten Vorschlags, nämlich: unter englischem Schutze mit dem Hofe und allen Schätzen nach Brasilien zu gehen und von dort aus sich durch Eroberung der spanischen Colonien für den Verlust in Europa zu entschädigen. Frankreich, von diesem geheimen Plan des Lissaboner Cabinets unterrichtet, bot Alles zur Verhinderung desselben auf. In Eilmärschen ging der französische Marschall Junot vor und überschritt bald Portugals Grenze. Die dringenden Vorstellungen des englischen Ministers Lord Strangfort und des Admirals Sir Sydney Smith nöthigten den Regenten zur raschen Ausführung seines Entschlusses. Am 26. Nov. 1807 erließ er eine Abschiedsproclamation an sein Volk, setzte eine Regentschaft von 6 edlen Portugiesen ein und bestieg am 27. Nov. mit seiner wahnsinnigen Mutter, seiner Gemahlin Charlotte Joachime, der Schwester Karl's IV. von Spanien, und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses die zur Ueberfahrt nach Brasilien bestimmten Schiffe. Ihn begleiteten die Großen des Hofes und eine Menge angesehener Privatpersonen; auch die wichtigsten Papiere, so wie den Schatz nahm er mit. Noch an demselben Tage zog der Marschall Junot an der Spitze seines Vortrabes in Lissabon ein und bemächtigte sich aller festen Schlösser. — So ward also Portugal ganz den Händen Frankreichs überlassen und seines Herrschers beraubt.

Von dem Kaiser Napoleon mit den gemessensten Befehlen versehen, stellte Junot jeder Widersetzlichkeit von Seiten der Portugiesen gefällte Bajonnette und Kanonen entgegen, und der Auf=

stand zu Lissabon am 13. December 1807 hatte daher keine andern Folgen, als daß die Straßen der Hauptstadt von dem Blute ihrer Bürger geröthet und mit den Leichen derselben bedeckt wurden. Das steigerte auf der einen Seite die Erbitterung der Portugiesen, auf der andern die Wachsamkeit der Franzosen, obgleich die Letztern neben rücksichtsloser Gewalt auch friedliche Mittel versuchten, und die empörten Gemüther durch Vorhaltung der großen Wohlthaten, die der unüberwindliche Kaiser Napoleon den Portugiesen zugedacht, zu besänftigen bemüht waren. Vielleicht hätten dergleichen hochtönende Phrasen einigen Eingang gefunden, hätte nicht zu derselben Zeit die Ungerechtigkeit der französischen Gewaltherrschaft in Spanien in diesem Lande einen allgemeinen Aufstand veranlaßt. Kaum war das Gerücht davon nach Portugal gedrungen, als man sich auch hier zu gleichen Anstrengungen anschickte. Diesen günstigen Augenblick benutzten die Engländer; durch geheime Unterhändler regten sie den Geist des Aufruhrs noch mehr an und versprachen den Bedrängten kräftige Hülfe. So fingen die Portugiesen, mit Kriegsbedürfnissen aller Art von England unterstützt, den Kampf gegen Junot an, der für seine bis dahin verrichteten glorreichen Thaten von Napoleon den Titel eines Herzogs von Abrantes erhalten hatte. Es bildete sich zu Oporto eine provisorische Junta, und besonders war es die Provinz Entre Minho e Duero, wo die Volksbewegung einen allgemeinen Charakter annahm. Zwar verloren die Portugiesen in diesen ersten Kämpfen unendlich viel, aber bereits zu Anfang des August 1808 landeten die Engländer oberhalb Peniche und in der Bucht von Mondego. Arthur Wellesley, nachmals Herzog Wellington, der Anführer der Briten, zog sogleich eine portugiesische Truppenabtheilung von etwa 6000 Mann, unter Gomez Freyre d'Andrade, an sich, und nach mehren kleinen Gefechten besiegte er Junot am 11. Aug. 1808 bei Vimeira. Dieser glänzende Sieg führte den Vertrag von Lissabon am 30. Aug. herbei, dem zufolge Portugal von den Franzosen geräumt wurde. Auf englischen Schiffen ward das französische Heer nach Frankreich übergesetzt. Diese schonende

Behandlung erregte unter den Portugiesen Mißvergnügen; man fürchtete das Ueberwiegende des englischen Einflusses, und so bildeten sich einzelne Insurgentenhaufen, die für sich selbst Züge unternahmen und Aufrufe des Inhalts erließen, daß sie keiner andern Regierung noch Gewalt, als der von dem Prinzen von Brasilien eingesetzten Regentschaft, Gehorsam leisten würden.

Nach Räumung Portugals von den Franzosen war ein Theil des englischen Heeres nach Spanien aufgebrochen, um hier den Kampf gegen den Erbfeind fortzusetzen. Das benutzte der französische Marschall Soult. Er drang zu Anfang des Jahres 1809 in das nördliche Portugal ein und trug bei Oporto einen glänzenden Sieg über die Portugiesen davon. Mangel an Kriegs- und Lebensbedürfnissen zwang indeß Soult zum Rückzuge, wogegen im Jahre 1810 der Marschall Massena, Herzog von Eßlingen auf den Kampfplatz trat, ihm gegenüber aber Lord Wellington an der Spitze eines aus Briten und Portugiesen vereinigten Heeres von 48,000 Mann. Vor Lissabon, in einer Ausdehnung von 10 Stunden, stellte Wellington seine Streitkräfte auf. Er war in dieser Stellung unbezwingbar, und Massena verschwendete 5 Monate vor diesen berühmten „Torres Vedras", ohne irgend etwas unternehmen zu können. Die Franzosen mußten 1811 zum dritten Male zurückweichen, und die Portugiesen folgten unter Wellington ihren Feinden fast auf dem Fuße, um auch in Spanien für die allgemeine Befreiung zu kämpfen. —

In diesem letztgenannten Lande war der gute König Carlos III., beweint von allen seinen Unterthanen, am 13. December 1788 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger, Carlos IV., folgte anfangs, unter Mitwirkung des würdigen Grafen Aranda, des treuen Ministers seines Vaters, den väterlichen Grundsätzen, ward aber bald nach dem Antritt seiner Regierung in Folge des von seinem Vater unterzeichneten bourbonischen Familienvertrages *) in die französischen Revolutionshändel verwickelt. Kaum

*) Am 15. August 1761 zwischen Frankreich, Spanien, Lucca und Neapel geschlossen. Die bourbonischen Höfe garantirten sich in demselben gegenseitig ihre Besitzungen.

war das Haupt Ludwig's XVI. durch das Beil des Henkers gefallen, so hörten von Seiten Spaniens alle friedlichen Verhältnisse mit Frankreich auf, und schon am 13. März 1793 erklärte die französische Republik an Spanien den Krieg, der nach dem Abgange des würdigen Aranda von dessen Nachfolger Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, später Friedensfürst genannt, zwar mit einigem Glück geführt wurde, vom Jahre 1794 an aber für Spanien eine so traurige Wendung nahm, daß sich Carl IV., auf Antrieb des Herzogs von Alcudia, der dafür eben den kaum erwähnten Beinamen erhielt, zum Frieden entschließen mußte, der zu Basel am 22. Juli 1795 zu Stande kam.

Wir dürfen es nicht unterlassen, hier, wenn auch in größter Kürze, unsern Lesern Einiges über den erwähnten Manuel Godoy mitzutheilen. Derselbe war 1767 oder 1768 zu Badajoz geboren — ob von edlem Herkommen muß dahingestellt bleiben. Mit seinem Bruder Luis war er ziemlich jung nach Madrid gegangen, um dort durch Guitarrenspiel und Gesang sein Leben zu fristen. Zufällig fand Luis Eingang bei einer Kammerfrau der Königin und erzählte derselben, daß sein Bruder noch weit besser singen und spielen könne. So kam es, daß Manuel an den Hof eingeladen wurde. In der That bezauberte er den König — noch mehr aber die Königin, der auch seine einnehmende Persönlichkeit nicht gleichgiltig blieb. Endlich gewann er den ganzen Hof, wobei ihn sein Talent zur Intrigue nicht wenig unterstützte. Im Jahre 1787 ernannte ihn der König zu seinem Adjutanten, 1791 zum General-Adjutant der Leibgarde und zum Großkreuz des Ordens Karl's III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, ersten Minister und Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, dann bei dem erwähnten Friedensabschluß mit Frankreich (1795) zum Friedensfürsten, zugleich aber zum Grande erster Classe. Und damit er seinem neuen Stande gemäß leben könnte, schenkte ihm der — in allen Dingen von seiner Gemahlin geleitete — König eine Domaine mit 50,000 Piastern Einkünften.

Indeß war der Friede von Basel der erste Grund zu des

Günstlings Sturz. Denn es folgte demselben zwar 1796 ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß mit der französischen Republik, aber von Seiten Englands, das schon mit dem Baseler Frieden unzufrieden war, eine Kriegserklärung an Spanien. Die spanische Flotte ward noch in demselben Jahre beim Cap St. Vincent von den Engländern geschlagen, Minorca und Trinidad gingen verloren und die Häfen Spaniens, besonders der von Cadix, wurden von englischen Schiffen blokirt. Alle diese harten Schläge zerrütteten die Angelegenheiten Spaniens, seine Finanzen sanken immer tiefer und dennoch mußte es sich auf Betrieb Frankreichs dazu entschließen, gegen Portugal, dessen König der Schwiegersohn Karls IV. war, die Waffen zu ergreifen. Zwar ward der Streit, wie wir schon oben sahen, durch den Frieden von Badajoz beigelegt, aber Buonaparte, damals erster Consul von Frankreich, nahm Spanien diese Uebereilung sehr übel und fügte ihm 1802 durch den Frieden von Amiens den gänzlichen Verlust der Insel Trinidad zu, welche von den Briten in Besitz genommen wurde. Schon vorher hatte Spanien in dem Frieden von Luneville Parma und Louisiana an Frankreich abtreten müssen, wogegen der Erbprinz von Parma, der Schwiegersohn Karls IV., zum König von Hetrurien ernannt worden war.

Auf diese Weise ganz an das Interesse Frankreichs geknüpft, wurde Spanien bei dem Ausbruche des neuen Krieges zwischen Großbritanien und Frankreich gleichsam gezwungen, thätigen Antheil an demselben zu nehmen und büßte in der Seeschlacht bei Trafalgar 1805 zehn Linienschiffe ein, ein Verlust, der die Noth des Madrider Kabinetts über die Maßen vergrößerte. Um sich von den französischen Ketten loszumachen, beschloß der Friedensfürst im October 1806, gerade als der Kaiser Napoleon zum Krieg gerüstet in Deutschland stand, das spanische Volk zu den Waffen zu rufen, ein Act, der Spaniens Unglück mit Riesenschritten herbeiführte, denn, vom Glück begünstigt, schloß Napoleon 1807 den für ihn so vortheilhaften Frieden von Tilsit und wandte sich nun mit aller Macht gegen Spanien, seine feindlichen Absichten mit dem Vorwande verschleiernd, daß er

Portugal für seine Theilnahme an England züchtigen wolle. Um aber diesem Vorwande den Schein der Aufrichtigkeit zu geben, schloß er zu Fontainebleau mit Spanien einen geheimen Vertrag, kraft dessen Portugals Theilung, gegen welches Karl IV. ebenfalls die Waffen ergreifen mußte, so bestimmt wurde, daß die Provinzen zwischen dem Minho und Duero der Königin von Hetrurien unter dem Titel eines Königreichs des nördlichen Lusitaniens, dem Friedensfürsten Algarbien und Alemtejo, dem Könige von Spanien aber das Protectorat über diese neuen Reiche zuerkannt werden sollte. Das übrige Portugal sollte bis zum allgemeinen Frieden besetzt bleiben und nur gegen Herausgabe von Gibraltar und Trinidad künftig Eigenthum des Hauses Braganza werden. Auch die portugiesischen Colonien betraf dieser Theilungsvertrag, wobei Napoleon die Eitelkeit des Königs von Spanien dadurch anzuregen suchte, daß er ihm vorschlug, den Titel eines Kaisers von Amerika anzunehmen.

Durch diese listigen Unterhandlungen gelang es dem Kaiser der Franzosen, seine Absichten auf Spanien unbemerkt vorzubereiten. Der König von Spanien, Napoleon für seinen Freund haltend, sandte für diesen ein spanisches Heer nach Dänemark, ein anderes nach Toscana. In das von seinen eignen Truppen entblößte Land zogen dagegen unter dem Vorwande der Operation gegen Portugal nach und nach 40,000 Mann Franzosen ein. Zugleich wurden Napoleon's Absichten durch die in dem Schoße der spanischen Königsfamilie ausgebrochenen Zwistigkeiten begünstigt.

In Spanien war nämlich das Regiment des Günstlings allmälig immer verhaßter geworden. Je mehr der König ihn hob, je unglücklicher alle politischen Unternehmungen desselben ausfielen, desto mehr murrte das Volk. Godoy war schon früher mit einer Josephine Tudo verheirathet, aber die Königin war eifersüchtig auf dieselbe geworden; er mußte sich von derselben trennen und der schwache König vermählte ihn 1797 mit Donna Maria Theresia von Bourbon, einer Tochter seines Bruders, des Infanten Don Luis. Die Genealogen des Hofes mußten

bei dieser Vermählung mitwirken, indem sie einen Stammbaum aufstellten, welcher den Friedensfürsten zum Nachkommen des Kaisers Montezuma machte. 1798 sah sich Godoy zwar schon genöthigt, in Folge der innern Zerrüttungen des Landes sein Ministerium niederzulegen, aber darum blieb er fortwährend in der Gunst des Königs und der Königin, ward General-Capitän der Flotte, 1801 Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht, sowie Großadmiral von Castilien, und bekam eine Gehaltszulage, die ihm fürstlich zu leben erlaubte. Der König verlieh ihm den Titel Durchlaucht und wollte ihn wie seine eigene Person geehrt wissen. Da beging der Günstling noch die schon erwähnte Unklugheit, die Spanier unter die Waffen zu rufen gegen Napoleon, — gegen Napoleon, der ihm weit überlegen war, der unter trügerischen Verhandlungen jetzt seine Truppen nach Spanien überführte und den Kronprinzen von Spanien (Prinz von Asturien) zum Sturz der Bourbonen in Spanien benutzte.

Ferdinand, Prinz von Asturien, hatte sich nämlich an die Spitze der Opposition gegen den Friedensfürsten gestellt und zum Organ der Beschwerden gegen den Günstling bei dem Könige gemacht. Zugleich wandte er sich an Napoleon, diesen um seinen Schutz und um die Hand einer seiner Nichten zu bitten. Das Geheimniß dieser Correspondenz ward aber dem Günstling verrathen, der die gebotene Gelegenheit zum Verderben des Prinzen benutzte, ihn einer Verschwörung gegen den Thron und das Leben seines Vaters zu beschuldigen, seiner Papiere zu berauben und zu einer förmlichen Untersuchung zu ziehen. Aber die eingesetzte Junta sprach den Prinzen frei. Der Günstling begab sich nun selbst zu dem Prinzen von Asturien, spielte den Freund und beredete ihn, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dieß that derselbe am 5. November 1807, worauf der König den Brief seines Sohnes in die Zeitungen einrücken ließ und durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue die strafbare Verirrung desselben väterlich verziehen habe.

Indeß waren die französischen Truppen bereits in Spanien

eingezogen und ihnen, als Verbündeten, die Thore von Figueras, Barcelona, St. Sebastian und Pampluna geöffnet. Die spanischen Truppen bewegten sich in der Richtung nach Portugal. Da schienen dem Friedensfürsten plötzlich die Augen über Napoleons geheime Absichten aufzugehen. Er beredete den Hof, Aranjuez zu verlassen und nach Sevilla zu gehen. Man sagte sogar, daß er eine Flucht nach Mejico beabsichtigte. Das Volk von Madrid gerieth darüber in Bewegung. Es stürmte nach Aranjuez. Hier dachten die königlichen Garden, wie das Volk. Ihre Wuth brach am 18. März 1808 gegen den Günstling los. Er ward auf einem Dachboden entdeckt, gemißhandelt und nur mit Mühe durch den Prinzen von Asturien gerettet, der dem Volk versprach, daß der Friedensfürst vor ein Gericht gestellt werden sollte. Auch in Madrid und andern Orten äußerte sich der Haß gegen denselben auf eine furchtbare Weise. Alles, was ihm gehörte, selbst nützliche Anstalten, die er eingerichtet, wurden zerstört oder verbrannt; aber nichts ward geraubt.

Der Aufruhr vom 18. März hatte den schwachen Karl IV. so in Angst gesetzt, daß er am 19. die Krone niederlegte zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen von Asturien. Er meldete das in einem Briefe vom 20. März dem Kaiser Napoleon. Unter allgemeinem Jubel ward Ferdinand VII. zum König ausgerufen — die Völker sind ja noch immer kindlich genug, um bei jeder Neuerung zu jubeln! Am 24. März hielt er seinen feierlichen Einzug in Madrid, das bereits am 23. von Murat, Großherzog von Berg, Oberbefehlshaber des französischen Heeres, auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt war, und sandte drei spanische Granden an den Kaiser Napoleon, diesem seine Thronbesteigung anzuzeigen. Allein Napoleon beschied dieselben nach Bayonne, wo er selbst am 15. April ankam.

Unterdessen hatte Karl IV. von seiner Gemahlin, die für das Leben ihres Günstlings zitterte, bewogen, seine Abdankung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er dem Großherzog von Berg zustellen ließ, widerrufen. An demselben Tage hatte auch die Königin an Murat geschrieben und ihn um Schutz,

namentlich für den Friedensfürsten, gebeten, dem Briefe noch die Bemerkung beifügend: „Sie wünsche sich mit dem König und dem Fürsten an irgend einen Ort zu begeben, der ihrer Gesundheit zuträglich sei". Dann meldete Karl IV. auch dem Kaiser Napoleon, der bereits durch Murat von Allem unterrichtet war, seinen Widerruf, und so sah sich der französische Herrscher fast gezwungen, bei dem Zwiespalt der königlichen Familie das Richteramt zu übernehmen. Murat verschob es daher, Ferdinand VII. als König anzuerkennen, gab dem alten König eine Leibwache von französischen Truppen und ersuchte den jungen König, den Friedensfürsten an Napoleon auszuliefern, selbst aber dem letztern bis Burgos entgegen zu reisen. Napoleon hatte nämlich das Gerücht verbreitet, daß er selbst nach Madrid kommen wollte, da ihm daran lag, die ganze königlich spanische Familie nach Bayonne zu locken.

Das Volk widersprach laut der Abreise des jungen Königs, aber Napoleons Abgesandter, der General Savary, bestimmte Ferdinand VII. am 8. April zu derselben, indem er ihm versicherte, daß er von Napoleon sofort als König anerkannt werden würde. Ferdinand ging nun bis Vittoria dem Kaiser entgegen, und als dieser nicht kam, überschritt er die Pyrenäen und begab sich nach Bayonne. Mehre hellsehende Männer riethen von diesem Schritte ab, — das Volk versuchte mit Gewalt den König in Spanien zurückzuhalten. Aber die Vertrauten des Letztern, der Minister Cevallos — der bei der Revolution von Aranjuez auf Ferdinands Seite getreten war, — Escoiquiz — früherer Lehrer des Prinzen von Asturien, Feind des Friedensfürsten, — der Herzog von Infantado — Freund Ferdinands und Hauptleiter der Verschwörung gegen den Friedensfürsten, — sie waren es, welche dem Monarchen Muth einsprachen. Französische Truppen mußten das der Reise sich widersetzende spanische Volk mit den Bajonetten zurücktreiben — und Ferdinand eilte seinem Loose entgegen.

Zwar empfing Napoleon seinen Gast bei dessen Ankunft in Bayonne am 20. April 1808 mit großen Freundschaftsbezeug=

ungen, — aber schon nach den ersten Besuchen kündigte Savary dem König an, Napoleon verlange von ihm, daß er Verzicht auf den spanischen Thron leiste. Da sich Ferdinand hierzu nicht verstehen wollte, so zog Napoleon den alten König mit in das Spiel. Die von Ferdinand VII. in Madrid niedergesetzte Regierungs-Junta mußte den Friedensfürsten an Murat ausliefern, worauf derselbe am 26. April in Bayonne ankam. Ihm folgten am 1. Mai der König und die Königin, dann die übrigen Glieder der königlichen Familie, mit Ausnahme des Cardinals von Bourbon (Sohn des erwähnten Infant Luis) und seiner Schwester, der Gemahlin des Friedensfürsten. Jetzt wurde der gegen seinen Sohn auf das höchste aufgebrachte Karl IV., vor dem Ferdinand als Unterthan und Rebell wie vor einem Richter stand, leicht durch den Friedensfürst und die Königin — die sogar von Napoleon verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutgerüst schicke — vermocht, seinen Sohn und seine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien zu opfern und dagegen ein Jahrgeld von Napoleon anzunehmen. Lange widerstand Ferdinand; aber die Drohung, daß man ihn als einen Majestätsverbrecher, der sich gegen das Leben seiner königlichen Eltern verschworen, richten werde, vermochte ihn endlich, am 5. Mai unbedingt die Krone an seinen Vater zurückzugeben. Schließlich erpreßte Napoleon von dem sich sträubenden Prinzen mit dem Drohworte: „Prinz, Sie haben nur zwischen Abtretung und Tod die Wahl!" am 10. Mai die Entsagung auf alle seine Rechte in Spanien. Dieselbe Erklärung gaben die Infanten Don Carlos und Don Antonio ab; selbst der Cardinal von Bourbon erkannte in einem Schreiben (Toledo, den 22. Mai) diese Abtretung an und huldigte Napoleon als dem nunmehrigen Oberherrn von Spanien und Indien. Der Infantin Marie Louise, der im November 1807 gewaltsam das 1801 gestiftete, erst von ihrem Gemahl Ludwig, Erbprinz von Parma, dann von ihr regierte Königreich Etrurien von Napoleon wieder entrissen war, wurde bei diesem Vertrage zwischen dem gallischen Imperator und der spanischen Königsfamilie mit keinem Worte gedacht.

So war also auch Spanien dem französischen Kaiserreiche einverleibt, und Frankreich bezahlte der entthronten Königsfamilie ein Jahrgeld. Karl IV., seine Gemahlin, der Friedensfürst und die Königin von Etrurien begaben sich zunächst nach Compiegne, dann, nach mehrfachem Ortswechsel, nach Rom. Der Prinz von Asturien und die Infanten wurden in Valencay, einem Schlosse des Fürsten Talleyrand, von Gendarmen bewacht. Napoleon aber berief als gegenwärtiger König von Spanien eine Junta von 150 spanischen und amerikanischen Abgeordneten nach Bayonne. Dann ernannte er seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, zum König von Spanien und Indien, indem er die Unabhängigkeit der spanischen Monarchie in ihren bisherigen Grenzen anerkannte. Den 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen König, der am 7. Juni in Bayonne angekommen war, sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Sie bestand nur aus 90 Deputirten. Den 7. Juli war die spanische Constitution von 150 Artikeln entworfen und beschworen, worauf König Joseph von den Mitgliedern der Junta und den Ministern des vorigen Königs begleitet, den 9. Juli Bayonne verließ und den 20. seinen Einzug in Madrid hielt.

Napoleon zweifelte nicht im entferntesten an dem Gelingen seines kühnen Planes. „Glauben Sie mir, Canonicus," hatte er zu Escoiquiz gesagt, „Länder, wo es viele Mönche gibt, sind leicht zu unterjochen. Ich weiß das aus Erfahrung. In jedem Falle wird der Widerstand nicht groß sein." Wie wenig kannte er das Land und die Nation! Wie wenig den spanischen Mönch, der zu allen Zeiten fanatisch und stolz auf sein Vaterland war!

Die aufgeklärten Spanier wünschten eine bessere Staatseinrichtung. Es erwachte sogar hier und dort die alte Vorliebe für einen Habsburg von Neuem — man sprach von dem Erbherzog Karl. Aber der größere Theil mochte doch das Neue, wenn auch Bessere, nicht von einem fremden Volke empfangen. Am wenigsten wollte man das Neue von den Franzosen, — am allerwenigsten von Napoleon. Dieser hatte Ferdinand VII. arg-

listig und unredlich in das Garn gelockt; er hatte das Vertrauen eines Theils der spanischen Nation betrogen; er hatte den Friedensfürsten dem Nationalgericht entzogen; er wollte jetzt das stolze Volk mit einem auf 80,000 Mann angewachsenen Heere in Unterwürfigkeit erhalten. Da schlug die Stunde, in der das Volk erwachte — zuerst, schon im Mai, in Aragonien, dann in Sevilla, in Badajoz, in Oviedo, in Asturien.

Palafox — vollständig Don Joseph von Palafox y Melzi, später Herzog von Saragossa, aus aragonischer Familie und 1780 geboren, als einfacher Soldat bei der spanischen Garde eingetreten und bis zum General emporgestiegen — Palafox, welcher Ferdinand VII. nach Bayonne begleitet hatte, erschien unerwartet in Saragossa und überbrachte den Befehl des Prinzen von Asturien, die Waffen zu ergreifen. Dieser Anregung hatte es nur bedurft, und furchtbar brach des Volkes Wuth aus gegen die Franzosen und deren Anhänger. Selbst mehre Spanier von hohem Range fielen als Opfer. Der Adel und die Behörden gehorchten dem Ungestüm des Volks.

Ganz Spanien wurde eine Vendée, der Krieg ein allgemeiner Kreuzzug. Die französischen Heere waren zu schwach, nur die Hauptpunkte zu besetzen; kaum konnten sie das offene Feld behaupten. Der Marschall Moncey, welcher das 3. französische Corps in Spanien befehligte, beschoß vergebens Valenzia und mußte sich wieder zurückziehen. General Dupont war am Schluß des Mai mit drei Divisionen nach dem von der Natur selbst befestigten Andalusien marschirt, hatte Cordova und Jaen unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligste war dabei gemißhandelt. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegfeuer, einem Jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Diese Anweisung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald sah der spanische Insurgenten-Feldherr Don Xaver von Castannos sein Heer auf 30,000 Mann angewachsen. Doch weniger diese Zahl, als die strategischen Operationen des spanischen Heerführers, die Hungersnoth und Seuchen in der französischen Armee, be-

reiteten dem General Dupont ein Schicksal vor, das nicht nur für ihn, sondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von entscheidenden Folgen war. Nach mehrtägigen verzweiflungsvollen Gefechten bei Baylen mußte am 23. Juli die von den Spaniern eingeschlossene französische Armee — 17,000 Mann stark, nachdem 3000 Mann auf dem Platze geblieben waren — capituliren und mußte über Rochefort nach Frankreich zurückkehren.

Durch diesen Erfolg ward der Spanier Kühnheit zum wildesten Trotz entflammt. Wenn an zahlreichen andern Orten, so zeigte sich das besonders in Sarogossa.

Hier hatte, nachdem die Franzosen im Mai Meister von Madrid geworden waren, der Generallieutenant Guillermi als Statthalter von Aragonien seinen Sitz genommen. Aber das Volk zeigte nie Achtung vor ihm. Ein *Tio Jorge* und ein *Tio Maria* (*Tio* bedeutet Oheim und ist ein Titel für ältere Personen, die nicht den Ehrentitel *Senhor* haben) leiteten die untern Volksklassen. Unter ihrer Anführung hatte schon am 28. Mai 1808 ein Haufe Bauern die Wache des Statthalters entwaffnet und gerufen: „Es sterbe Murat! Es lebe Ferdinand! Gebt uns Waffen!“ Guillermi wurde als Gefangener in das Schloß Aljaferia gebracht und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des Zeughauses und Mori berief eine Junta der angesehensten Personen. Das Volk erklärte sich sofort gegen die Franzosen und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Mori ersuchte nun den General Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte dieser seinen Sitz im Kriegsrath genommen, so ward letzterer von dem Volke gezwungen, Palafox zum General-Capitän zu ernennen. Jetzt trat blinder Gehorsam an die Stelle der Unordnung und ganz Aragonien erkannte den General Palafox als Statthalter des rechtmäßigen Königs an. Es fehlte aber an Linientruppen und Geschütz. Von letzterem hatte man nur 16 Stück. Palafox bildete sofort eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Officieren. Eine Schaar derselben bestand aus

den Studenten der Universität. Unter diesen war auch der nachmals so berühmte General Mina, der Neffe. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet. Spanische Regimenter, die mit den französischen Besatzungen in Pampluna und Madrid vereinigt waren, lösten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer an der Kriegsschule von Alcala.

Gleichzeitig erhob sich fast ganz Spanien zum Kampfe für die Unabhängigkeit und der allgemeine Kriegsruf war: „Siegen oder Sterben für das Vaterland und für Ferdinand VII.!" Schon am 6. Juni hatte die Junta von Sevilla, als oberste Insurrections=Behörde, das Kriegsmanifest erlassen; der Rath von Castilien befahl jetzt auch noch die Aushebung von 300,000 Mann. Am 14. Juni mußte sich die französische Escadre in Cadix ergeben.

Aber nun rückte der französische General Lefevre=Desnouettes von Pampluna aus über Tudela gegen Saragossa vor. Er schlug die Truppen zurück, die ihm Palafox entgegenstellte. Schon drang die Vorhut der Franzosen am 16. Juni in die Stadt ein, zog sich aber, als sie die Entschlossenheit erkannte, mit welcher die Bürger sich vertheidigten, wieder zurück. Nun verschanzten sich die Einwohner. Binnen 24 Stunden war die bisher offne Stadt gegen einen Ueberfall gesichert. Noch wollte Palafox mit 8000 Mann zusammengeraffter Mannschaft das freie Feld behaupten, allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er sich in die Stadt werfen. Da zog das Belagerungsheer heran. Saragossa ward eingeschlossen. Nach mehren vergeblichen Angriffen erstürmten die Franzosen, 400 Polen an der Spitze, das Kloster St. Joseph, welches von aragonischen Bauern vertheidigt wurde, hierauf das Kapuzinerkloster, dann den Monte Torrero, die sämmtlich außerhalb der Stadt liegen. Zwei Befehlshaber, die hier der Uebermacht weichen mußten, wurden von den erbitterten Einwohnern erschossen. Vergeblich stürmten dagegen die Franzosen mehre Thore der Stadt. Auch der Fortgang ihrer Belagerungsarbeiten wurde durch tägliche Ausfälle

und durch den ununterbrochenen kleinen Krieg mit den Bauern gestört.

Indeß war, wie wir bereits erzählten, der Aufstand im mittlern und nördlichen Portugal ausgebrochen, — war am 4. Juli die Erklärung der britischen Allianz mit der spanischen Nation erfolgt, — war General Cuesta aus Galizien mit 40,000 Mann hervorgebrochen, hatte am 14. Juli den Marschall Bessières bei Medina angegriffen, war aber nach hartem Kampfe und nachdem von beiden Seiten 27,000 Mann auf dem Schlachtfelde geblieben, zum Rückzuge genöthigt, — hatte König Joseph, der es anerkannte, daß er die Macht nicht besitze, die Insurrection zu unterdrücken, am 31. Juli Madrid wieder verlassen und war bis Vittoria zurückgewichen. Aber der Kampf um Saragossa war noch nicht beendet. Am 3. August nahm die Beschießung ihren Anfang. Sturmlücken erleichterten den Angriff. Schon den 4. Aug. drangen die Polen, obgleich mehrmals zurückgeschlagen, in das Kloster St. Engracia ein und setzten sich in der Straße gleiches Namens fest. Der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt. Die Polen wurden beim weitern Vordringen mit Verlust zurückgeschlagen. Plünderung, Mord und Brand erfüllten den eroberten Theil der Stadt mit namenlosem Elend. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des die Stadt durchschneidenden Corso, während auf der andern die Aragonier mit Erbitterung fochten. Priester feuerten durch Gelübde und Beispiel den Muth an. Die Weiber pflegten die Verwundeten, traten auch wohl selbst in die Reihen der Streitenden. Eine Frau, deren Mann, ein Artillerist, geblieben war, übernahm seine Stelle und seinen Dienst. Besonders zeichnete sich in dieser Beziehung die bekannte Augustine, das Mädchen von Saragossa, aus, das so vielfach in Gedichten (besonders in Byron's Childe Harald) und Gemälden gefeiert ist. Man rief zur heiligen Jungfrau del Pillar (vom Pfeiler); ihr Heiligthum wollte man schützen, und ihm dankte man die Rettung der Stadt. Der Feind begnügte sich, ein Haus nach dem andern zu erobern. Vom 4. bis zum 14. August konnte er sich nur

vier Häuser bemächtigen. Ein einziges kostete ihm einen sechzehntägigen Kampf. Indeß waren in dem Lager der Franzosen all' die Ereignisse bekannt geworden, welche wir schon wissen; die Niederlage bei Baylen und die Flucht Joseph's von Madrid nach Vittoria. Zugleich rückte ein spanisches Heer von Valencia her zum Entsatze von Saragossa herbei. Unter solchen Umständen hielten es die Belagerer für das Gerathenste, schleunig den Platz zu verlassen. In der Nacht vom 14. zum 15. August hoben sie die Belagerung auf, warfen ihr schweres Geschütz in einen Canal des Ebro und zogen ab. Das Volk aber jauchzte freudetrunken: „Es lebe Unsere liebe Frau vom Pfeiler und der General Palafox!"

Napoleon hatte indeß schon erkannt, daß er sich hinsichtlich der Spanier getäuscht habe, und seine alten sieggewohnten Krieger vom Niemen herbeigerufen. Aber die Entfernungen, welche durcheilt werden mußten, waren zu groß, und Joseph's Noth in Spanien ward immer drängender. Die nach Dänemark versetzte spanische Armee war auf englischen Schiffen in die Heimath zurückgekehrt und am 9. Oct. bei St. Ander gelandet; Wellesley hatte Junot in Portugal zur Capitulation gezwungen und rückte nun mit seinem Heere ebenfalls nach Spanien ein. Da, am 6. Nov. 1808, kam Napoleon endlich mit seiner Heeresmacht nach Spanien, und schon am 10. schlug Soult den Mittelpunkt des großen spanischen Heeres unter dem unerfahrnen Marquis de Belvedere bei Gamonal, worauf er mit den Fliehenden gleichzeitig in Burgos eindrang. Hierauf öffnete am 11. Victor's und Lefebvre's Sieg bei Espinosa über den linken Flügel den Weg nach Asturien und der Nordküste; Lannes Sieg bei Tudela am 22. Nov. über den rechten Flügel des großen spanischen Heeres warf die Fliehenden nach Saragossa. Nun drangen die Franzosen in die Mitte des Reichs vor. Unter Napoleons Augen und Bessière's Anführung erstürmten Polen und Franzosen den Gebirgspaß der Somosierra am 30. Nov., und schon am 2. December stand das französische Herr vor Madrid. Binnen 36 Stunden war der verschanzte Buen-Retiro in französischer Ge-

walt und Madrid dem Kaiser Napoleon geöffnet. Joseph kehrte in seinen Palast zurück, in welchem er Alles wiederfand, wie er es verlassen. Die Hauptstadt huldigte ihm auf's Neue.

Aber der Krieg wüthete fort auf der ganzen Halbinsel. Nur durch Verrath, glaubte der Spanier, könnte der Fremde siegen, und in Folge solchen Argwohns ermordete er oft den eignen Anführer. Dennoch fielen die Festungen Rosas den 5. Dec. 1808, und nach sechsmonatlicher Vertheidigung Girona den 10. Dec. 1809. Gouvion St. Cyr schlug die Sieger von Baylen bei Wals, und der englische Feldherr Moore mußte das britische Heer, als Napoleon den 22. Dec. über die Guadarama gegangen, um ihn vom Meere abzuschneiden, den 24. von Saldagna bis Galizien zurückführen, wo er jedoch, von Soult bei Corunna am 16. Jan. 1809 vergebens angegriffen, mit seinem Tode den Sieg und die Einschiffung des Heeres am 17. errang. Corunna und Ferral wurden nun von den Franzosen besetzt. Bald darauf öffnete Victors Sieg über Cuesta bei Medellin den 28. März und Sebastianis Sieg bei Ciudad Real den 27. März dem französischen Heere den Weg über die Sierra Morena nach Sevilla. Allein die Sieger in offner Schlacht blieben nur Meister des Orts, wo sie eben standen. Ueberall von Guerillas oder fliegenden Truppenhaufen umringt, waren sie stets überflügelt oder umgangen. Die Spanier führten den Krieg in orientalischer Weise, etwa gleich den Parthern oder Arabern. Sie flohen vor dem Feinde, um ihn zu gelegnerer Zeit zu ermorden. Der durchschnittene, unwegsame Boden gewährte große Vortheile für den kleinen Krieg, an dem alle Stände, selbst Weiber und Kinder Theil nahmen. Bald fehlte den Franzosen der Unterhalt. Keine Verbindungslinie war sicher oder fest genug, ihre Stellung oder Bewegungen zu sichern. Jede Zufuhr erforderte starke Bedeckung. Vergebens hatte Napoleon in gewohnter Weise die liberalen Ideen zu seinem Beistand aufgerufen und schon am 4. Dec. 1808 die Feudalrechte aufgehoben und die Inquisition abgeschafft, deren Gefängnisse man leer und in deren Schatze man nur 750,000 Franken fand. Vergebens hatte er die Häupter der Insurrection,

den Herzog von Infantado u. A. geächtet; vergebens dem Marquis de St. Simon das Leben geschenkt; vergebens that auch Joseph Alles, um die Liebe der Nation zu gewinnen, und allerdings war er der Mann dazu. Nichts konnte den von fanatischen Mönchen beherrschten Volkswillen beugen, noch den beleidigten Nationalstolz versöhnen.

Welche Kraft der Widerstand zu entfalten wußte, bewies die neue Vertheidigung des zum zweiten Male belagerten Saragossa. Drei französische Heereshaufen waren gegen die Stadt herangezogen und begannen die regelmäßige Belagerung am 20. Dec. 1808. Seit dem September hatte man an der Befestigung der Stadt gearbeitet, allein die Zeit war zu kurz gewesen, um große und neue Werke kunstgemäß anzulegen. Man schuf mehre Klöster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 Fuß breiten Graben um die Stadtmauer herum. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Zwerchwälle. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannschaft zu den Waffen.

Die Kenner bewundern, wie eine so eilfertig und regellos befestigte Stadt dem eben so kunstreich, wie tapfer geleiteten Angriff der besten französischen Truppen unter den Marschällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog von Abrantes, so wie endlich unter dem Marschall Lannes und so ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoste und Dedon, so wie der Obrist Rogniat waren, sechzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgesetzter, 41 Tage dauernder Beschießung widerstehen konnte. Nur die begeisterte Thätigkeit und muthige Anstrengung aller Classen der Einwohner kann das Räthsel lösen. Jeder arbeitete: die Weiber nähten Uniformen, die Mönche machten Patronen. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Geschütze; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder auffliege, wie das während der ersten Belagerung der Fall gewesen war.

Lebensmittel waren für 15,000 Mann auf 6 Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster. Nur an Fleisch war Mangel und in der letzten Zeit an Gerste für die Pferde.

Nach der erwähnten Niederlage der Spanier bei Tudela füllten sich die Siechhäuser von Saragossa mit Verwundeten, aber aus den zerstreuten Soldaten des aufgelösten spanischen Heeres bildete Palafox auch nebst der 15,000 Mann starken Besatzung ein Heer von beinahe 30,000 Mann, ohne 15,000 Mann Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Ferner hatte man auf dem Ebro einige Kanonierschaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte Palafox, kein Einwohner verließ die Stadt, vielmehr flüchtete eine Menge Bauern in dieselbe, denn fest vertraute man auf den Schutz der Heiligen Jungfrau vom Pfeiler.

Das Belagerungszeug des Feindes (60 Stück Geschütz, ohne die Bedürfnisse zum Schanzenbau) ging von Tudela den Canal hinab. Am 20. Dec. 1808 erschienen die dritte und fünfte Abtheilung des feindlichen Heeres, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze. Schon den 21. Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein und zwangen die Besatzung, mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan den 22. auf die Batterie beim Thurme del Arzobispo auf die Vorstadt unternahm, wurden tapfer abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriff. Nach vergeblicher Aufforderung am 30. Dec. rückten die Arbeiten der Belagerer auf drei Punkten der Stadt näher. Der ungewöhnlich trockne Winter begünstigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. Schon am 9. Januar 1809 begann das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen das Kloster St. Joseph und zugleich die Beschießung der Stadt. Das Kloster St. Joseph stürzte bald zusammen, ward aber erst am 13. vom Feinde mit Sturm genommen. Hierauf wurde am 15. der Brückenkopf bei der Mündung der Huerva eingeschossen, daher die Belagerten die

Brücke sprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen, wo bald ein bösartiges Fieber entstand, das auch die Besatzung ergriff. Bis zum 21. Januar war die Sturmzwinge des Feindes gegen das Kloster St. Eugracia vollendet, doch gelang es den Belagerern, bei einem blutigen Ausfalle das Geschütz desselben zu vernageln. Allein bis zum 27. Januar hatten 50 Feuerschlünde drei große Sturmlücken geschossen und dem Feinde die Stadt geöffnet. Er drang mit drei stürmenden Heereshaufen ein, aber aus allen Straßen, aus allen Häusern angegriffen, konnte er kaum in den Wallöffnungen und einigen eingeschossenen Häusern sich behaupten. Er hatte bei seiner geringen Zahl die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. Man hatte weder Gemüse, noch Fleisch. Eine Henne kostete 5 Piaster. Dabei griff die Seuche immer mehr um sich; täglich starben gegen 350 Personen, ohne die im Kampf Gebliebenen. Es fehlte an Decken und an gesunder Nahrung; die leichteste Wunde ging in Brand über. Ja, zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarfen die stolzen Aragonier jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der am 22. Januar den Oberbefehl des Belagerungsheers angetreten hatte. Wer sich beklagte, der erschien verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. Fast jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Corso und dem großen Markte aufgehängt. Der Häuserkrieg aber dauerte Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand; jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehre Menschen. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerk wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und von dem Dache bis in die Keller sich vergebens geschlagen, sprengte endlich der eine

oder der andere Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Auch jetzt traten nicht selten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergebens war, das Haus an, um das man kämpfte, deshalb überzogen sie auch die Wände mit Theer.

Am 7. Februar griff der Feind den Mittelpunkt der Stadt an. Der Kampf entbrannte heftiger, als je, unter und über der Erde. Man mußte die Spanier tödten, wollte man sie besiegen. So stand der Feind am 12. Februar auf den Trümmern des Klosters San Francisco, des Siechhauses und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Corso. Allein zwei Mal vergebens suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in den Stollen mit Säbel und Bajonett. Der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17. durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Da sah man bleiche Jammergestalten noch mit Wuth gegen den anstürmenden Feind kämpfen, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, auf denen sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier vertheidigten sich im ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit zwölf Spaniern auf die Feinde hinab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. Den 18. bemächtigte sich der Feind im Sturme der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier schlugen sich durch und entkamen in die

Stadt. Dreitausend wurden gefangen. Damit war der Fall der Stadt entschieden, denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer blosgestellt. Die Franzosen waren jetzt Meister von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen und Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind sechs neue Stollen quer unter dem Corso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox selbst lag seit 4 Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn seine gänzliche Erschöpfung am 20. Februar, den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer war ein großer Theil der Bürger und Soldaten, nebst dem Befehlshaber, zum Widerstande entschlossen. Allein die einflußreichsten Einwohner stimmten für eine Capitulation, denn der Feind hatte inzwischen in den sechs Stollen Minen angebracht und mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen und die Häuser an der andern Seite des Corso zertrümmern. Da hörte am 20. um 4 Uhr Abends das Feuern und der Kampf in den Häusern auf. Abgeordnete gingen in das feindliche Hauptquartier. Lannes verlangte anfangs unbedingte Unterwerfung, doch kam man endlich über einen Vertrag überein, dem aber der Name Ferdinand VII. nicht vorgesetzt werden durfte. Die Besatzung zog am 21. Februar mit Kriegerehre aus und wurde kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Die Offiziere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Tornister. Auch sollte es ihnen frei stehen, unmittelbar Dienste bei dem König Joseph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen; dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugesagt.

Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe

nichts von Uebergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der Nacht Anstalten treffen, um jed n Volksaufstand zu verhindern. Den 21. Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entstellt, zum Theil den Tod schon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus und streckten das Gewehr, welches sie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen Dienste beim König Joseph. Die Franzosen, welche überhaupt 3000 Mann bei der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen, die noch in gutem Zustande waren, auch Kugeln, überdieß Korn, Wein und Oel. Aber 54,000 Menschen, von denen der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen; davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen noch 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt entfliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenstille schwebte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern starben in den ersten zehn Tagen über Tausend.

Wenn auch nicht in gleich furchtbarer Weise, aber doch ähnlich erging es in allen Theilen von Spanien. Joseph, weicheren Herzens, als sein unmenschlicher Bruder, hätte gern die Krone niedergelegt, denn er erkannte, daß er erst dann, wenn das Land entvölkert sei, ruhig werde herrschen können.

Besonders furchtbar wurden den Franzosen die Guerillas (vom spanischen guerra, d. h. Krieg), jene bewaffneten Banden, welche sich seit 1808 aus dem Volke, besonders aus Landleuten, die im ersten Eifer französische Soldaten ermordet hatten und daher ihre Heimath meiden mußten, bildeten und den Feinden durch Ueberfall kleiner Trupps und Parteigängerstreiche fortwährend schadeten, eigene Anführer wählten und überhaupt, ohne besoldet und uniformirt zu sein, den Krieg auf eigene Faust führten. Zuerst organisirte Empecinado auf des von Dänemark zurückgekehrten General Romana Autorität förmliche Guerillabanden und machte besonders bei Madrid mehre glückliche Coups. Sobald die Franzosen gegen ihn rückten, zerstreuten

sich die Guerillas in die Gebirge, und da jeder Alcalde, der einen Guerilla verrieth, mit dem Tode bestraft wurde, so waren sie dort völlig sicher und sammelten sich, wenn die Franzosen abgezogen waren, wieder in Banden. Empecinado versammelte so oft 2—300, oft 1000 Mann, und erschien immer da, wo man ihn am wenigsten erwartete. Diese Erfolge reizten Andere, ähnliche Banden zu errichten, Priester (unter diesen am bekanntesten Merino) stellten sich an deren Spitze und predigten den Krieg mit dem Kreuz in der Hand. Bald sahen sich die Franzosen allenthalben von Guerillas umgarnt; kein Courier, kein Transport konnte mehr ohne starke bewaffnete Bedeckung entsendet werden, einzelne Soldaten wurden oft unweit der Colonne und unter deren Augen gemordet, selbst Soldaten in den Colonnen aus Büschen oder von Felsen herab erschossen. Um sich zu sichern, mußten die Franzosen die Hauptstraßen, besonders die von Bayonne nach Madrid und Cadiz, stark besetzen, um nicht die Verbindung mit Frankreich ganz zu verlieren. Man rechnet, daß 60—80,000 Mann durch die Guerillas fortwährend in Schach gehalten wurden. Vergebens befahlen die Franzosen, daß ganze Dörfer, aus denen nur ein Einwohner Guerilla sei, niedergebrannt und die Einwohner erschossen werden sollten. Die Guerillachefs drohten, daß für jeden Spanier 3 Franzosen und zwar die höchsten Officiere, bluten sollten, und Empecinado machte mit der Verwirklichung dieser Drohung bei Madrid sofort den Anfang und zwang so die Gegner, ihren Befehl wenigstens theilweise wieder zurück zu nehmen. Die Guerillas fuhren indeß fort zu wirken und wurden eine der Hauptursachen des für die Franzosen unglücklichen Verlaufs des Kriegs in Spanien.

Napoleon selbst verzweifelte trotz den Erfolgen, welche er in offener Schlacht errang, an dem günstigen Ausgang. Er sah, wie seine Franzosen geschwächt und demoralisirt wurden, er erkannte, daß alle gewöhnlichen Regeln und Mittel seiner Kriegführung in diesem Feindeslande keine Anwendung fänden. Willkommen war es ihm daher, als Oesterreich, durch die Ereignisse in Spanien ermuthigt, sich zu dem Kriege von 1809

erhob. Er verließ die pyrenäische Halbinsel mit dem Kerne seiner Truppen und überließ die fernere Führung des Krieges daselbst seinen uneinigen Marschällen. König Joseph selbst, mit seinem Bruder uneinig, bei den Marschällen ohne Ansehen, war außer Stande, die Dinge zu beherrschen, während auf der andern Seite einer der größten Feldherrn der Neuzeit an die Spitze trat, der Marquis Wellesley, später Herzog Wellington, dessen wir schon bei der flüchtigen Uebersicht der Ereignisse in Portugal erwähnten.

Es würden uns zu weit führen, wollten wir alle Einzelnheiten des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel nur erwähnen, geschweige denn schildern, und wir dürfen uns daher nur auf eine kurze Uebersicht der hauptsächlichsten und entscheidendsten Thatsachen beschränken. — Die Franzosen boten außerordentliche Mittel auf, aber auch die Spanier blieben in ihren heroischen Anstrengungen nicht zurück. Vergebens bemühten sich die Franzosen trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl, Portugal wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Zwar blieb Wellington's Sieg bei Talavera (27. und 28. Juli 1809) durch die schwache Unterstützung der Spanier und wegen des Anrückens neuer französischer Corps ohne Folgen, und die Engländer mußten sich nach Portugal zurückziehen, während der spanische Feldherr Vanegas mit 30,000 Mann bei dem Dorfe Almonacid in der Provinz Toledo von den Franzosen unter Sebastiani's Anführung geschlagen wurde. Dasselbe Schicksal hatte die lusitanische Legion unter Wilson in den Engwegen von Baros. Madrid war so gerettet, und der Sieg gab dem Könige sogar den Muth, am 18. August 1809 die spanischen Mönchsorden aufzuheben. Allein diese Siege der Franzosen gossen nur Oel in die Flammen des Aufstandes. Zugleich machten die Erhöhung der Steuern, die Nichtbezahlung der meisten Gehalte und die allgemeine Nahrungslosigkeit die josephinische Regierung verhaßt. Dazu kamen noch Theuerung und Hungersnoth in Madrid. Die Centraljunta, welche sich in Sevilla organisirt hatte, berief jetzt die außerordentlichen Cortes (d. h. eine außerordentliche Stände=

versammlung) und ernannte eine Regentschaft. Der spanische Feldherr Arezaga rückte nun mit 35,000 Mann über Toledo bis Ocanna vor, wurde aber hier von Mortier am 18. Novbr. aufs Haupt geschlagen. Dagegen konnten in Altcastilien, Catalonien, Aragonien, Navarra und Liscaya die Guerillas weder durch mobile Colonnen besiegt, noch durch feste Plätze im Zaum gehalten werden. Indeß gelang den Franzosen ihr Hauptplan gegen Andalusien, das der unbesonnene Arezaga mit 22,000 Mann gegen 60,000 Mann heranrückender Kerntruppen zu vertheidigen wagte. Am 6. Februar 1810 war ganz Andalusien mit der einzigen Ausnahme von Cadix in den Händen der Franzosen, und Joseph hielt schon am 1. Februar seinen Einzug in Sevilla, von wo die Junta schon am 25. Januar nach Cadix entflohen war. Auch dieses griffen die Franzosen nun an, doch scheiterte ihr Unternehmen. Dagegen richteten sie im April ihren Angriff auf Portugal.

Hier stand nördlich am Tajo unter Wellington, wie wir schon wissen, ein aus Briten und Portugiesen bestehendes Heer von 48,000 Mann, dann unter dem tapfern Irländer, General Beresford, der zu allen bedeutendern Siegen Wellington's auf der pyrenäischen Halbinsel wesentlich beitrug, ein portugiesisches Heer von 59,500 Mann, wozu noch 52,800 Milizen kamen. An Wellington's rechten Flügel bei Badajoz lehnte sich ein spanisches Heer von 20,000 Mann unter Romana, und ein Heerhaufe von 8000 Mann unter Ballesteros. Die Hauptmacht der Verbündeten stützte sich auf die unangreifbar gemachten Anhöhen von Lissabon. Der Marschall Massena drang an der Spitze eines großen französischen Heeres nach der Einnahme von Ciudad-Rodrigo und Almeida im August in Portugal ein. Wellington ließ alle Gegenden verheeren, durch welche Massena ihm in das Innere von Portugal folgen konnte. Dieser mußte daher vier Wochen lang für die Verpflegung seines Heeres Anstalten treffen, ehe er weiter vorrücken konnte. Endlich drang er am 18. Sept. gegen Coimbra vor. Auf diesem Marsche wurde er zwar am 27. bei Busaco geschlagen, erreichte aber dennoch die Höhen von

Sardico, eine von den Pforten der Ebenen von Lissabon. Allein jetzt rückte Wellington in die Stellung von Torres Vedras ein, welche aus zwei Linien auf den Höhen von Lissabon bestand, die durch 170 vortheilhaft angelegte Werke und 444 Feuerschlünde vertheidigt wurden. Massena fand sie unangreifbar und zog sich nach verschiedenen kleinen Gefechten am 14. Nov. nach Santarem zurück. Hier stand er bis zum März 1811, wo ihn der Mangel an Lebensmitteln nöthigte, Portugal zu verlassen. Nun drang Wellington wieder in Spanien ein, eroberte im Januar 1812 Ciudad Rodrigo, am 7. April Badajoz und schlug die Franzosen am 22. Juli unter Marmont entscheidend bei Salamanca. Abermals mußte nun Joseph Madrid verlassen, in welches die Briten einzogen. Erst im Herbst, als Wellington, mangelhaft unterstützt, sich vergebens bemüht hatte, Burgos einzunehmen, die Franzosen aber beträchtliche Unterstützungen erhielten, mußten die Engländer sich nach der Gränze Portugals zurückziehen, und die Franzosen rückten in Madrid wieder ein. Aber die Katastrophe, der Napoleon damals in Rußland unterlag, und die wir später genauer kennen lernen werden, änderte mit einem Male auch in Spanien die ganze Lage. Die spanische Regentschaft, von Großbritanien und Rußland anerkannt, hatte indeß das von den Cortes am 18. März 1812 vollendete neue Verfassungsgesetz beschworen, und die ganze Lage der Dinge in Europa verhieß eine nahe Befreiung. Im Anfang des Jahres 1813 ward Soult mit 30,000 Mann aus Spanien abgerufen; Suchet räumte Valencia im Juli, behauptete sich jedoch gegen den englischen General Clinton am Llobregat. Aber schon hatte Joseph am 27. Mai abermals Madrid verlassen müssen, und Wellington Salamanca am 26. Mai besetzt. Das französische Heer unter Joseph und Jourdan zog sich gegen Vittoria zurück. Hier erkämpfte Wellington den glänzenden Sieg von Vittoria, 21. Juli 1812, nach welchem das französische Heer über die Pyrenäen und Bayonne sich zurückzog. Dieser Sieg beraubte den König Joseph nicht nur seines Reichs, sondern wörtlich auch seiner Krone. Sie fiel mit anderen Kostbarkeiten den Siegern

in die Hände, und König Joseph selbst entrann mit genauer Noth der Gefangenschaft. Vergebens sandte Napoleon den Marschall Soult von Deutschland aus als Oberbefehlshaber wieder nach Spanien; Wellington behauptete überall seine Stellung in den Pyrenäen, nahm San Sebastian mit Sturm, ging über die Bidassoa, schlug Soult in der Schlacht bei Orthes (26. Febr. 1814) und machte nach dem blutigen Siege bei Toulouse über denselben (10. April 1814) und nach Einnahme der Stadt dem ganzen Kriege ein Ende.

Unterdeß war Ferdinand VII. am 13. März 1814 seiner Haft in Valencay entlassen worden, und die Cortes, welche seit dem 15. Januar ihre Sitzungen wieder in Madrid hielten, erklärten seinen mit Napoleon geschlossenen Vertrag für nichtig und luden ihn nach der Hauptstadt ein, um die Regierung zu übernehmen und den Eid auf die Verfassung zu leisten. Am 24. März betrat Ferdinand nach langer Abwesenheit den spanischen Boden wieder, aber mißtrauisch gegen die Stände, begab er sich nicht nach Madrid, sondern nach Valencia, und erklärte von hier aus am 4. Mai die Verfassung für nichtig. Die Masse des Volks, durch manchen Mißgriff der Cortes, namentlich deren Steuergesetze, mißvergnügt, war damit zufrieden, zumal Ferdinand zugleich erklärte, nicht den Despotismus wiederherstellen, sondern eine auf freisinnigen Grundlagen beruhende Verfassung einführen zu wollen. Aber dieses Versprechen blieb unerfüllt; vielmehr begann eine grausame und tückische Verfolgung aller Anhänger Joseph's sowohl, wie der Cortes und der Regentschaft, mit einem Worte, man betrog gewissenlos und behandelte auf das abscheulichste eine Nation, die mit fanatischer Begeisterung für den Glauben und den angestammten Herrscher die größten Opfer dargebracht hatte, um die mit ihrem Blute erkauften Rechte und Freiheiten. Umlagert von einem Heere knechtischer Anhänger, von dem General Elio mit einem Heere von 40,000 Mann unterstützt, glaubte Ferdinand Alles wagen zu dürfen. Das Blut der edelsten Bürger wurde vergossen. Wer aber dem Tod durch die Flucht entrann, mußte fern von

der Heimath als Verbannter und Geächteter das traurige Schicksal seines Vaterlandes beweinen, und die Zahl der Letzteren war bis zum Jahre 1819 so gestiegen, daß 6000 edle Spanier in der Verbannung lebten, überhaupt aber 12,000 ihrer bürgerlichen Rechte verlustig erklärt, gefangen oder vertrieben waren. Die Inquisition wurde bereits im Juli 1814 wieder hergestellt, mit ihr die aufgehobenen Klöster. Die Jesuiten traten wieder hervor, und mit ihnen die verderblichen Einwirkungen der Geistlichkeit auf das Volk. Hinrichtungen der edelsten Männer waren an der Tagesordnung, und obgleich der König dem Volke eine Verfassung durch ein Manifest versprochen, so ging doch nichts in Erfüllung, vielmehr wurden die, welche ihn an sein Wort erinnerten, theils ihrer Aemter entsetzt, theils verfolgt und eingekerkert.

Zu diesem, in völlige Anarchie ausartendeu Zustande des Landes kam noch der erbitterte Kampf, in welchem sich die spanischen Colonien in Amerika befanden. Sie wollten ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erfechten und konnten ihre Unternehmungen mit um so größerm Nachdruck verfolgen, da Spanien bei seiner innern Verwirrung zu ohnmächtig war, um den Insurgenten kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. Handel und Verkehr geriethen in gänzliches Stocken, und die Finanzen befanden sich in so großer Zerrüttung, daß weder dem Heere der Sold, noch den Beamten das Gehalt ausgezahlt werden konnte. Der König war der Spielball der Camarilla, unter welchem Namen man die den König zunächst umgebende Hofbedienung versteht. Von ihr ward der ohnmächtige Regent so umlagert und geleitet, daß an ein festes Regierungssystem gar nicht zu denken war und ein ununterbrochener Ministerwechsel stattfand.

Der gänzliche Verlust der amerikanischen Colonien, auf deren Unterwerfung von 1814—1819 noch immer die meiste Thätigkeit verwandt worden war, führte endlich die merkwürdigen Ereignisse des Jahres 1820 herbei. Ein über 12,000 Mann starkes Heer, welches auf der Insel Leon stand und nach Amerika eingeschifft werden sollte, verweigerte nicht nur den Gehorsam,

sondern zeigte gewaltsame Widersetzlichkeit und forderte die Restitution der Verfassung der Cortes von 1812 als Grundgesetz des Staates. Der Ingenieur-Obrist Quiroga stellte sich an die Spitze der Aufrührer, und ihm zur Seite stand der zweite Commandeur des asturischen Bataillons Rafael del Riego. Sie nannten ihre Truppen das Nationalheer, bemächtigten sich der Forts San Fernando und San Pedro, besetzten die Stadt Isla de Leon, und befreiten alle Officiere, die in Folge eines Aufstandes am 8. Juli 1819 eingekerkert waren. Weder von Seiten der Empörer, noch der zu ihrer Bezwingung ausgesandten königlichen Truppen geschah etwas Außerordentliches, aber dennoch hatte der Aufstand seine Wirkung nicht verfehlt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung durch das ganze Reich; das Volk theilte die Stimmung des Heeres, und der König, nachdem er vergebens versucht, durch Zusammenberufung der alten Cortes den Sturm zu beschwören, sah sich endlich genöthigt, am 7. März 1820 durch ein öffentliches Decret bekannt zu machen, daß er die von den allgemeinen und außerordentlichen Cortes im Jahre 1812 angenommene Verfassung beschwören wollte. Es bildete sich sogleich unter dem Vorsitze des Cardinals von Bourbon eine provisorische Junta, und in die Hände des Cardinals beschwor der König die Constitution, wonach er auf dem Balcon des königlichen Palastes vor einer zahllosen Menge freudetrunkenen Volks den Eid wiederholte.

Die Grundzüge der Constitution waren im Allgemeinen in folgenden Punkten enthalten: „Die spanische Nation ist frei und unabhängig, und jeder Spanier ohne Unterschied des Standes fühlt sich verpflichtet, nach dem Verhältniß seines Vermögens Abgaben und zur Vertheidigung des Vaterlandes Waffen zu tragen. Der Glaube der katholischen Kirche ist der allein herrschende und jede andere Religion ist untersagt. Die Staatsrepräsentation ist eine erbliche, gemäßigte Monarchie, und die Cortes bilden vereint mit dem Könige die gesetzgebende Gewalt; die vollziehende bleibt dem Könige allein vorbehalten. Jährlich

kommen die Cortes zu einer dreimonatlichen, öffentlichen Sitzung in der Hauptstadt des Reichs zusammen, und die Mitglieder derselben werden von zwei zu zwei Jahren neu gewählt. Das Recht, Gesetze in Vorschlag zu bringen, zu erklären oder zu verwerfen, dem Könige den Eid abzufordern, die Regentschaft einzusetzen, Verträge vor ihrer Ratification zu genehmigen, die jährlichen Abgaben und Steuern zu bestimmen, die über die öffentlichen Ausgaben geführten Rechnungen durchzusehen, für die Belebung des Handels und der Gewerbe, so wie für den Unterricht des Volks zu sorgen, die Preßfreiheit zn beschützen, so wie endlich das Recht, alle Minister und Staats-Beamte zur Rechenschaft zu ziehen, steht den Cortes zu. Des Königs Person soll heilig und unverletzlich und er selbst aller Verantwortlichkeit überhoben sein. Ihm gebührt die Vollziehung der Gesetze und das Recht, Decrete zu erlassen, Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen, Civil- und Militairstellen und auf Vorschlag des Staatsraths Civil- und Criminalgerichte zu ernennen, ferner das Recht der Begnadigung und das, den Cortes Gesetze und Verbesserungen vorzuschlagen. In Betreff der Kriegs- und Friedenserklärungen soll der König den Cortes eine mit Zeugnissen versehene Rechenschaft ablegen. Ohne Zustimmung der Cortes darf der König weder das Reich verlassen, noch die königliche Gewalt auf einen andern übertragen, keinen Theil des Landes vertauschen, abtreten oder veräußern, keine Subsidienverträge mit fremden Mächten abschließen, keine Privilegien ertheilen, keine Nationalgüter verkaufen, keine neuen Auflagen oder Steuern erheben und über Niemand den Verlust der Freiheit oder eine willkürliche Strafe verhängen; auch das Ehebündniß des Königs bedarf der Genehmigung der Cortes. Vierzig von dem Könige auf Vorschlag der Cortes ernannte Mitglieder bilden außer den Ministern seinen Staatsrath. Eine achtjährige Ausübung und Wirksamkeit der Constitution in allen ihren Artikeln ist erforderlich, bevor an der Constitution selbst etwas verändert werden kann."

Das waren im Allgemeinen die Grundsätze der spanischen Constitution, deren Annahme in allen spanischen Provinzen bis

zu Ende des Monats März 1820 erfolgte. Sogleich begann Ferdinand VII. der neuen Verfassung gemäß zu handeln; er entfernte die dem Volke verhaßten Minister, hob das Inquisitionstribunal auf und ließ alle auf Preßfreiheit und persönliche Freiheit bezüglichen Decrete wieder in Kraft treten. Zugleich mit allen diesen Anordnungen nahm der König auch einen neuen Titel an und nannte sich: „Fernando VII., von Gottes Gnaden und durch die Constitution der spanischen Monarchie König von Spanien."

22. Schweden.

Wir wissen bereits, daß Gustav III. von Schweden, ein durch seltene Eigenschaften ausgezeichneter Monarch, in der Ueberzeugung, daß dem fernern Sinken seines Vaterlandes nur durch Wiederherstellung der königlichen Macht vorgebeugt werden könne, eine gründliche Umwälzung durch eine neue Verfassung hervorgebracht hatte. In wenigen Tagen war die Revolution, vielleicht die friedlichste, die jemals stattgefunden, im ganzen Reiche vollendet; der Reichstag löste sich am 9. September 1772 auf, alle Verhafteten wurden entlassen, diejenigen belohnt, welche dem Könige treu beigestanden hatten. Dann reis'te Gustav durch das Reich, ward überall mit Jubel aufgenommen, hörte überall mit Freundlichkeit die Klagen und Beschwerden seines Volkes und überzeugte sich von dessen Beschwerden und Hilfsquellen. Nun traten eine Menge Verbesserungen ein, besonders im Gerichtswesen; auch die Folter wurde abgeschafft. Die Bevölkerung suchte man dadurch zu heben, daß man den Eltern einer gewissen Anzahl von Kindern bürgerliche Vortheile und Vorrechte zusicherte; daß man für bessere Gesundheitsanstalten sorgte, Aerzte zur Pflege der Armen und Hülfsbedürftigen anstellte, Vorkehrungen gegen die Verheerungen der Pocken und Syphilis traf und öffentliche Krankenhäuser errichtete. Bei dem Adel suchte der König die Neigung zum geistlichen Stande zu erwecken und dem Volke durch eine Nationaltracht auch ein äußerliches Erkennungsmittel zu geben. Auf Veranlassung des Königs trugen

die Bauern Medaillen im Knopfloche. Die Preßfreiheit begünstigte Gustav III. durch eigene Gesetze, und es ist ein schöner Zug seines Charakters, daß er einst einen Schriftsteller, der eine Schmähschrift gegen ihn herausgegeben, vor sich fordern ließ und ihm mit den Worten: „Sie scheinen viel Witz, aber wenig Geld zu haben", eine bessere Stellung anwies. Mit gleichem Eifer beförderte der König den Bergbau und Handel, kaufte zur Belebung des auswärtigen Verkehrs die Insel Barthelamy von Frankreich, verstärkte die Landmacht auf 47,000 Mann, führte eine bessere Kriegszucht ein und verbesserte die Seemacht. Daß der geniale Gustav auch den Wissenschaften ein großmüthiger Beschützer war, bedarf wohl kaum der Erwähnung, nur sorgte er mehr für höhere Bildungsanstalten, als für das Schulwesen. Die Stockholmer Akademie verehrt ihn als ihren Stifter.

So vortrefflich aber alle diese Einrichtungen und Verordnungen waren, so zeigte sich doch bald, daß die Hindernisse, die zur Einführung besserer Zustände beseitigt werden mußten, sich nur durch Vertilgung tief eingewurzelter Uebel heben ließen. Dann machte der König das Branntweinbrennen, nachdem er es verboten, zu einem Regal. Auch tadelte man seine Prachtliebe, seine mit großen Kosten verbundene Neigung zur dramatischen Kunst, endlich seine Reiselust, die man ihm besonders in den Jahren 1783—1786, wo eine große Hungersnoth in Schweden herrschte, und Tausende ein Opfer dieser gräßlichen Furie wurden, übel auslegte. Diese Unzufriedenheit gegen Gustav III. zeigte sich recht deutlich bei seiner Rückkehr, denn auf dem Reichstage, welchen er bald nach derselben hielt, verwarfen die Stände alle seine Vorschläge, besonders die zur Abschaffung der Todesstrafe beim Kindesmorde und zur Untheilbarkeit der Landgüter. Im höchsten Unwillen entließ der König die Stände mit der Erklärung, er würde sie vorläufig nicht wieder zusammenberufen.

Indeß beabsichtigte Gustav gerade jetzt einen Angriffskrieg gegen Rußland, um die verlorenen schwedischen Provinzen wieder zu gewinnen. Rußland befand sich nemlich damals in einem Kriege mit der Pforte, und unter dem Vorgeben, Schweden sei

laut des 1739 mit dem osmanischen Reiche abgeschlossenen Vertheidigungsbündnisses demselben zur Hilfsleistung verpflichtet, sammelte Gustav in Finnland ein Heer und eine Flotte, erklärte auch, daß die Umtriebe des petersburger Hofes zur Aufreizung der Schweden hinlänglicher Grund zum Kriege seien.

Gustav wollte plötzlich Friedrichsham angreifen, auch waren zur See bereits einige Vortheile errungen worden. Da brach plötzlich, am 5. Juli 1788, eine Empörung unter der finnischen Armee aus. Die Soldaten erklärten den Krieg für verfassungswidrig, und Gustav mußte seinen Plan aufgeben. Er verließ Finnland und ging nach Stockholm zurück, wo ihn die Bürger mit lautem Jubel begrüßten und ihren Haß gegen die finnische Armee offen zu Tage legten. Gustav ging nun zu den Dalekarlen, die ihm freudig folgen wollten, um so mehr, da die mit Rußland verbündeten Dänen bereits Schweden angegriffen hatten. Die Dänen belagerten die Festung Gothenburg; sofort eilte Gustav in Begleitung einiger Bedienten dorthin, und sowohl die Tapferkeit der Besatzung, wie auch die Einmischung Preußens und Englands zwangen das dänische Kabinet, während der Fortsetzung des Kampfes gegen Rußland sich neutral zu verhalten. Nun schrieb der König im Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm aus, in dessen Nähe das Heer der Dalekarlen stand. Nur der Adel widersetzte sich den Forderungen des Königs, worauf dieser den Ständen die sogenannte Vereinigungs- und Sicherheitsacte vorlegte, der zufolge ihm das Recht eingeräumt ward, das Reich nach eignem Willen zu regieren, Krieg anzufangen, Bündnisse und Frieden zu schließen, und die öffentlichen Aemter ohne Ansehen der Person zu vergeben. Dem Reichsrathe blieb für die Folge nur noch die höchste richterliche Gewalt. Hartnäckig widersetzte sich der Adel dieser Acte, allein der König ließ die Wortführer desselben gefangen nehmen und durch den Landmarschall Löwenhaupt die Unterschrift der übrigen Stände ergänzen. Der Adel, der sich vergebens an den König von Preußen gewandt hatte, mußte nachgeben; Gustav hatte seinen Zweck erreicht; er hob den Reichstag auf, entließ die Gefangenen

und betrieb die Rüstungen. Bald darauf ging der Herzog Karl von Südermannland, Bruder des Königs, mit der großen Flotte nach Finnland ab, und über die Scheerenflotte ertheilte der König dem Admiral Ehrenswärd den Oberbefehl. Die russische Streitmacht stand 60,000 Mann stark in Finnland, die große Flotte der Russen befehligte der Admiral Tschitschakow, ihre Scheerenflotte dagegen der Prinz von Nassau einer der ausgezeichnetsten Seehelden. Schon am 3. Juli 1789 erfocht Gustav bei Likala einen Sieg und zog dann gegen Friedrichsham, das er aber nicht einnehmen konnte. Dann erlangten die Russen in drei Seeschlachten, am 26. Juli, 24. August und 1. Septbr., bedeutende Vortheile, aber mit gewaltigen Aufopferungen. Der herannahende Winter endete den Kampf, der erst im Frühling 1790 wieder ausbrach. Gustav siegte in mehreren Treffen, nahm dem Prinzen von Nassau in der Seeschlacht bei Friedrichsham 38 Schiffe, setzte 9 Meilen von Petersburg Truppen an das Land und suchte nun den Herzog Karl, der den Admiral Kruse vor Kronstadt angegriffen hatte, zu unterstützen. Widrige Winde vereitelten jedoch seine Absicht; Herzog Karl mußte sich in die Bucht von Wyburg zurückziehen und auch Gustav mit seinen Truppen die Schiffe wieder besteigen. Darauf schloß die russische Flotte die schwedische bei Wyburg völlig ein, aber Gustav schlug sich während eines wüthenden Sturmes am 3. Juli, wenn auch mit ungeheuerm Verluste, durch und erreichte Svenkesund. Die Russen folgten ihm jedoch und der König schien verloren. Sein Entschluß, zu siegen oder zu sterben, trieb ihn zu neuem Kampfe; es begann am 9. Juli eine der blutigsten Seeschlachten und Gustav siegte. Nach dieser glorreichen That bequemte sich Rußland zum Frieden, der am 14. August 1790 auf der Ebne von Wärelä abgeschlossen wurde. Die Besitzungen beider Reiche blieben, wie sie vor dem Kriege gewesen, doch sollten die Schweden im russischen Reiche eine ausgedehntere Handelsfreiheit als andere Nationen genießen. Unter dem ausgelassensten Jubel des Volks hielt Gustav in Stockholm seinen Einzug. Er dankte den Bürgern für ihre Treue und widmete sich mit rastloser An-

strengung den Staatsgeschäften. Indeß bald verwickelte ihn seine große Neigung zu den Bourbonen in die Angelegenheiten Frankreichs. Er wollte Ludwig XVI. wieder auf den Thron setzen, deßhalb Schweden, Rußland, Preußen und Oesterreich vereinigen und sich selbst an die Spitze des Bundes stellen. Zu dem Ende ging er im Frühjahr 1791 nach Spaa und Aachen, schloß mit der Kaiserin Katharina von Rußland einen Freundschaftsvertrag und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs endete.

Aber auf diesem Reichstage war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt ward. Der Adel vermochte es nicht zu verzeihen, daß seine Rechte durch den König geschmälert waren, und die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und mehre andere verbanden sich, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ihnen bot sich als Werkzeug Johann Jakob von Ankarström, geboren 1761, ein ehemaliger schwedischer Gardecapitain, der aus Irrthum einst wegen eines Aufstandes der Bauern in Gothland angeklagt und von Gustav begnadigt war, obwohl er nicht Begnadigung, sondern strenge Gerechtigkeit verlangt hatte. Seitdem haßte er den König unerbittlich und erbot sich willig zur Ermordung desselben. Mangel an günstiger Gelegenheit hinderte ihn in Gefle an der Ausführung seines Mordplanes. Er folgte dem Könige nach Stockholm, und eine Maskerade in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792 ward unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balles erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, aber dennoch begab er sich um 11 Uhr mit dem Grafen Essen auf die Redoute, trat zunächst in eine Loge und, da Alles ruhig blieb, in den Saal. Hier aber umringte ihn plötzlich ein Gewühl von Masken. Einer derselben, der Graf Horn, legte die Hand auf seine Schulter und sagte; „Gute Nacht, schöne Maske!" In demselben Augenblick wurde der König von Ankarström durch einen Schuß in den Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er

sogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarström mit seinen Theilnehmern wurde verhaftet. Die Wunde zeigte sich bald tödtlich, und Gustav verschied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet und den Befehl selbst unterzeichnet hatte, seinen Sohn zum Könige auszurufen. Am 29. April wurde Ankarström zu Stockholm nach dreitägiger Auspeitschung enthauptet.

Der Sohn und Nachfolger Gustav's III., Gustav IV. Adolf, hatte bei dem Tode seines Vaters noch nicht das selbstständige Alter erreicht und ward deshalb, dem Willen des verstorbenen Königs gemäß, unter die Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Südermannland gestellt, der zum Heile Schwedens von 1792 bis 1796 die Regentschaft führte, Kunst und Wissenschaft förderte und viele wohlthätige Stiftungen gründete. Durch eine engere Verbindung mit Dänemark zur Behauptung der freien Schifffahrt, so wie durch Anerkennung der französischen Republik störte er jedoch das Verhältniß mit Rußland.

Mit dem Jahre 1796 trat der junge König die Regierung an. Das Verhältniß mit Rußland war durch den Tod der Kaiserin Katharina II. wieder hergestellt worden, und Gustav konnte also seine ganze Aufmerksamkeit den innern Zuständen des Reichs widmen. Sein Volk liebte ihn, und er erhöhte diese Liebe durch eine weise Sparsamkeit in seiner Hofhaltung und in der Staatsverwaltung. Der Trolhetta-Kanal wurde gleich in den ersten Jahren seiner Regierung vollendet, und konnte dieß auch auf den Verkehr wohlthätig einwirken, so schadete diesem doch auf der andern Seite das Sinken des Papiergeldes. Um einen Reichsbankrott zu verhüten, schlug der König auf dem Reichstage zu Norköping vor, die Reichsgeldzettel auf ein Sechstel des Nominalwerthes herabzusetzen, allein das erregte große Unzufriedenheit; viele Adelige verließen den Reichstag und zogen sich von den Staatsgeschäften zurück. Dazu kamen mehre Mißernten, die ebenfalls die gewöhnliche Wirkung hatten — nemlich das Volk ungünstig gegen Regierung und König zu stimmen. Dennoch mischte sich Gustav IV., der sich bereits 1797 mit einer

Prinzessin Friederike von Baden vermählt hatte, in die politischen Verhältnisse andrer Staaten ein und schloß 1800 mit dem Kaiser Paul von Rußland einen Vertrag zur Erneuerung der bewaffneten Neutralität von 1780, um den Anmaßungen des britischen Kabinets die Spitze zu bieten. Diesem Bündniß traten auch Dänemark und Preußen bei. Sofort trat dagegen England feindlich auf, nahm den Schweden die Insel Barthelemy und ließ durch seine Flotte unter den Admiralen Nelson und Parker Kopenhagen bedrohen. Da wurde der Kampf durch den Thronwechsel in Rußland unterbrochen. Kaiser Paul I. wurde in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 in seinem Schlafgemach ermordet, und sein Sohn und Nachfolger schloß mit England eine Convention, der Dänemark und endlich auch Schweden beitraten. Da nun England 1802 auch die Insel Barthelemy herausgab, so schloß sich Gustav IV. seitdem dem britischen Kabinet enger an und beide Reiche verbündeten sich 1803 noch durch einen besondern Vertrag.

Gustav IV. trat nun mit derselben Erbitterung, wie sein Vater, gegen Frankreich auf, so wie gegen die Richtung die sich damals fast aller Köpfe bemächtigt hatte und namentlich auf die Literatur von besondern Einfluß war. Gustav traf daher Verkehrungen, daß alle aufregenden Bücher von seinem Reiche fern gehalten würden, beschränkte den Buchhandel, verbot alle aus Dänemark eingeführte Bücher, welche sich tadelnd über seine Regierung ausließen, und gab besonders scharfe Verordnungen gegen alle geheimen Gesellschaften. Nach der Ermordung des Prinzen von Enghien kannte sein Zorn gegen Frankreich keine Grenzen mehr: er verweigerte die Anerkennung des französischen Kaisertitels, beleidigte die Monarchen, die mit Frankreich in Verbindung standen, durch Zurücksendung der ihm verliehenen Orden und wollte sich sogar auf dem Reichstage zu Regensburg zum Vertreter der verletzten Rechte der deutschen Reichsritterschaft aufwerfen. So aufopfernd das war, so konnte es unter den statthabenden Verhältnissen und bei der Schwäche der schwedischen Macht doch nur von nachtheiligen Folgen für ihn selbst sein.

Sein ritterlicher Sinn, sein ausgezeichnetes Herz hatten Besseres verdient; aber sein freilich aus dem Bewußtsein des Rechts entspingender Trotz, seine durch keine Ueberlegung gezügelte Leidenschaftlichkeit, seine mit einer Art von Fanatismus verbundene Hartnäckigkeit führten, wie wir bald sehen werden, sein Unglück herbei.

Im Jahre 1805 trat Gustav dem Bündnisse bei, welches damals England, Rußland und Oesterreich gegen Frankreich abschlossen. Er selbst erschien an der Spitze eines Heeres in Deutschland, aber die Schlacht bei Austerlitz und der preßburger Friede hemmten seine Thätigkeit. Mit England hatte er einen Subsidientractat abgeschlossen, und trat daher für dasselbe gegen Preußen auf den Kampfplatz, als das letztere Hannover genommen hatte, ging aber schon nach einem Gefechte im April 1806 wieder nach Schweden zurück, legte auf alle preußischen Schiffe ein Embargo und schadete dem preußischen Ostseehandel in jeder Weise. In Pommern hob er damals die landständische Verfassung auf, führte die schwedische Regierungsform ein, und schaffte die Leibeigenschaft ab. Indeß hörte die feindselige Stellung gegen Preußen noch im Jahre 1806 auf, denn das Letztere war mit Frankreich gänzlich zerfallen. Nun schloß Gustav ein Schutzbündniß mit Friedrich Wilhelm III. ab, — dem er ein Jahr früher den Schwarzen Adler-Orden zurückgesandt hatte, weil derselbe auch an Buonaparte verliehen war. Aber dieses Bündniß vermochte dem harten Schlage nicht vorzubeugen, durch welchen Preußen im tilsiter Frieden die Hälfte seiner Länder einbüßte.

Noch vor dem Abschluß des tilsiter Friedens bot Napoleon dem schwedischen Kabinet ein Bündniß an und verhieß ihm die Zurückgabe aller an Rußland seit Karl XII. verlornen schwedischen Provinzen. Gustav wies mit Stolz diesen Antrag zurück und setzte den Krieg gegen Frankreich fort, worauf sich die Franzosen des ganzen Pommerns mit der Festung Stralsund bemächtigten. Dann gerieth Gustav mit Rußland in Streit, weil dasselbe dem Continentalsysteme beigetreten war und Gleiches

von Schweden forderte. Aber die Russen begannen ohne Kriegserklärung im Mai 1808 den Krieg und eroberten in kurzer Zeit ganz Finnland, welches Alexander unter dem Namen eines Großfürstenthums mit dem russischen Reiche verband. Gleichzeitig griffen die Dänen Schweden an wegen seiner Verbindung mit England, wogegen ein schwedisches Heer gegen Norwegen aufbrach, das damals noch dem Könige von Dänemark gehörte. Von allen Seiten bedrängt, rechnete Gustav nur noch auf Engands Beistand. Es erschien auch ein britisches Hülfscorps von 10,000 Mann. Aber Gustav verlangte den Oberbefehl über dasselbe, ehe es noch ausgeschifft war; der englische General Moore schlug das ab — und Gustav verbot die Ausschiffung und die Truppen kehrten nach England zurück.

Der harte Druck, welcher in Folge von Gustav's, wenn auch hochsinnigem, aber doch unüberlegtem Trotz auf Schwedens edler Nation lastete, brachte die Gemüther allmählig in Gährung; es bedurfte nur noch eines zündenden Funkens, um die Flamme der Revolution emporlodern zu lassen. Gustav selbst warf diesen Zunder, indem er durch seine aufwallende Hitze seine Garden gegen sich erbitterte und durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer die Nation zum höchsten Unwillen reizte, die ihre kostbarsten Kräfte in zwecklosen Anstrengungen aufreiben sah. Man glaubte, daß er fähig sei, die Ruhe und Wohlfahrt seines Volks seinen Leidenschaften aufzuopfern, und die Schweden hielten sich ihrer Pflichten gegen ihn für entbunden. Ein im tiefsten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die gegen Norwegen aufgestellte Armee setzte sich in Marsch nach Stockholm, wo unter den nächsten Umgebungen des schon mit sich selbst zerfallenen Königs die Ersten der Verschwornen sich befanden. Eine Proclamation ward von dem zurückkehrenden Heere vertheilt, deren Aufnahme von Seiten des Volks schon genügend die herrschende Stimmung bekundete. Nur noch 15 Meilen war die Armee von der Hauptstadt entfernt, als Gustav erst deren Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er sich mit seiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, mit dem Vorsatz, sich dort gegen die

Empörer zu vertheidigen. Doch änderte er diesen Plan und bestimmte, die in Stockholm befindlichen Truppen sollten mit ihm nach Linköping gehen, die Bank aber die Hauptstadt verlassen, nachdem sie zuvor zwei Millionen Thaler oder doch den möglichst größten Vorschuß an ihn gezahlt hätte. Die Commissarien der Bank weigerten sich, das Verlangte zu erfüllen; Gustav wollte sein königliches Ansehen, seine Macht geltend machen; da ward gegen ihn selbst Gewalt geltend gemacht. Der Augenblick der Katastrophe war gekommen.

So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete in der ganzen Nacht vom 12. zum 13. März; alles war zu seiner Abreise bereit, die am 13. früh 10 Uhr erfolgen sollte. Der Moment war da, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen wollte; drei Thore des Schlosses waren schon gesperrt. Alle Officiere waren, weil es gewöhnlicher Paradetag war, ohnehin bei dem Schlosse versammelt. Noch einmal wollten der Feldmarschall Klingspor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen versuchen, doch Gustav beleidigte die Sprecher in seinem Zorne auf das empfindlichste. Er hatte sein Schicksal entchieden. Adlerkreuz holte den Hofmarschall Silfversparre und fünf Adjutanten, forderte dem Könige seinen Degen ab und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; es ward ihm derselbe entwunden. Dann griff er nach zwei Leuchtern, warf sie nach den Verbündeten und rief nach Hülfe. Da ward von einigen seiner Getreuen die verschlossene Thür erbrochen, — doch von dreißig herbeieilenden Verschwornen wurden die Getreuen überwältigt. Während dieses tumultuarischen Auftritts war Gustav entflohen, doch noch auf der Treppe wurde er wieder ergriffen. Einer seiner Bedienten trug ihn zurück in sein Zimmer, wo er von einem bewußtlosen Wuthausbruch ergriffen ward. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündete eine Proclamation des Herzogs Karl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe.

Die Thronrevolution war also in wenigen Stunden vollendet. Gustav zeigte jetzt eine stille Ergebung, an der vielleicht die ihm eigene religiöse Schwärmerei einen bedeutenden Antheil hatte. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; seine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward alsdann Gustav nach Gripsholm, einem seiner liebsten Aufenthaltsorte versetzt. Hier stellte er am 29. März eine förmliche Entsagungsacte aus, die endliche Bestimmung seines Schicksals von dem Reichstag erwartend, in dessen erster Sitzung (10. Mai) man ihm, als dem bisherigen Könige und Herrn, Treue und Gehorsam feierlich aufsagte und sowohl ihn als seine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben, der Krone und der Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber ward eine förmliche Acte ausgefertigt. In Grypsholm beschäftigte sich der entthronte König vorzüglich mit der Offenbarung Johannis, bezog aber einen ihm bestimmten Aufenthalt auf der Insel Wisings-Oe nicht, sondern wünschte Schweden zu verlassen. Die Reichsstände setzten ihm, auf des neugewählten Königs Karl XIII. Antrag, ein jährliches Einkommen für sich und seine Familie von 66,666 Thalern 32 Schillingen aus, so wie auch sein Privatvermögen, das seiner Gemahlin und seines Sohnes ihm verblieb. Im Jahre 1824 wurden statt der Rente und zur Abfindung für sonstige Forderungen 721,419 Thaler an die Familie ausgezahlt. Gustav selbst hat aber für seine Person nie von Schweden etwas angenommen, so daß er später bei seinem geringen Privatvermögen oft in Verlegenheit gerieth. Am 6. December 1809 ging er nach Deutschland, von da nach der Schweiz, wo er zu Basel unter dem Namen eines Grafen von Gottorp lebte. Später trennte er sich von seiner Gemahlin und seinen Kindern, reiste ohne bestimmten Zweck umher, war 1810 in Petersburg, 1811 in London, ließ sich in diesem Jahre auch von seiner Gemahlin scheiden und rüstete sich 1814 in Basel zu einer Reise nach Jerusalem, kehrte jedoch schon von Morea wieder zurück. Dem Wiener Congreß ließ er im November 1814 eine Erklärung

überreichen, in welcher er die Rechte auf den schwedischen Thron für seinen Sohn in Anspruch nahm. Später nannte er sich Obrist Gustavson, wurde 1818 Bürger in Basel, privatisirte 1827 bis 1829 in Leipzig, ging dann nach Holland, lebte später in Aachen, zuletzt aber in St. Gallen, wo er am 7. Februar 1837 starb. Sein Sohn, Gustav, führt seit 1829 den Titel eines Prinzen von Wasa.

Gleich nach Gustav's Verhaftung hatte, wie wir schon sagten, sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, die Regierung übernommen. Er hatte, seit der Thronbesteigung seines Neffen von allen Staatsgeschäften zurückgezogen, nur den Wissenschaften gelebt. Jetzt bot man ihm eine Krone an. Er wies sie nicht zurück, knüpfte aber an deren Annahme die Bedingung, daß die Verfassung zuvor einer Revision unterworfen werde. Dieses Werk übernahm der am 1. Mai versammelte Reichstag, der eine Verfassung in 114 Artikeln entwarf. Dieser Verfassung zufolge wurde Schweden als erbliche Monarchie erklärt und dem König das alleinige Regiment übertragen, doch sollte er bei Kriegs- und Friedensschlüssen, sowie bei der Erlassung neuer Gesetze, Bericht und Gutachten von dem Staatsrathe annehmen. Die Einberufung der Reichsstände sollte von 5 zu 5 Jahren stattfinden. Der vormalige Herzog von Südermannland, jetzt als König Karl XIII., nahm, da er kinderlos war, den Prinzen Christian von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu seinem Nachfolger an und endete den verderblichen Krieg mit Rußland durch den Frieden von Friedrichsham (September 1809), mit Dänemark zu Jonköping (December 1809). Dem ersten Frieden zu Folge trat Schweden der Continentalsperre bei, leistete auf Finnland nebst ganz Osterbottnien und auf den ostwärts vom Torneaflusse belegenen Theil von Westerbottnien Verzicht. Durch den Frieden von Dänemark erhielt dagegen Schweden Pommern zurück.

Bald nach dem Abschlusse des Friedens, im März 1810, starb der zum Thronfolger erwählte Prinz Christian, und sofort trat zu Oerebro ein Reichstag zusammen, welcher die Nachfolge

auf den schwedischen Throne dem französischen General Bernadotte, Fürst von Ponte Corvo, antrug.

Johann Baptist Julius Bernadotte, der Sohn eines Advokaten, ward geboren zu Pau in Bearn (im südlichen Frankreich), am 26. Januar 1764. Wie seine Geistesbildung bewiesen hat, muß er eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten haben. Noch ehe er seine Studien vollendet hatte, bewog ihn seine vorherrschende Neigung zu den Waffen, 1780 als gemeiner Soldat in Dienst zu treten. Er focht unter Rochambeau in Amerika. Bei dem Ausbruche der französischen Revolution 1789, zeichnete er sich als Sergeant durch Thätigkeit und Muth rühmlich aus. Von nun an sah er sich schnell von Stufe zu Stufe erhoben. 1792 zog er bereits als Obrist die Aufmerksamkeit Custine's auf sich, und 1793 befehligte er unter Kleber bei verschiedenen Unternehmungen eine Halbbrigade mit so vielem Glück, daß dieser ihn bald zum Divisionsgeneral ernennen ließ. Als solcher kämpfte er 1794 tapfer bei dem Maas- und Sambreheere und nahm Theil an der Schlacht bei Fleurus (26. Juni). Der Uebergang der Franzosen unter Jourdan über den Rhein bei Neuwied (Sept. 1795), so wie der darauf folgende (im Sommer 1796), die Eroberung von Altorf, die Einnahme von Neumark und das Gefecht bei Würzburg, wo er Jourdan's Rückzug deckte, begründeten seinen Feldherrenruf nur noch mehr. Hierauf ward er (1797) mit Verstärkung zur italienischen Armee unter Buonaparte geschickt und von diesem zu verschiedenen wichtigen Unternehmungen auserſehen. Bernadotte hatte Theil an dem glänzenden Uebergange über den Tagliamente und ward, nachdem er Palma Nova, Lamina, Caporetta u. a. Plätze genommen hatte, von dem Oberfeldherrn mit der Belagerung der Festung Gradisca beauftragt, die er, vom General Serrurier unterstützt (19. März) eroberte, indem er dabei seinen Untergebenen das Beispiel von Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit gab. Nachdem er am 24. sich Triest's bemächtigt und auch in Venedig kräftig gewirkt hatte, ward er nach Paris mit dem Auftrage gesandt, dem Directorium die in der Schlacht von Rivoli erbeuteten

Fahnen zu überbringen. Das gerechte Lob, welches der Obergeneral Buonaparte ihm ertheilt hatte, sowie seine persönlichen Eigenschaften und patriotischen Gesinnungen gewannen ihm die volle Gunst des Directoriums.

Damals befand sich Marseille im Zustande der Anarchie. Bernadotte erhielt den Auftrag, die Ruhe in dieser Stadt wieder herzustellen, weigerte sich aber, sein siegreiches Schwert gegen seine Mitbürger zu ziehen und kehrte nach Italien zu seiner Division zurück. Nachdem durch den Frieden zu Campo Formio die diplomatischen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich wieder hergestellt und zu Rastadt ein Congreß eröffnet war, ernannte das Directorium Bernadotte, der sich im Jahre 1798 mit der Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, einer Schwester der Gemahlin Joseph Buonaparte's verheirathet hatte, am 18. Januar desselben Jahres zum Gesandten am Wiener Hof, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde. Doch war sein Aufenthalt daselbst von kurzer Dauer. Ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne über dem Gesandtschaftshotel veranlaßter Tumult bewog ihn, Wien zu verlassen. Er begab sich nach Rastadt, von da nach Paris.

Damals bildete sich, wie uns schon bekannt, eine neue Coalition gegen Frankreich und das Directorium rief seine Soldaten wieder unter die Fahnen. Jourdan erhielt die Bestimmung, gegen den Erzherzog Karl zu agiren, und unter ihm ward Bernadotte als Oberbefehlshaber der Observations-Armee angestellt. Er ward angewiesen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuschließen. Bereits mit den Vorarbeiten zum Bombardement des genannten Platzes beschäftigt, hinderten ihn die Ereignisse an der Ausführung. Das Vordringen des Erzherzogs Karl an die Iller, Jourdan's Rückzug über den Rhein, die tragische Auflösung des Rastadter Congresses, der allgemeine Wiederausbruch der Feindseligkeiten gegen Frankreich — das Alles machte außerordentliche Maßregeln nöthig, die von dem Augenblick an, wo die italienischen Festungen gefallen waren und die vereinigten Russen und Oesterreicher in das südliche Frank-

reich vorzudringen drohten, mit aller Kraft durchgesetzt werden mußten. Unter diesen schwierigen Umständen wurde Bernadotte ins Kriegsministerium berufen, wo er die glänzendste Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einerseits die Anklage der Generale, welche die italienischen Festungen so rasch übergeben hatten; andrerseits regte er den Eifer der Conscribirten an, stellte an die Spitze der Hilfsbataillone Offiziere, welche sich als Reclamanten in Paris befanden, bemühte sich um die Wiederherstellung der erschlafften Disciplin und wehrte den bei der Armee eingerissenen Mißbräuchen. Dieß war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß sein Vorgänger, Mallet=Mureau, ihn provisorisch ersetzen, er aber sein Commando bei der Armee wieder übernehmen solle. Das Directorium motivirte diese Maßregel dadurch, daß er selbst oft den Wunsch geäußert habe, wieder in seine vorige Thätigkeit bei der Armee zu treten; allein Bernadotte sah mit gerechtem Unwillen sich von einem unter den schwierigsten Umständen verwalteten Posten verdrängt in dem Augenblick, da er so weit war, um sich der durch ihn geschaffenen Ordnung zu erfreuen. Er verhehlte diese Gesinnungen nicht und forderte seine Entlassung nebst einer Pension, deren er bedürfe und durch zwanzigjährige Arbeit würdig zu sein glaube. Sein Gesuch ward ihm gewährt, und er war fest entschlossen, den Rest seiner Tage im Schoße der Ruhe zu verleben.

Schon hatte sich Bernadotte auf das Land zurückgezogen, als jene Staatsumwälzung sich begab, in deren Folge Napoleon die Zügel ergriff. Er nahm keinen Theil an derselben, sprach sogar laut gegen dieselbe. Dennoch berief ihn Buonaparte, zu gleicher Zeit den Schwager und den General in ihm ehrend, in den neuerrichteten Staatsrath und übertrug ihm darauf das Commando der Westarmee. An dieser Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendée neuen Aufruhr zu erregen suchten, durch Maßregeln der Sanftmuth und Menschlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem Luneviller Frieden ward er zum Botschafter bei den vereinigten Staaten

von Nordamerika ernannt; der Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England verhinderte ihn jedoch, dorthin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) sandte ihn der erste Consul nach Hannover an Mortier's Stelle, und seine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demselben Jahre brachte die Verwandlung des Consulates in eine erbliche Kaiserwürde ihm den Marschallsstab des französischen Reichs. Diesem folgte bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion, von deren achter Cohorte er Chef ward.

Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Oesterreich führte Bernadotte die Armee durchs Anspachsche, vereinigte sich bei Würzburg mit den Bayern und trug, da er auf diese Weise die Oesterreicher umging, viel zu der Katastrophe von Ulm bei. In der Schlacht bei Austerlitz bildete Bernadotte's Corps das Centrum, das allen Angriffen der tapfern russischen Armee Trotz bot. Seine Verdienste zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5. Juni 1806 zum Fürsten von Ponte Corvo. In dem bald darauf ausgebrochenen Kriege gegen Preußen führte er das erste französische Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das sächsische Vogtland und schnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußischen Hauptarmee ab. Am 14. Oct. operirte er von Dornburg her im Rücken der preußischen Armee, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck und nöthigte ihn zur Capitulation. Er war der einzige französische Anführer dort, der das traurige Schicksal dieser unglücklichen Stadt unter der nun erfolgenden Occupation durch die Franzosen ernstlich zu mildern bemüht war. In einem Tagesbefehl empfahl er den Truppen: nach dem Siege gefühlvoll und menschlich zu sein. Nachdem Bernadotte dann in Polen und Altpreußen, von 1807 bis 1809 in Norddeutschland mitgewirkt, 1809 die sächsische Armee bei Wagram befehligt, darauf als Obergeneral der Armee von Flandern die beabsichtigte Landung der Engländer in Holland verhindert hatte, — lebte er im Schooße seiner Familie theils auf dem Lande, theils in Paris, und hier war es, wo-

ihm die Abgeordneten Schwedens in den ersten Tagen des Septembers 1810 die Nachricht von seiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieses Reichs überbrachten. Am 5. September nahm Bernadotte schon die förmlichen Glückwünsche an, und Karl XIII. theilte der Reichsversammlung die erfolgte Annahme der Wahl am 26. Sept. mit, nachdem er in einem am 24. abgehaltenen Ordens=Capitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen=Ordens erklärt hatte. Zugleich ward derselbe zum Generalissimus ernannt, welche Würde seit lange nicht in Schweden existirt hatte.

Am 2. October verließ der neue Kronprinz Paris und kam am 18. Oct. Mittags auf dem königlich dänischen Schlosse Friedrichsberg an, wo er in der Mitte der königlichen Familie bis den folgenden Tag blieb und dann nach Helsingör abging, das er Nachmittags erreichte. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbischof von Upsala, im Beisein mehrer vornehmen Zeugen, im Hause des schwedischen Consuls Glöerhald bei verschlossenen Thüren den Religionsact, bei welchem der Kronprinz sich zur evangelisch=lutherischen Kirche bekannte. Unter dem Donner der Kanonen führte ihn darauf eine schwedische Galeere nach Helsingborg. Hier landete er am 20. Oct. und hatte seine erste Zusammenkunft mit dem König Karl XIII. Am 31. wurde er der Reichsversammlung vorgestellt. Durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 adoptirte der König den Kronprinzen, der nun den Namen Karl Johann annahm und noch an demselben Tage vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger leistete Sein Sohn Oskar erhielt den Titel eines Herzogs von Südermannland.

Bald fand der neue Kronprinz Veranlassung, eine Probe seiner Regierungskunst abzulegen, als im folgenden Jahre der König erkrankte. Dieser überrtug ihm am 17. März 1811, doch mit einiger Beschränkung, die Regierung des schwedischen Reichs, welche er denn auch bis zum 7. Januar 1812 weise und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter einem Vorsitz eine Landwirthschaftliche Gesellschaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Aus seinen lieberalen

Ansichten floß auch das merkwürdige Decret am 29. Juli 1812, wodurch die schwedischen Häfen allen Nationen eröffnet wurden.

Dieser letztgenannte Beschluß war übrigens zu großem Theile eine Folge immer mehr zunehmender Spannung zwischen Frankreich. Man hatte sich geirrt, wenn man geglaubt hatte, Schweden sei mit Bernadotte's Erhebung in dieselbe Abhängigkeit von Napoleon gerathen, wie so viele andere Reiche Europa's. Ganz im Gegentheil verstand sich der schwedische Hof weder zur Einführung des Tarifs von Trianon, noch wollte er sonstige Forderungen Napoleons bewilligen. Folge davon war die Besetzung von Schwedisch-Pommern und Rügen im Anfange des Jahres 1812 von Seiten der Franzosen. Aber auch dieser Gewaltstreich änderte die Ansichten des Stockholmer Kabinets nicht, vielmehr schloß es mit Rußland zu Abo (am 5. April 1812), wo sich der Kronprinz von Schweden und der Kaiser von Rußland persönlich sprachen, ein Hilfsbündniß, und durch den Vertrag von Oerebro Frieden mit dem britischen Kabinet. Damit war Schwedens Beitritt zum Bunde gegen Frankreich direct ausgesprochen und während des Jahres 1813 wirkte Karl Johann als Feldherr in Deutschland wesentlich zum Sturz der napoleonischen Macht mit. Dafür erhielt Schweden nach der Demüthigung Napoleons im Kieler Frieden (1814) das Königreich Norwegen. Zwar widersetzten sich die Norweger zu Gunsten des dänischen Statthalters, des Prinzen Christian Friedrich, dieser Anordnung, allein sie, wie auch der Prinz, wurden durch die schleunigen und kräftigen Maßregeln des Kronprinzen von Schweden zur Anerkennung des Kieler Friedens gezwungen. Norwegen huldigte nun Karl XIII., der die von den Norwegern entworfene Verfassung beschwor. Dänemark erhielt Schwedisch-Pommern und trat dieß gegen Lauenburg und eine Geldentschädigung an Preußen ab. Der Kronprinz von Schweden, Karl Johann, nahm aber bald nach dem Frieden einen thätigen Antheil an der Regierung und bestieg, als Karl XIII im Februar 1818 gestorben war, als Karl XIV. Johann den Thron von Schweden und Norwegen.

28. Die Erhebung Oesterreichs und die Tyroler.

Während Napoleon mit Preußen und in Spanien kämpfte, hatte Oesterreich mit Aufwand aller Kräfte zu neuem Kampfe gerüstet. Das Tiefgebeugte hielt sich berufen, die Ketten Deutschlands zu brechen, die Ehre Deutschlands zu retten, die Selbstständigkeit seiner Staaten wieder herzustellen. Es brachte ein Heer von 500,000 Kriegern, die Landwehr mit eingerechnet, auf den Kriegsfuß. Lebendig war in dem ganzen Volk das Gefühl der Selbsterhaltung geworden, das zur Abwehr einer noch trostlosern Zukunft rieth.

Aber, wie bitter täuschte sich das edle Oesterreich, wenn es auch nur einen Augenblick hoffte, ganz Deutschland werde mit ihm zugleich aufstehen und das von den Franzosen ihm auferlegte Sklavenjoch abwerfen; wenn es auch nur einen Augenblick mit Stolz daran dachte, der Stützpunkt für das Aufleben deutscher Nationalität zu werden. Es erließ kraftvolle Proclamationen an das deutsche Volk. Allein sie verhallten, denn die Stunde der Befreiung hatte noch nicht geschlagen; Deutschland war noch nicht reif zur Erhebung und seine Fürsten, sie waren durch den Fremdherrscher theils ohnmächtig gemacht, theils sogar vertrieben, wie der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig, theils trugen sie mit Freude ein Joch, das ihnen Vergrößerung des Gebiets und Erhöhung des Titels gebracht hatte. Treu wirkte der Rheinbund für die Pläne seines Protectors, deren Motto ein finis Germaniae! war; ohnmächtig war Preußen, verblutet an den Wunden, die es durch die Schuld seines Königs erduldet hatte, — und in dem Königreich Westphalen war man sogar bemüht, die französische Sprache an die Stelle der deutschen zu setzen. Wo sollte also Oesterreich in seinem Kampfe der Verzweiflung Unterstützung finden? War doch auch Italien gefesselt, Rußlands Kaiser ein Freund und Bewunderer des Helden des Jahrhunderts geworden, England durch den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel schon vollkommen in Anspruch genommen. So wagten also Oesterreichs Völ-

ter auf eigne Faust den Riesenkampf, in dem sie nur an den treuen Tyrolern, denen das ihnen aufgezwungene Joch des „Boarn“= (Bayern=) Königs ein Greuel war, heldenkühne Bundesgenossen fanden.

Auch dieses Mal stellten sich die heldenmüthigen österreichischen Prinzen selbst an die Spitze der Armeen. Erzherzog Karl fiel in Bayern ein, Erzherzog Johann in das Großherzogthum Warschau, während General Chasteler nach Tyrol aufbrach. Aber leider! war man wieder nach ächt deutscher Weise zu langsam gewesen, hatte zu lange bedacht, statt kühn und rasch zu handeln. Wären die Oesterreicher früher, vor Vereinigung der Feinde aufgebrochen, so hätten sie Napoleons Streitkräfte mit Leichtigkeit einzeln aufreiben können. Neues Unglück brachte das langsame Vorrücken. Napoleon war schon auf die erste Nachricht von Oesterreichs Erhebung von Paris nach Donauwörth geeilt, den Oberbefehl über die Truppen des Rheinbundes zu übernehmen. Nicht mit Franzosen, — mit Deutschen wollte er die Deutschen bekämpfen, um Frankreich mit neuen Lorbeern zu schmücken. Der Kern des Heeres bestand aus Deutschen, die von ihren Vasallenkönigen angefeuert wurden, „die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die Vorsehung zu führen, welche das Unrecht durch den unüberwindlichen Kaiser Napoleon bestrafen werde.“ Deutschlands Verblendung, Furcht und Schande waren ungeheuer. Man konnte Napoleon zujauchzen, wenn er die Truppen des Rheinbundes anredete: „Ich bin nicht als Kaiser der Franzosen in eurer Mitte, sondern als Protector des deutschen Bundes. Kein Franzose ist unter euch, ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen!“ Binnen vier Tagen, vom 19. bis 23. April 1809, drängte er darauf die in ihrer Zerstückelung vergebens tapfern Oesterreicher in den rasch einander folgenden Schlachten bei Thann, Abensberg und Eckmühl, Landshut und Regensburg zurück. Rasch marschirte er gegen Wien donauabwärts und stand nach dem Treffen bei Ebersberg am 10. Mai 1809 vor Oesterreichs Hauptstadt, die zwei Tage nachher capitulirte. Von Schönbrunn aus erließ er donnernde Proclama=

tionen und Vernichtungsdecrete. Der Besitz von Wien allein fruchtete indeß wenig. Noch stand ein Kampf mit dem Erzherzog Karl bevor, und es kam für die Franzosen darauf an, über die Donau zu gehen, zumal sie in Italien, Tyrol und Polen den Kürzern gezogen hatten. Karl erwartete Napoleon in der Nähe von Wien bei Aspern und Eßlingen da, wo die Donau die fast ganz bewaldete große Insel Lobau bildet. Napoleon überschritt die Donau, wurde aber in der zweitägigen mörderischen Schlacht am 21. und 22. Mai, in welcher viele Tausende und mehrere Generale fielen, auf Lobau zurückgeworfen. Da die Brücke zum jenseitigen Ufer vom Strome eingerissen war, so mußte er zwei Tage hier ausharren. Karl versuchte keinen Angriff auf Lobau, da dasselbe einer Festung glich, sondern erwartete Verstärkung. Beide Theile beobachteten einander und verstärkten sich an den entgegengesetzten Ufern der Donau sechs Wochen lang. Während dieser Zeit erlitt Johann, der den Vicekönig von Italien, Eugen, besiegt, dann aber nach Deutschland gegangen war, um an dem Kampfe gegen Napoleon theilzunehmen, bei Raab am 14. Juni eine solche Niederlage, daß er Eugen's Vereinigung mit Napoleon nicht mehr hindern konnte. Napoleon hatte nun 180,000 Mann zu seiner Verfügung, und auf den Feldern bei Wagram, auf denen einst der Gründer des österreichischen Kaiserhauses, der edle Rudolph von Habsburg, den stolzen Böhmenkönig Ottokar besiegt und dadurch den Grund zu Oesterreichs Macht gelegt hatte, sollte jetzt um das Fortbestehen des ersten und mächtigsten deutschen Staates gekämpft werden.

Mitten in einem Unwetter ließ Napoleon Schiffbrücken von der Insel Lobau nach dem Festlande schlagen und begann den Angriff gegen die nur 130,000 Mann starken Oesterreicher, ehe diese sich mit dem Heere des Erzherzogs Johann vereinigen konnten. So muthig auch die Oesterreicher kämpften, so wurden sie doch auf allen Punkten zurückgedrängt. Vorzüglich war es aber der Tapferkeit und Unerschrockenheit mehrer sächsischen Reiterregimenter zuzuschreiben, welche von dem Marschall Bernadotte

befehligt wurden, daß an dem ersten Schlachttage (5. Juli) die Oesterreicher überall ihre Stellungen verlassen mußten. Der hereinbrechende Abend machte dem Kampfe ein Ende; doch kaum graute der Morgen des 6. Juli, als auch die Schlacht von neuem begann.

Aber auch dieser zweite Tag brachte für Oesterreich keine günstige Entscheidung. Es gelang den Franzosen, den linken Flügel derselben zu umgehen, und da die Hilfe der Ungarn, auf welche Erzherzog Karl sehnlichst gehofft hatte, nicht zu rechter Zeit eintraf, so mußte endlich der Rückzug angetreten werden. Nichts half es, daß der rechte Flügel der Oesterreicher so bedeutende Fortschritte gemacht hatte; nichts half der muthige Widerstand, den die tapfern Grenadiere mehre Stunden lang der ungeheuern Ueberlegenheit des Feindes leisteten, — die Schlacht bei Wagram war unrettbar verloren. Tausende bedeckten die Wahlstatt. Der Waffenstillstand zu Znaym endete am 10. Juli den Kampf und führte zu dem unheilvollen Wiener Frieden.

Norddeutschland hatte aus Feigheit und Furcht an dem Kampfe keinen Antheil genommen, aber schon regte sich dort ein großer und gewaltiger Feind gegen Napoleon. Die schamlose Wirthschaft, welche Hieronymus Buonaparte in seinem Königreich Westphalen führte, rüttelte mit Gewalt den Volksgeist aus seinem Schlummer. Unbekümmert um die Regierungsgeschäfte, lebte Hieronymus Buonaparte in dem Schlosse zu Kassel in behaglicher Ueppigkeit, badete täglich, um sich zu seinen Ausschweifungen zu stärken, in Rothwein, den seine Hofbedienten, auf Fässer und Flaschen gefüllt, wieder verkauften; verschleuderte die Domainen der seinem Scepter unterworfenen Länder, als hätte er die kurze Zeit geahnt, welche seine Herrschaft dauern würde, ließ prachtvolle Denkmäler mittelalterlicher Baukunst auf Abbruch versteigern, erhob Zwanganleihen und stellte dagegen Obligationen aus, die nie eingelöst sind, ließ seine Präfecten nach Willkür schalten und sich auf jede unerlaubte Weise bereichern, führte den Gebrauch der französischen Sprache zugleich mit dem französischen Recht bei den Gerichtsverhandlungen ein

— that mit einem Worte Alles, um jeden Wohlstand, jedes Deutschthum zu vernichten.

Schon erhoben sich, dieser schmachlosen Fremdlingswirthschaft ein Ende zu bereiten, einzelne von Patriotismus erfüllte Schaaren. Der Gardeoberst von Dörnberg, aus alter hessischer Familie, machte einen Versuch, den ihm aufgedrungenen König vom Throne zu stoßen; aber seine Soldaten verließen ihn, und ihm blieb nichts übrig, als nach Dresden zu dem Herzog von Braunschweig-Oels zu flüchten, welcher ein eignes Corps von etwa 1000 Mann commandirte und in Verbindung mit den Oesterreichern in Franken und Thüringen gegen die Franzmänner kämpfte. In Verbindung mit dem hessischen Attentat stand auch der preußische Husarenobrist Schill, ein kühner Freiheitsheld, welcher an der Spitze seiner verwegenen Freiwilligen Norddeutschland anzufeuern gedachte. Allein auch sein Plan wurde durch das Auffangen seiner Papiere vereitelt. Nachdem die westphälische Regierung ihn geächtet, die preußische sich von ihm losgesagt hatte, und Dörnbergs Plan mißlungen war, warf er sich nach planlosem, aber siegreichem Umherirren mit seiner Schaar von 2000 Mann in die Festung Stralsund, das er noch mehr befestigte. Wahrscheinlich war es Verrath, der den vorrückenden Dänen und Holländern die Erstürmung der Stadt erleichterte. Schill sank, von mehren Kugeln durchbohrt, im Handgemenge am 31. Mai 1809. Die Gefangenen seines Corps wurden theils in Braunschweig, theils in Wesel erschossen, theils auch auf Galeere begnadigt. Schill's Kopf wurde in Weingeist aufbewahrt, nach dem Leydener Museum, 1837 nach Braunschweig gebracht und dort bei den Ueberbleibseln mehrer erschossenen Offiziere seiner Schaar in einem besondern Mausoleum beigesetzt. — Der Herzog von Braunschweig, welcher den Znayner Waffenstillstand nicht anerkannte, beschloß, sich mit seiner schwarzen, 1900 Mann starken Schaar, welche Todtenköpfe an den Czschakos trug, nach der Nordküste durchzuschlagen. Es gelang ihm. Mitten durch die Feinde entkam er über Leipzig, Halberstadt und Braunschweig nach Helgoland, von da nach England.

— Die Engländer hatten sich anfangs bei Oesterreichs Erhebung sehr lau gezeigt, dann gegen Neapel und Seeland Flotten gesandt, aber zu spät. Dort besetzten sie auf kurze Zeit zwei Inseln, hier eroberten sie im August zwar Walchern, wurden aber durch Franzosen und Seuchen zur Wiedereinschiffung gezwungen.

Einzig in seiner Art war der gleichzeitige Aufstand der Tyroler für ihr geliebtes Fürstenhaus. Seit fast 500 Jahren stand das schöne Tyrol unter der Herrschaft des österreichischen Kaiserhauses, und hatte während dieser ganzen Zeit mit seltener Liebe und Verehrung dem angestammten Fürsten angehangen. Als Napoleon, damals noch Consul und General der französischen Republik, die österreichische Macht in Italien angriff, und an die Grenzen von Tyrol vordrang, rief er vergebens dessen Bewohner zum Aufstande gegen das deutsche Kaiserhaus auf. Wohl strömten die Schaaren der muthigen Bergbewohner zusammen, aber nicht, um gegen ihren Fürsten zu fechten, sondern, um für denselben ihr Leben zu opfern. Auch als 1809 der Feldmarschalllieutenant Marquis von Chasteler de Courcelles vom Erzherzog Johann mit einem Theil des 8. Armeecorps nach Tyrol gesandt wurde, dieses Gebirgsland, das seit vier Jahren unter der Fremdherrschaft geseufzt hatte, zu insurgiren, da erhoben sich sogleich — es war am 10. April — die Bauern und Sennen und schlugen die Bayern und Franzosen aus den Gebirgen des nördlichen Tyrols mit großem Verlust zurück. Führer der einzelnen Schaaren des Landsturms und der Schützencompagnien waren Peter Kemnater aus dem Pusterthale, der Major Teimer, der Löwe Speckbacher, der Schöpffer vom Schopfhofe, der Nachkomme des alten Erbschöffen des Meran, und viele Andere, vor Allen aber Andreas Hofer, der Wirth zu St. Leonhard in Passeyer, auf dem Sande, daher der Sandwirth genannt, diese ächte, schlichte, fromme und naturkräftige Tyrolerseele. Er war der Messias Tyrols, der sein Volk erlösen wollte und wie ein Osterlamm von dem Feinde erwürgt wurde.

Andreas Hofer war 1767 in dem erwähnten Wirths-

hause geboren und schon 1796 für seinen Kaiser thätig gewesen. Er führte damals eine aus Tyrolern bestehende Schützencompagnie, mit welcher er den Franzosen vielen Schaden zufügte. Der Friede, welcher im folgenden Jahre zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen wurde, hatte auch ihn den friedlichen Beschäftigungen seines Standes zurückgegeben. Als aber nach den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1805 Tyrol, welches mit so seltener Treue für seinen Fürsten gekämpft hatte, an das verhaßte Bayern abgetreten wurde, da schwor sich Hofer zu, bei der ersten Gelegenheit für das angestammte Fürstenhaus die Waffen zu ergreifen. Kaum war daher das Gerücht erschollen, der österreichische Kaiser habe sich entschlossen, aufs Neue den Riesenkampf gegen den gallischen Eroberer zu wagen, kaum drang der lange verhaltene Ruf der Freiheit wieder durch alle Thäler Tyrol's, da langte Hofer den Stutzen wieder von dem Nagel herab, an dem er so lange gerostet hatte. Doch des Feindes Uebermacht erheischte Vorsicht, denn zahlreiche französische und bayerische Schaaren unter des harten und grausamen, aber tapfern Marschalls Massena Oberbefehl hielten des Landes wichtigste Punkte besetzt. Zahlreiche geheime Boten wanderten nun nach Wien, Verhaltungsbefehle vom Kaiser einzuholen; unter ihnen Hofer. Sie trugen dem Erzherzog Johann die Gesinnungen des treuen Volkes vor und theilten ihm den Wunsch mit, für das theure Fürstenhaus die Waffen ergreifen zu dürfen. Ihre Gesinnungen wurden belobt, ihre Bitte gewährt.

Kaum waren die Boten in die Berge ihres Vaterlandes zurückgekehrt, da erhob sich auch der gewaltige Aufstand gegen die aufgedrungene Herrschaft. 8000 Bayern und Franzosen wurden von dem erbitterten Napoleon unter dem Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, gegen Tyrol gesandt und wütheten gleich reißenden Wölfen, um die Empörung im Entstehen zu unterdrücken; allein Chasteler setzte sich mit Leichtigkeit in den Besitz von Innspruck und Trident, während die Tyroler Landleute, die mit den Werkzeugen ihres Gewerbes gegen die wohl ausgerüsteten Krieger in den Kampf zogen, mit solcher Begeister-

ung fochten, daß die Sache der Freiheit und des Rechts einen glänzenden Sieg davontrug. Der wackere Hofer war dabei nichts weniger als müßig, und seinen klugen Anordnungen war es vorzüglich zu danken, daß die bayerischen und französischen Soldaten von aller Verbindung mit den übrigen in Tyrol befindlichen Truppen abgeschnitten wurden. 8000 tapfere Krieger mußten sich am 11. April des Jahres 1809 den muthigen Tyroler Landleuten übergeben. Tags darauf traf Hofer, bei dem sich außer einigen Hundert mit Dreschflegeln und Heugabeln bewaffneten Bauern nur wenige Schützen befanden, auf ein Bataillon bayerischer Truppen. Diese hatten mehre Kanonen bei sich und glaubten sich also hinreichend geschützt gegen die schlecht bewaffneten Landleute. Allein der kühne Hofer hatte auch für solchen Fall hinlänglich gesorgt. Große Heuwagen waren plötzlich vorgefahren und zwischen ihnen hindurch stürmten die Tyroler auf die bayerischen Soldaten ein. Zwar brannten diese jetzt ihre Kanonen los, aber die Kugeln wurden von den Heuwagen aufgefangen und brachten den Tyrolern wenig Schaden. Die Reiterei ward mit Heugabeln und Sensen angegriffen und nach mörderischem Kampfe in die Flucht geschlagen. In ähnlicher Weise wurde fortgefahren, bis das ganze Land von den Feinden befreit war.

Da kam die Nachricht, daß der von Napoleon geächtete Chasteler Tyrol verlassen und sich nach Ungarn durchgeschlagen habe, daß die Oesterreicher bei Eckmühl und Regensburg geschlagen seien, daß die feindlichen Heere das kleine Gebirgsland ringsum eingeschlossen hätten. Die Bayern brachen gleich einer verheerenden Fluth über das Gebirge ein, sengten, brannten, mordeten. Der österreichische Commandant von Tyrol, ein Graf von Leiningen, entfloh nach Italien, um den unablässigen Verfolgungen der Feinde zu entgehen. Nur die Tyroler verzagten nicht. Unter Hofer, Teimer, Speckbacher, dem Kapuziner Haspinger trafen sie am Berge Isel, unfern Innspruck, der alten Hauptstadt des Tyrolerlandes, auf den Feind. Zwar fochten die Bayern auf das Tapferste, aber dem begeisterten Muthe der Ty=

roler, welcher beim Anblick ihrer vom Feinde bedrohten Hauptstadt noch gesteigert wurde, vermochten sie nicht zu widerstehen. Ihre Reihen wankten und trennten sich, und in wilder Flucht eilten sie durch die Gebirgsschluchten der Ebene zu.

Eben war Hofer im Begriff, mit seinen Schaaren nach Oesterreich vorzudringen und sich mit der großen österreichischen Armee zu vereinigen, als die Schlacht bei Wagram alle Hoffnungen des tapfern Volkes mit einem Male vernichtete. Der Waffenstillstand zu Znaym war geschlossen und der wüthende Napoleon konnte einen großen Theil seiner Streitkräfte gegen Tyrol richten. Lefebvre rückte mit 40,000 Mann Franzosen, Bayern und Sachsen heran, und Tyrol schien verloren, da Oesterreich das Land nun ganz aufgab und dieses rath- und wehrlos war. Verzweiflung bemächtigte sich der Armen und hätte sie fast zu frevelhafter That fortgerissen, denn schon hatten einzelne Wüthende beschlossen, die kaiserlichen Generale, welche jetzt mit ihren Schaaren abgerufen wurden, mit Gewalt zurückzuhalten, die österreichischen Kriegsvorräthe und Kanonen wegzunehmen, die Kriegsgefangenen zu ermorden, damit die Oesterreicher keinen Pardon mehr zu hoffen hätten und sich als Verzweifelte wehren müßten. Doch die Vernünftigern, unter ihnen Hofer, wußten dieses Unglück zu verhindern, und unangefochten zog das kleine österreichische Heer mit den bayerischen und französischen Kriegsgefangenen über die Gebirge des armen Tyrols hinaus, dessen Regierung nun Hofer übernahm, während Speckbacher die Grenzen vertheidigte und auf Bergen und in Thälern vom 4. bis 13. August dermaßen Verderben unter die Feinde schleuderte, daß diese Tyrol abermals schleunig räumen mußten.

Die Friedensunterhandlungen schritten indeß in Schönbrunn vorwärts. Oesterreich schloß am 10. October den Frieden zu Wien. Es verlor abermals über 2000 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern, nämlich Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel, welche an Bayern fielen; ferner einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz, mit denen Sachsen bereichert wurde; dann mußte es Westgalizien, die Stadt Krakau

und den Zamoscer Kreis in Ostgalizien an das Herzogthum Warschau, den Tarnopoler Kreis in Ostgalizien an Rußland abtreten. Aus dem Villacher Kreise in Kärnthen, aus dem Herzogthum Krain, aus dem Gebiete von Triest, der Grafschaft Görz und Friaul, aus dem auf dem rechten Ufer der Sau belegenen Kroatien mit Fiume, so wie aus dem ungarischen Küstenlande und dem österreichischen Istrien schuf Napoleon die sogenannten illyrischen Provinzen, mit denen er Istrien, Dalmatien und Ragusa verband, um sie für sich zu behalten und einem Generalstatthalter zu übergeben. Nach allen diesen Opfern mußte sich der Kaiser von Oesterreich noch bequemen, alle Veränderungen in Spanien, Portugal und Italien, so wie die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes anzuerkennen und sich dem Continentalsystem gegen Großbritanien anzuschließen.

Das treue Tyrol war von Oesterreich in dem Frieden ganz übergangen. Der Erzherzog Johann ermahnte die über den Frieden Erschreckenden zur Unterwerfung, und von allen Seiten drangen die Schaaren des französischen Eroberers in die Thäler des Landes herein. Allein die Verzweiflung gab dem Heldenvolke übernatürliche Kräfte, so daß der tapfere Marschall Soult vor Hofer und seinen kühnen Kämpfern fliehen mußte Endlich aber gelang es dem französischen Gewalthaber, des Aufstandes Herr zu werden, und der unglückliche Hofer ward nun als einer der Urheber der Empörung geächtet. Hofer proclamirte aus Verzweiflung Niederlegung der Waffen, bereute es jedoch wieder und rief, durch die falschen Berichte eines unruhigen englischen Agenten Kolb, Commandanten von Linz, getäuscht, nochmals zu den Waffen. Trotzdem die Feinde von drei Seiten in das Land drangen, hallten Tyrols Berge nochmals vom Freiheitsjubel wieder. Aber das Häuflein ward immer kleiner und unterlag zuletzt, als ein Thal nach dem andern fiel, der Uebermacht und stob auseinander. Hofer, der den Geist seiner Berge und Ahnen festhielt, rettete sich nicht in das Ausland, sondern floh mit Frau und Sohn und Schreiber in eine einsame Hütte hoch oben auf der Alp. Zwei Monate lang hielt sich hier der Arme zwischen

Gletschereis und Schnee verborgen, denn auch die größten Versprechungen der Franzosen waren nicht im Stande, einen Tyroler zum Verräther zu machen. Da verrieth endlich ein Priester, Donay hieß er — und sein Name werde mit seiner Schande der Nachwelt überliefert — ehedem Hofer's Vertrauter, dann aber von ihm beleidigt, aus ehrloser Rache dem französischen General den Namen des Mannes, welcher Hofer mit Speise und Trank in seiner Einsamkeit zu versehen pflegte. Diesen ließ der französische General vor sich bringen, entwand ihm durch Versprechungen und Drohungen das Geheimniß und zwang ihn, französische Soldaten zu Hofer's Hütte zu führen. Wer ermißt den Schrecken des unglücklichen Geächteten, als er eines Tages, statt des sehnlichst erwarteten Boten französische Soldaten in seine Hütte eintreten sah, die ihn, ehe er noch an Widerstand denken konnte, ergriffen und gefesselt mit sich fortschleppten!

Obgleich jetzt die französischen Zwingherren den Gefürchteten in ihrer Gewalt hatten, so besorgten sie doch, daß die mit Begeisterung an ihm hangenden Tyroler ihn mit Gewalt befreien möchten. Daher ward er unter starker Bedeckung nach der italienischen Festung Mantua abgeführt. Französische Generale traten hier zu einem Kriegsgericht zusammen. Zwar gaben die meisten derselben der Stimme der Menschlichkeit Gehör und sprachen den tapfern Hofer von der Todesstrafe frei, aber ihr Herrscher — der Herzensadel und Seelengröße mit unerbittlichem Haß verfolgte, weil sein böses Bewußtsein ihn dieselben fürchten ließ — hatte schon das Urtheil dessen gesprochen, der es gewagt hatte, seinen herrschsüchtigen Plänen entgegen zu treten. Noch war das Kriegsgericht versammelt, als ein Eilbote des Kaisers von Mailand anlangte und den Befehl überbrachte, Hofer binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Hofer selbst, dem ein edler Franzose mit Thränen in den Augen das harte Urtheil überbrachte, war standhaft, während sich alle seine Landsleute, die sich als Gefangene in Mantua befanden, der Verzweiflung über das unglückliche Ende ihres geliebten Führers überließen. Am

20. Februar 1810 ward Hofer zu Mantua erschossen, aber unsterblich ist sein Andenken, heilig seinen Landsleuten die Erinnerung an seine hohe Begeisterung fürs Vaterland und für Oesterreich, an seine Milde und fromme Treue, und ewig bleibt dieser Landmann und seine Hütte das Symbol der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Tyroler an Oesterreich und ihrer kühnen Wagnisse für ihr uraltes, unaussprechlich theures Land.

24. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Nach dem Wiener Frieden stand Napoleon auf einer Höhe der Macht, wie kein zweiter Sterblicher. Im Jahre 1811 beherrschte er in 130 Departements unmittelbar 42 Millionen Menschen, und außerdem gehorchten ihm Italien, Illyrien, die Schweiz, Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen, Westphalen, Berg, Holland, Polen, Dänemark, die ionischen Inseln, selbst — Oesterreich und Preußen. 120 Millionen nannten ihn in acht verschiedenen Sprachen ihren Kaiser, und Rußland, so wie nach Gustav's IV. Absetzung auch Schweden, waren ihm befreundet. Nur England war noch unbesiegt, und Spanien sträubte sich, den fremden Herrscher anzuerkennen. Sonst beugte sich das Festland von Europa vor ihm; er hatte keine Dynastie mehr zu fürchten und ein Deutschland gab es nicht mehr, wie er denn auch selbst sagte, daß er keine Deutschen kenne. Hoffnungslos und knirschend blickten die Patrioten in die Zukunft.

Aber der Unersättliche war nimmer zufrieden mit diesem, noch von keinem Sterblichen erstiegenen Höhenpunkte. Weit entfernt, seine Macht zu benutzen, um die durch den Krieg geschlagenen schweren Wunden zu heilen, sann vielmehr sein unersättlicher Ehrgeiz, seine ungezügelte Herrschsucht nach neuen Pfaden der Machtvergrößerung, nach endlos neuen Mitteln, wären es auch die unlautersten, Europa — ganz Europa zu knechten. Dabei offenbarte er, der nichts mehr zu fürchten, keinen mehr zu scheuen hatte, sich als einen Unhold voll Hochmuth, Tyrannei, Lug, Treulosigkeit, tiefster sittlicher Erniedrigung.

Zunächst suchte er die Macht des Papstes zu vernichten. Es ärgerte ihn, daß es außer ihm noch Einen gebe, welcher eine Macht über die Menschen — wenn auch nur über die Gemüther der katholischen Christenheit — besitze. Dann stand auch der Papst als politischer Fürst seinem Plane im Wege, Italien zu einem einzigen Königreiche zu machen. Er beschloß daher, daß der Papst fallen müsse. Erst griff er zur Diplomatik, dann zur Gewalt. Der Papst widersprach der Einsetzung von Bischöfen in Italien, weigerte sich, mit Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündniß zu treten, den Engländern seine Häfen zu verschließen, — Grund genug für einen Napoleon, im Febr. 1808 die Mark Ancona und Rom zu besetzen, im April desselben Jahres mehre päpstliche Provinzen dem Königreich Italien einzuverleiben. Pius VII. protestirte trotz seiner Gefangenschaft. Da erklärte Napoleon, nachdem er Oesterreich, des Papstes einzige weltliche Stütze gedemüthigt, ohnmächtig gemacht hatte, im Mai 1809 den Kirchenstaat für einverleibt dem französischen Reiche, und Rom für eine freie kaiserliche Stadt. Pius bediente sich seines Rechts und schleuderte eine Bannbulle gegen den Räuber. Da ließ Napoleon in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 das Kirchen-Oberhaupt durch seine Gendarmen verhaften und nach Savona bringen. Aber auch jetzt behauptete Pius, der auch von der protestantischen Christenheit Geehrte und Bewunderte, seine Standhaftigkeit.

In pomphafter Weise hatte der Gefürchtete den 2. December des genannten Jahres im Beisein seiner Vasallenkönige — „Präfecten-Könige" nannte er selbst dieselben — derer von Sachsen, Holland, Westphalen, Bayern, Württemberg, Neapel, gefeiert. Da beging er einen Schritt, welcher ihm, dem Sohne der Revolution, hätte fern liegen sollen. Es fehlte ihm zur unerschütterlichen Festigkeit seiner Herrschaft vor den Augen der Welt ein Thronfolger und Legitimität. Darum trennte er sich von seiner Gemahlin Josephine, obgleich er nur dieser seine Erhebung verdankte. Seiner sittlichen Erniedrigung fiel es leicht, die Gründe zu solcher Trennung zu finden. Dann warb er um

Maria Louise, die Tochter des Kaiser's Franz II. Dieser, das arme Opferlamm der herzlosen Politik des Corsen, durfte seine Tochter nicht verweigern. Er, der Millionen seiner Unterthanen hatte opfern müssen, opferte auch das eigene Kind, um den ihm gebliebenen Ländern den Frieden zu sichern. Am 1. April 1810 war die Vermählung in Paris. Fesch segnete die neue Ehe ein, während fünf Königinnen der Kaiserin die Schleppe trugen. Die Feste endeten auf tragische Weise mit einem Flammenmeere beim Fürsten von Schwarzenberg, in welchem viele Personen den Tod fanden, und das dem Aengstlichen als ein eben so böses Omen gelten konnte, wie der Untergang so vieler Zuschauer bei Marie Antoinette's Vermählung (1770). Josephine mußte sich nach Malmaison zurückziehen und ihr Sohn Eugen, der bisherige Vicekönig von Italien, erhielt das mit Hanau und Fulda vergrößerte Großherzogthum Frankfurt.

Napoleons nächster Schritt war die Einverleibung Hollands mit Frankreich. Er hatte seinem edlen Bruder Ludwig, als er ihm den Vasallenstaat Holland übergab, eingeschärft, daß nur Frankreichs und seines Herrschers Interesse ihn leiten dürfe. Ludwig aber erkannte, daß die Vernichtung von Hollands Handel mit England dem Staat seinen Lebensnerv durchschneide, und übte deßwegen große Nachsicht. Dafür nahm ihm Napoleon am 16. März 1810 Brabant, Holland und Seeland, am 9. Juli aber schon das ganze Land, weil Ludwig, der dieses kommen sah, zu Gunsten seines ältern Sohnes abdankte. Napoleon äußerte, Holland sei ohnehin nur eine Anschwemmung französischer Flüsse, und Frankreich habe daher ein Recht, jenen Raub zurückzunehmen. Ludwig lebte darauf als Graf von St. Leu in Grätz glücklicher, als er im Haag als König von Holland gelebt hatte. Der Kronprinz von Holland empfing dagegen Berg, denn dessen bisheriger Beherrscher, Murat, war als König nach Neapel gesandt, nachdem Neapels bisheriger König Joseph Buonaparte in gleicher Eigenschaft auf den Thron von Spanien versetzt war. Am 12. November wurde der Schweizer Canton Wallis als eine Vergütung für den Bau der Simplonstraße

eingezogen; am 13. December wurden alle deutschen Länder an der Nordsee, bis Lübeck, zu Frankreich geschlagen, „um dem Schleichhandel mit England ein Ende zu machen.“ So wurden auch das nördliche Westphalen, Oldenburg und die Hansestädte mit französischen Gesetzen und Beamten beglückt, so von dem Protector ein Spiel mit den Besitzungen von vier Rheinbundfürsten getrieben.

Napoleons Glückssonne trat in den Zenith, als ihm ein Erbe, Napoleon II. Franz geboren wurde. Es war am 20. März 1811, als die üblichen 101 Kanonenschüsse der Stadt Paris verkündeten, daß ein Prinz das Licht der Welt erblickt habe, der schon in der Wiege als König von Rom begrüßt wurde.

25. Der russische Feldzug.

Indeß war Kaiser Alexander von Rußland von seinem Enthusiasmus für Napoleon zurückgekommen. Er konnte den Produktenmassen seines Landes nicht länger den Abzug nach England versagen, ohne Rußlands Handel zu vernichten. Er sah, wie Napoleons Machtwort bereits bis an die Gränzen seines Reichs reichte, wie die Errichtung des Großherzogthums Warschau nur der Vorbote eines neuen Königreichs Polen war, wie Rußlands Einfluß auf Europa gelähmt wurde, wie Napoleon fortwährend von Schlachtendurst nnd Ländergier erfüllt war und sein Verfahren gegen die ihm befreundeten Rheinbundfürsten wenig Vertrauen einflößen konnte. Besonders nahe ging es ihm, daß Napoleon sich zu keiner Entschädigung herbeilassen wollte für das von ihm eingezogene Oldenburg, dessen Fürst dem russischen Hause nahe verwandt war. Schon am 10. December 1810 verstattete der russische Kaiser englischen und Colonial-Waaren, doch vorerst noch unter fremder Flagge, Eingang, und beschränkte die Einführung der fränzösischen. 1811 stellte er Truppen an seiner Gränze auf — und Napoleon freute sich darüber, denn nun durfte er kühn an die Ausführung seines großen Planes gehen, durch Unterwerfung von Rußland sich nicht

nur der Herrschaft über das gesammte Festland von Europa zu sichern, sondern auch den Weg nach Ostindien zu öffnen.

Napoleons Zurüstungen waren gewaltig. Zur Verzweiflung der patriotischen Partei in Preußen schloß er am 24. Febr. 1812 einen neuen Bund mit Friedrich Wilhelm III., der ihm 20,000 Mann zu dem Kriege stellen mußte, ohne dabei irgend bedeutende Vortheile eingeräumt zu bekommen. Einen andern Vertrag schloß er am 14. März desselben Jahres mit Oesterreich, welches gegen eröffnete Aussicht auf die illyrischen Provinzen 30,000 Mann zu stellen übernahm. Mit diesen und den Rheinbundstruppen brachte Napoleon ein Heer von 500,000 Mann mit 1000 Stück Geschütz zusammen, das später durch die Verstärkungen auf 645,000 Mann, 187,000 Pferde und 1372 Kanonen wuchs. Am 9. Mai 1812 ging Napoleon von St. Cloud nach Dresden, wohin er alle Monarchen Deutschlands berufen hatte und wo er einen Monat blieb, um seinen letzten Triumph über deutsches Volksthum zu feiern. Die Fürsten antichambrirten förmlich, gleich geringen Hofleuten, bis der Allmächtige geruhte, ihnen Audienz zu ertheilen, doch erfüllte dieses übermüthige und höhnische Benehmen nun auch diejenigen mit Groll, welche bisher am treusten zu ihm gehalten hatten.

Dann marschirte die größte Armee, welche Europa je gesehen, eine wahre Musterkarte aller Völker von den Pyrenäen bis zum Niemen, durch Deutschland gen Rußland. Sie dehnte sich von der Ostsee bis an den untern Bug aus. Napoleon hoffte auch mit Rußland bald fertig zu werden durch seine schnellen militairischen Maßregeln. Ob die Friedensanträge, welche er dem Kaiser Alexander noch machte, sein Ernst waren, das bleibe dahin gestellt, doch mochte ihm nicht ganz heimlich zu Muthe sein. In Spanien gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger; die letzten Conscriptionen in Frankreich hatten bereits gezeigt, daß dieses Land der ewigen Kriege müde zu werden beginne; die Marschälle selbst schienen nach so langem blutigen Werk sich nach Ruhe zu sehnen; Oesterreich und Preußen waren offenbar mißgestimmt. Möglich also, daß der französische Kaiser

jetzt einen glänzenden Frieden einemunsichern Kriege vorgezogen hätte. Aber Alexander ließ den Fiedensboten gar nicht vor sich, obschon er sich kaum aus seinen feindlichen Verhältnissen zu seinen Nachbarn herausgerissen hatte. Der Krieg gegen die Türken, welchen er auf Napoleons Geheiß zur Eroberung der Moldau und Wallachei 1809 begonnen, war erst am 28. Mai 1812 durch den Frieden von Bukarest beendigt, in welchem Rußland alles Land bis zum Pruth und der Donau erhielt; mit England waren Unterhandlungen angeknüpft, mit Schweden im April eine Allianz geschlossen, der England Mitte Juli beitrat. Dazu kam, daß Rußland dem ungeheuern Feindesheere nur 200,000 Mann entgegensetzen konnte und seine meisten Generale des Kriegs ungeübt waren.

Es war am Johannistage des Jahres 1812, als Napoleon den Niemen — den Rubico Rußlands — überschritt. Die Russen wichen einer Hauptschlacht aus und zogen vor den nachfolgenden Feinden weiter und weiter in das Innere des Reiches zurück, nachdem sie Städte und Dörfer verbrannt, alle Fluren verwüstet, alle Vorräthe vernichtet hatten, damit die fremden Heere in der unwirthbaren Wüste untergingen. Fast ungehindert erreichte Napoleon Wilna und ließ Litthauen sofort auf französischem Fuß organisiren. Jetzt baten ihn die Polen um die Erfüllung seines Versprechens, denn er hatte ihnen Hoffnung auf die Wiederherstellung ihres Reiches gemacht. Aber Napoleons Politik war jetzt eine andre, so wohl um seiner, wie um Oesterreichs Willen. Er vertröstete die Bittenden mit vieldeutigen Redensarten und lähmte damit deren Begeisterung für seine Sache. Aber mit Schrecken gewahrte der Weltstürmer an den Brandstätten und Verheerungen, an den menschenleeren Einöden, die sich vor ihm ausbreiteten, daß die Russen den Krieg zu einem Nationalkrieg machten. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen; für Lebensmittel hatte er wenig gesorgt, gewohnt, allenthalben zu finden, wessen er bedurfte. Nun erlagen Menschen und Pferde an den Beschwerden der ungebahnten Wege, an dem erschöpfenden Hunger. Zudem rückte seine Macht in einer so ausgedehnten

Linie vor, daß Preußen und Oesterreicher unbeachtet zu den Russen übergehen konnten.

In Witebsk erfuhr Napoleon, daß Rußland mit der Pforte Frieden gemacht, mit Schweden ein Bündniß geschlossen habe. Er wollte abstehen von dem fernern Vordringen und zunächst Polen organisiren. Aber in einzelnen Haufen feindeten ihn die Russen an, rieben seine Vorhut auf und zwangen ihn, gegen sie vorzuschreiten, tiefer und tiefer in die trostlosen Oeden einzudringen. In Smolensk hielten die Russen am 17. August unter dem General der Infanterie und Kriegsminister Barclay de Tolly Stand; die Franzosen bombardirten den Platz und sahen am folgenden Tage nur noch eine leere Brandstätte vor sich. Napoleon wurde von Grausen ergriffen. Er gedachte einen Augenblick, hier den Winter abzuwarten, um nicht zu weit sich von den Gegenden zu entfernen, von denen er Nahrung für sein Heer beziehen konnte. Und doch lockte ihn die Aussicht auf die alte herrliche Czaaren-Residenz, das reiche Moskau. Sein Unstern trieb ihn vorwärts, während die Preußen unter Macdonald Riga belagerten und die Oesterreicher unter Regnier nach Volhynien vordrangen.

Das russische Volk aber vermochte Barclay's Pläne nicht zu durchschauen. Nicht begriff es die schonungslose Verwüstung seiner Habe durch Freundeshand und brachte seine Klage bei dem Kaiser vor, das bisherige Verfahren ein feiges nnd strafwürdiges nennend. So sah sich Alexander genöthigt, den erprobten Kutusoff, des Volkes Liebling, der eben von dem siegreich beendigten türkischen Feldzuge heimkehrte, an der Armee Spitze zu stellen statt Barclay's, den die Russen, weil er in Liefland geboren und der Abkomme einer alten schottischen Familie war, einen Ausländer schalten. Und Kutusoff versuchte es, Moskwa, diese den Russen heilige Stadt zu retten. An den Ufern des Flüsses Moskwa stellte er sein Heer so auf, daß dessen einer Flügel von dem Dorfe Borodino gedeckt wurde, von einem zweiten Dorfe der andere, während vor dem Centrum eine ungeheure Schanze errichtet war, besetzt mit fast zahllosem Geschütz. Damit

noch nicht zufrieden, ließ der vorsichtige Feldherr an der einen Seite des Heeres noch ein Werk erbauen, das die in den nahen Wald führende Straße beherrschte. Am 5. September langte Napoleon vor dem russischen Heere an. Sein geübter Blick erkannte die Schwierigkeiten, mit denen seine tapfern Krieger zu kämpfen haben würden, aber sein erfindungsreicher Geist ließ ihn auch sogleich Mittel finden, um jene Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allen Dingen ertheilte er seinem Marschall Davoust Befehl, das drohende Bollwerk des Feindes zu erstürmen. Furchtbar war der Angriff, furchtbar auch der Widerstand. Aber der Entschlossenheit und der unerschütterlichen Beharrlichkeit des französischen Generals gelang es endlich, sich an einigen Stellen festzusetzen, worauf seine Kanonen auf die dichtgedrängten Russen ein so mörderisches Feuer eröffneten, daß diese endlich mit großem Verlust weichen und das Werk den Franzosen überlassen mußten. Nun erst war es dem Kaiser möglich, in Schlachtordnung den Russen entgegen zu treten.

Die Zurüstungen dazu nahmen den folgenden Tag hin. Eine bange, drückende Stille, wie sie einem schweren Gewitter vorangeht, lastete über den beiden Heeren; jedes derselben erkannte, daß es einen tapfern Gegner zu bekämpfen habe, daß die Schlacht eine entscheidende sein werde. Die Russen waren entschlossen bis auf den letzten Blutstropfen für die Vertheidigung ihrer heiligen Stadt zu kämpfen; den Franzosen war es klar, daß es außer Sieg oder einem schmählichen Untergange auf der Flucht durch eine verödete Wüste kein Drittes für sie gebe.

Der Morgen des 7. Septembers 1812 dämmerte am östlichen Horizont. Noch war die Sonne selbst dem fernen Waldessaume nicht entstiegen, als der französische Marschall Davoust seine Regimenter schon gegen des Feindes linken Flügel führte, während Fürst Poniatowski mit seinen heldenmüthigen Polen gegen den Wald anstürmte, der von zahlreichen russischen Truppen besetzt war. Ehe aber der Kern des Heeres zum Angriff kommen konnte, mußte das Dorf Borodino erobert werden, von welchem aus die Russen ein mörderisches Feuer unterhielten.

Eugen Beauharnois drang mit seinen Schaaren in des Dorfes Gassen, aber ihn trieb mit schwerem Verlust das Feuer der russischen Verschanzungen zurück. Nun brachen die Russen aus ihren Verschanzungen hervor und folgten dem weichenden Gegner.

Schon senkte sich im Westen das Gestirn des Tages, da raffte sich Napoleon zu einem letzten Versuche auf, die furchtbare Schanze zu erobern. Er befahl einen allgemeinen Sturm — und nach einer Stunde der grauenvollsten Blutarbeit war die große Schanze in der Gewalt der Franzosen, die nun das Centrum der russischen Macht mit Erfolg angreifen konnten. Gleichzeitig war es Eugen Beauharnois gelungen, das Dorf Borodino zu nehmen, und dem Marschall Davoust, die ihm entgegenstehenden Feinde zu werfen. So war die heiße Schlacht zu Napoleons Gunsten entschieden. Das Schlachtfeld aber war mit 70,000 Todten und Sterbenden bedeckt, — um dem unersättlichen Ehrgeiz eines einzigen herzlosen Eroberers zu genügen. Wie viele Thränen liebender Angehörigen mögen geflossen sein. Ist das Jenseit kein für Kinder ersonnenes Märchen, gibt es einen gerechten Lenker, der auch des Sperlings auf dem Dache gedenkt, so müssen die grausigsten Strafen denen aufbewahrt sein, welchen die Albernheit der Geschichtschreiber den Namen der Großen beigelegt hat!

Von größter Wichtigkeit waren die Folgen jenes blutigen Schlachtens. Das entkräftete Heer der Russen vermochte nicht, sich dem weitern Vordringen der siegenden Franzosen entgegen zu setzen. Doch auch diesen hatte der blutige Sieg tiefe Wunden geschlagen, sie waren ermattet durch Anstrengungen und Entbehrungen und vermochten dem weichenden Gegner nur langsam zu folgen. Napoleon aber wollte, ehe er das Schlachtfeld verließ, dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung nochmals überschauen. An der Spitze seiner Marschälle und Generale ritt er über die Leichen und Sterbenden hinweg. Zwar trübte sich sein Blick, als er die Tausende sah, die gestern noch in der vollen Kraft der Gesundheit seinen Plänen gedient hatten, — aber nicht ihretwegen, sondern seinetwegen, weil sie für ihn nun nicht mehr

da waren. Doch die Freude über den errungenen Sieg ließ in des Herzlosen Brust bald jeden andern Gedanken verstummen. Heitern Angesichts langte er vor der Fronte seines Heeres an, umarmte hier den Marschall Ney, dessen Tapferkeit und Unerschrockenheit er vorzüglich den wichtigen Tag verdankte, vor den Augen des ganzen Heeres und ernannte ihn zum Fürsten von der Moskwa.

In der alten Czaarenstadt Moskwa war aber kaum die Nachricht von dem errungenen Siege des gallischen Imperators angelangt, als sofort eine allgemeine Auswanderung begann. Mehr als 250,000 Einwohner zogen aus den Thoren der geliebten, heiligen Vaterstadt, um sie dem fremden Eroberer als Beute zu überlassen. Nur, wer nichts zu verlieren hatte, blieb zurück. Es war am 14. September 1812, als Ney mit dem Vortrabe der französischen Armee in die Stadt einzog. Oede und menschenleer waren die langen, unabsehbaren Straßen, schweigend und Schlimmes ahnend ritten die französischen Generale in ihnen hinab. Da stürzte plötzlich aus einem Hause ein russischer Landmann, schwang einen gewaltigen Knotenstock und traf mit demselben einen reichgekleideten polnischen Officier an so gefährlicher Stelle, daß derselbe sofort entseelt vom Pferde sank. Herbei eilende Soldaten ergriffen den Thäter, welcher sofort offen gestand, er habe den so reich gekleideten Officier für Napoleon gehalten, und sein höchster Wunsch sei gewesen, sein Vaterland von dessen größtem Feinde zu befreien. „Du wirst Deinen Frevel bereuen, Elender!" herrschte Ney dem Russen zu, der unerschrocken vor ihm stand. „Macht mit mir, was Euch gefällt," lautete die ruhige Antwort; „ich stehe in Gottes Hand." Ney winkte einem Officier und sagte ihm wenige leise Worte. Franzosen banden den muthigen Russen, führten ihn abseits — und einige Schüsse, die gleich darauf krachten, verriethen den Befehl, welchen Ney gegeben hatte.

Ungestört ging dann der Zug weiter und erreichte endlich den Kreml, das alte, in fast morgenländischem Styl erbaute Cäsarenschloß, das gleichsam eine Stadt für sich ausmacht, mit

dreifachen starken Mauern und tiefem Graben umgeben, mit Geschütz reichlich versehen war. Kutusoff hatte dasselbe unbesetzt gelassen, weil er voraussah, daß er sich doch nicht in demselben werde halten können, und es vorzog, durch freie Bewegungen dem Feinde jeden möglichen Abbruch zu thun. Dagegen hatte sich das gemeine Volk von Moskwa in den Kreml begeben, ihn gegen die Franzosen zu vertheidigen. In der That ward ein Angriff der letztern von ihm zurückgeschlagen, aber Murat, der König von Neapel, ließ Kanonen auffahren — und bald waren die heldenmüthigen Vertheidiger im Verzweiflungskampfe gefallen.

Tags darauf zog Napoleon mit seinen Garden ein. Aber es empfing ihn kein jauchzender Zuruf des Volks, wie das in den knechtischen deutschen Städten geschehen war; es lag eine düstere Stille über den Straßen und ward nur von den taktmäßigen Tritten der einziehenden Krieger in unheimlicher Weise unterbrochen. Napoleon langte bei dem Kreml an, er stieg mit seinen Begleitern die breiten Stufen zu der Hauptpforte des alten Schlosses hinan. Ehe er aber in den Vorhof des Kreml trat, wandte er sich noch einmal und überschaute stolz die unter ihm liegende unabsehbare Häusermasse, indem sein Gesicht von Freude erglänzte. Wie wenig ahnte er, was die Zukunft in ihrem Schoße barg.

Dann bezog er mit seinen Marschällen die Zimmer, indenen früher Rußlands Herrscher gewohnt hatten. Die Fenster derselben gingen nach der Stadt. Aber schon wenige Tage später lag Napoleon in einem derselben, schwermuthsvoll den Kopf auf die Hand gestützt. Man hatte ihm nicht verhehlen können, daß die Aussichten höchst trübe seien. Meilenweit um die Stadt hatten die Landbewohner ihre Vorräthe vernichtet, und schon begann es an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen für die zahlreiche Armee zu mangeln. Sorgenvolle Ahnungen erfüllten die Seele des stolzen Eroberers; er begann an seinem Glück zu zweifeln. Da sah er in weiter Ferne eine weiße Rauchsäule zum Himmel emporwirbeln. Kaum hatte er Zeit gehabt, nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, als ähnliche Säulen an andern Stellen

sich erhoben. Bald schlug eine helle Flamme durch den Rauch, und der unheimliche Ruf „Feuer!“ erschallte durch die kaum noch so stillen Straßen. Anfangs meinte der Kaiser, seine eignen Soldaten hätten das Feuer angelegt; er ahnte nicht, wie weit der Patriotismus eines Volkes gehen könne, das es verschmäht, sich unter das Joch einer Fremdherrschaft zu beugen. Bald sollte ihm Gewißheit werden. Französische Krieger führten Schaaren von Russen in den Kreml, welche bei der Anlegung des Feuers betroffen waren. Napoleon ließ sie unerbittlich erschießen, vermochte aber nicht, dadurch andere abzuschrecken, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Der Commandant von Moskwa, Graf Rostopschin, hatte mit eigener Hand sein prächtiges, vor der Stadt gelegenes Landhaus angezündet, damit es den Franzosen kein Obdach gewähre. Seinem Beispiele waren die übrigen russischen Großen gefolgt. Kaufleute zündeten mit ruhigem Blut ihre Warenlager an, damit sie dem Feinde nichts nützten.

An fünfhundert Orten zu gleicher Zeit brannte die Stadt, und das Flammenmeer spottete der eitlen Bemühungen der französischen Krieger, ihm Einhalt zu thun. Und um so weniger war das möglich, als alle Spritzen schon vor dem Einzuge der Franzosen aus der Stadt hinweggebracht waren. Der gewaltige Rauch der brennenden Stadt erfüllte auch den Kreml, so daß der Kaiser denselben verlassen und in ein noch stehengebliebenes Landhaus vor der Stadt flüchten mußte. Bald erkannten die Franzosen, daß ein Löschen nicht mehr möglich sei. Sie ließen den Flammen, die ein Mene Tekel Upharsin für Napoleon waren, freien Lauf, dachten an kein Löschen mehr, sondern nur noch an das Plündern, das ihnen im vollsten Maße gestattet ward. Alle Bande der Kriegszucht lösten sich in jenen Augenblicken auf, und kaum gelang es dem Machtwort des Kaisers, in die allgemeine Verwirrung Ruhe und Ordnung zurückzuführen.

Erst als die Flammen erstarben, weil es ihnen an Nahrung gebrach, konnte man die ungeheuern Verwüstungen überschauen. Dahin war alle Pracht, aller Glanz der herrlichen Hauptstadt, und ringsumher erhoben sich die Russen, den obdachlosen, der

nothwendigsten Nahrungsmittel entbehrenden, durch Elend, Anstrengung und Hunger schon halb verkommenen Feind völlig zu vernichten. Von den 150,000 Kriegern, welche in Moskau eingerückt waren, erlagen schon in den ersten 5 Wochen 40,000 dem Tode, denn die schlechte Nahrung, der mangelnde Schutz gegen das rauhe Klima erzeugten Seuchen, welche sich mit reißender Schnelligkeit über das ganze Heer verbreiteten. Napoleon's Hoffnungen aber waren vernichtet. Er hatte gemeint, das Reich erobert, den Kaiser zu jeder Nachgiebigkeit gezwungen zu haben, indem er die Hauptstadt einnahm, und sah, daß vielmehr jetzt erst ganz Rußland gegen ihn aufstehe. Umsonst sandte er Gesandte an Alexander; dieser kannte die unselige Lage der Franzosen und antwortete daher: „Bei mir fängt der Krieg erst an!“

In dem Grade, wie das napoleonische Heer sich minderte, wuchs das der Russen und ward aus allen Provinzen des Reichs auf das trefflichste mit allen Bedürfnissen versorgt. Man erwartete nur den Abzug der Franzosen, die sich noch in den wenigen stehengebliebenen Häusern von Moskau hielten, um dann über sie herzufallen und sie zu vernichten. Endlich beschloß Napoleon, den Rückzug anzutreten, und am 21. Oct. 1812 begann der Aufbruch seines Heeres. Das war um 4 Wochen zu spät. Drei Tage währte der Abmarsch, und während desselben sprengte der Marschall Mortier den Kreml in die Luft.

Schon aber war die rauhe Jahreszeit mit einer selbst für Rußland ungewöhnlichen Strenge eingetreten, und die Kälte nahm mit solcher Heftigkeit zu, daß schon in den ersten Tagen viele der Franzosen ihren Untergang fanden. Sie waren solcher Kälte nicht gewohnt und außerdem war ihre Bekleidung viel zu leicht. Anders die Russen. Ihnen war der Frost ein seit den ersten Jahren der Kindheit lieber Bekannter, und mit warmer Kleidung und hinreichender Nahrung versehen, lernten sie nichts von der Noth kennen, welcher der Feind erlag. Dieser eilte, den verwüsteten Landstrich zu verlassen und Smolensk zu erreichen. Kaum wenige Meilen von Moskau ward er schon auf das nach=

drücklichste von den Russen angegriffen. Zwar leisteten die Franzosen tapfern Widerstand und trieben die Russen im Kampfe zurück, aber doch wurden sie dabei in ihrem Marsche verzögert, und jeder verlorne Tag mehrte ihr Elend, denn fortdauernd stieg die Kälte, schreckenerregend mehrten sich die Angriffe des Hungers. Unter beständigen Kämpfen setzten die Franzosen ihren Marsch fort, durften aber dabei nie in geringer Anzahl eine Entfernung von dem Heere wagen, denn die leicht berittenen Kosaken streiften mit der Schnelligkeit des Windes umher und machten Alles nieder, was sie antrafen. Das fliehende Heer mußte daher stets in gedrängten Haufen marschiren, was abermals höchst verderblich wurde bei den großen Verwüstungen des Landes, und bei der Zusammendrängung so vieler Tausende auf engen Raum, mußte der Mangel an Nahrung, die Unmöglichkeit, ein Obdach zu finden, noch empfindlicher werden. Die weiten, öden Gefilde waren schon mit Schnee und Eis bedeckt; Menschen und Pferde erlagen zu Tausenden dem Hunger, der Anstrengung und dem Frost. Und zwar waren es nicht bloß Franzosen, welche bei jenem Rückzuge einen elenden Untergang fanden, sondern noch mehre unsrer deutschen Brüder, welche die Heimath hatten verlassen müssen, damit der herzlose Eroberer seinen unersättlichen Gelüsten fröhnen könnte. Fern vom theuern Vaterland fanden sie einen traurigen und unberühmten Tod.

Endlich war Smolensk erreicht, wo man Ruhe, Obdach, Nahrung, Kleider zu finden gehofft hatte. Neue Täuschung! Ein russisches Armeecorps, welches aus dem Türkenkriege zurückkehrte, hatte in Eilmärschen nach Smolensk sich bewegt, den Fliehenden den Weg zu versperren. So mußte denn das am 12. Nov. in der genannten Stadt eingezogene Heer der Franzosen schon am folgenden Tage zu weiterer Flucht sich erheben. Immer fürchterlicher ward die Kälte des beispiellosen Winters; die zu Tausenden niederstürzenden Pferde bildeten die einzige Nahrung der Unglücklichen. Zwei Abtheilungen des französischen Heeres mußten unter den Marschällen Ney und Davoust in Smolensk bleiben. Von Norden und Süden eilten aber die

russischen Heere herbei, dem Feinde den Rückweg über die Beresina zu verlegen. Das Gefährliche der Lage erkennend, eilte Napoleon, den Russen zuvorzukommen. Schon am 28. Nov. erreichte er den seitdem so berühmt gewordenen Fluß, ehe noch die Russen zahlreich genug waren, ihm den Uebergang hindern zu können. Schnell wurden einige gebrechliche Brücken vom 24. bis 26. Nov. unweit Studienka über den angeschwollenen und Eistreibenden Fluß geschlagen. Das Heer war schon in völliger Auflösung, und Jeder dachte nur an sich und die eigene Rettung, denn die Russen drangen mit eilender Schnelle nach, ganze Regimenter und Brigaden abschneidend. Auch am entgegengesetzten Ufer, das steil und wegen des Glatteises schwer zu erklimmen war, stand der Feind schon, wurde aber von da vertrieben. Im Rücken der Franzosen schwärmten die fürchterlichen Kosaken auf ihren flüchtigen Rennern, um zu morden und zu rauben. Jeder suchte zuerst an das jenseitige Ufer zu gelangen; einer drängte den andern hinweg; um nur einen Schritt weiter zur rettenden Brücke vorzudringen, stieß man nieder, was im Wege stand, warf ganze Wagen mit Frauen und Kindern in das Wasser. Der Gemeine stieß seinen Vorgesetzten zur Seite, um desto schneller hinüber zu kommen, unbekümmert darum, ob der Stoß den Unglücklichen hinunter in die eisigen Wellen des Stromes sandte; der Freund drängte in stumpfer Verzweiflung den Freund, den er vielleicht auch nicht mehr kannte, denn vielen waren in Folge des Frostes die Augen mit Blut unterlaufen, so daß der Blick getrübt war, andern war das Gesicht in entstellender Weise aufgeschwollen. so daß die besten Freunde oft stundenlang neben einander gingen, ehe sie einander erkannten. Jetzt, bei dem furchtbaren Uebergange über die Beresina galt aber kein Gesetz mehr, außer dem letzten der Selbsterhaltung. Man stieß jeden, der im Wege war, nieder, um über seine Leiche sich zu retten. Tausende wurden von den herbeijagenden Geschützen überfahren oder in den Strom gestoßen, während das russische Geschütz unablässig auf sie herabdonnerte; andere suchten über die schwache Eisdecke sich zu retten und versanken in den eisigen Wellen. Mehr als

60,000 Mann hatten die Beresina erreicht, aber kaum 40,000 retteten sich über dieselbe. Fast alle mitgenommene Beute, das Geschütz, vor dem die Pferde gefallen waren, das Gepäck ging verloren. Kaum daß man noch die Fahnen und die Adler rettete. Man verbrannte in Rußland im nächsten Jahre 250,000 Menschen- und Pferdeleichen und die Wölfe hatten während des Winters keinen Mangel.

Die Geretteten eilten Wilna entgegen, aber der Weg dahin war weit, die noch immer steigende Kälte, der schreckliche Mangel brachten Unordnung, Elend und Verzweiflung auf das Höchste. Wohl mochten es noch gegen 40,000 sein, welche Wilna erreichten, aber nur wenige von ihnen waren ohne erfrorne Glieder, im Ganzen etwa 4000 streitfähig. Das 1., 2., 3., 4. und 9. Armeecorps zählten zusammen 300 Mann. Selbst der Lügenteufel der französischen Bulletins schien erfroren. Das 29. Bulletin, wie sparsam auch sonst mit der Wahrheit, mußte die Hauptsache doch eingestehen. Den Kaiser umgab zuletzt nur eine berittene „heilige" Schwadron von 600 Mann. Wunderlich hatten sich Manche mit Thierhäuten, Frauenröcken, Priestertalaren gegen die Kälte geschützt.

Inzwischen hatte Ney, der in Smolensk zurückgelassen war, um die Russen aufzuhalten, seine Aufgabe auf bewunderungswürdige Weise gelöst. Mit gewohntem Muth und unerschrockener Tollkühnheit beschäftigte er das russische Hauptheer, bis er meinte, daß Napoleon die Beresina überschritten haben müsse, und traf dann nach zahllosen Gefahren, nach den größten Anstrengungen und Beschwerden, die er als wahrer Held überwand, ebenfalls in Wilna ein.

Die Unzufriedenheit der Soldaten, selbst der Generale, drohte aber endlich im französischen Heere auszubrechen, und zugleich kam aus Paris die Nachricht an, daß dort eine Revolution vorbereitet werde. Da übergab Napoleon den Oberbefehl des Heeres an Murat und eilte nach Frankreich, während die zurückgebliebenen Soldaten ihm ihre Verwünschungen nachsandten. Dagegen begab sich Rußlands Kaiser Alexander nach Wilna, wo 70,000 Mann auf e i n e m Kirchhofe begraben wurden, besuchte

die französischen Spitäler und suchte der grenzenlosen Noth, welche dort herrschte, abzuhelfen. Alle Fürsten Europa's schickten Geld und Mittel, als die Noth ihnen bekannt geworden war, nur Napoleon — schickte nichts! Während von der halben Million von Kriegern, die er nach Rußland geführt hatte, kaum 40,000, zu Gerippen entstellt, nach Deutschland zurückkamen; während diese Unglücklichen verheerende Seuchen mitbrachten und besonders in Sachsen, wohin die Ueberreste der französischen Armee vorzugsweise flüchteten, der sechste Bewohner des Landes an dem mitgebrachten Typhus den Tod fand; während in allen Gegenden Deutschland's Wehklagen und Jammer laut erschollen, Eltern, Kinder, Schwestern, Brüder, Witwen, Bräute um die Lieben trauerten, welche ein so elendes Ende in Rußland gefunden; — dachte der Schreckliche, der all dies namenlose Unglück herbeiführte, nur an die Herstellung einer neuen Armee, mit welcher er die erlittene Scharte auswetzen wollte.

Am 13. December 1812 in Paris wieder eingetroffen, befahl Napoleon sofort die Aushebung von 350,000 Mann, nachdem er schon in Warschau den Polen die Ausrüstung von 80,000 Mann aufgegeben, und von Dresden aus seinen Schwiegervater Franz aufgefordert hatte, gleichfalls 80,000 Mann zu stellen. Zugleich suchte er seinen Verbündeten durch stolze Worte und Forderungen zu imponiren. „Und wenn der Feind auf dem Montmartre stände, so sollte nicht ein Dorf von allen dem großen Reiche einverleibten Provinzen abgerissen werden!" schrieb er damals im Moniteur. Ein Jahr später nahm ihn das Schicksal beim Worte — und er verlor Land und Leute.

26. Deutschland's Erwachen.

Die Flammen des brennenden Moskwa waren ein Feuerzeichen zur Erhebung von ganz Europa geworden. Napoleon's Macht war durch Glück und Sieg erworben; nur durch Glück und Sieg konnte sie erhalten werden. Schon aber änderte sich Frankreich's Stimmung gegen ihn; Millionen verwünschten sein

hartes Joch, und selbst seine reichgewordenen Marschälle waren nicht mehr dieselben, denn sie sehnten sich, das unter Anstrengungen Erworbene endlich in Ruhe zu genießen. Am Wiener Hofe wurden Englands Ermahnungen und Anerbietungen mit Freundlichkeit angehört; in Preußen knirrschte man über die Ketten, die man trug, und auch das übrige Deutschland sehnte sich nach dem Augenblick, wo es wieder deutsch werden würde.

Wir wissen schon, daß auch Preußen gezwungen war, einen Theil seiner Truppen mit den Schaaren des Eroberers zu vereinigen, um das mächtige Rußland zu bezwingen. General York befehligte dieses preußische Heer und wollte es, da er das unglückliche Ende der französischen Hauptmacht erfahren hatte, ebenfalls zurückführen. Aber die Russen verfolgten ihn unabläßig und schon war er nahe daran, mit allen seinen Truppen in Gefangenschaft zu gerathen, als ihm der russische Oberbefehlshaber den Antrag machte, sich mit den Russen zu vereinigen. York und seine 16,000 Preußen, die dem allgemeinen Verderben glücklich entronnen waren, nahmen den gemachten Vorschlag gern an und vereinigten sich mit den Russen. Seinem Beispiele folgend, versagte auch der preußische General Bülow in Pommern sein Corps dem Marschall Victor. Nur der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., schwankte noch. Als aber die Stimme seines Volkes sich immer lauter und ungestümer zur Erhebung gegen die Franzosen, welche Berlin und die Festungen besetzt hielten, erhob, da begab er sich von Potsdam nach Breslau und erließ von hier aus die Proclamation: „das Vaterland sei in Gefahr!" Sie riß zu Begeisterung hin und sein Volk jubelte, als er am 28. Februar 1813 mit Alexander zu Kalisch ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, dann am 16. März gegen Napoleon den Krieg erklärte. Ueberdieß war das Werk der Nationalerhebung schon vielseitig vorbereitet, denn die Regierung hatte sich nach dem Frieden von Tilsit beeifert, den National- und Gemeingeist zu wecken, das Spießbürgerthum in ein Staatsbürgerthum zu verwandeln, hatte Männer an die Spitze gestellt, welche Volksbewaffnung statt der Söldner, Gewerbfreiheit

statt Zunftzwang, Rechtsgleichheit statt der Privilegien, freie Arbeit statt der Erbunterthänigkeit einführten, also alle Hebel der National- und Staatsmacht in Bewegung setzten.

Herrliche Vorbereitungen zur Bildung eines möglichst großen preußischen Heeres hatte Scharnhorst getroffen. Dieser vorzügliche Mann, Gebhard Daniel Scharnhorst mit vollständigem Namen, dem Preußen, mit ihm Deutschland, seine Befreiung zu einem großen Theil dankt, war 1756 zu Hämelsee in Hannover von unbemittelten Eltern geboren und bis in sein 15. Jahr zum Landwirth erzogen. In Folge eines Prozesses kam sein Vater in den Besitz des Gutes Boderow, und der junge Scharnhorst, der viel Neigung zum Kriegerleben hatte, erlangte nun durch den Grafen von Schaumburg-Lippe-Bückeburg 1772 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmsstein, wurde 1776 Fähndrich, 1780 hannoverscher Artillerielieutenant, 1792 Stabshauptmann, und wohnte seit 1793 an der Spitze einer reitenden Compagnie den Feldzügen der Verbündeten gegen die Franzosen bei. 1794 befand er sich in der hart belagerten Festung Menin, und seine Rathschläge hauptsächlich bewogen die Garnison, sich durchzuschlagen. Dafür zum Major erhoben, trat er in den Generalstab und wurde 1796 Oberstlieutenant. Indeß nahm er 1801 den Abschied und trat in preußische Dienste. 1804 wurde er Obrist und geadelt, nach dem Tilsiter Frieden Generalmajor und leitete dann, als Director des allgemeinen Kriegsdepartements, das gesammte Kriegswesen. Seine Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preußischen Staat von der höchsten Wichtigkeit. Da dieser zu Folge der Bestimmungen des Tilsiter Friedens nur 42,000 Mann halten durfte, so erfand Scharnhorst das sogenannte Krümpersystem, nach welchem die in etwa vier Monaten zum Dienst ausgebildeten Soldaten entlassen und durch neue Rekruten ersetzt wurden. Diese Grundlage allein machte es möglich, daß Preußen, als es zum Schlagen kam, mit einem Male 150,000 Mann einexercirte Truppen aufstellen konnte. Außerdem ging auch von Scharnhorst die Berufung und Organisation der Landwehr aus, obschon die Nothwendigkeit

einer solchen Volksbewaffnung schon andern Staatsmännern vor ihm eingeleuchtet hatte. Leider mußte dieser ausgezeichnete Mann seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, an dessen Folgen er am 28. Juni 1813 zu Prag starb. —

Friedrich Wilhelm's hochherziger Aufruf von Breslau aus am 17. März rief Jung und Alt, von der Weichsel bis zum Odenwalde, unter die Waffen, um das Joch abzuwerfen und Deutschlands Ehre, Ruhm und Freiheit wieder herzustellen. Ein heiliger Wetteifer durchglühte ganz Deutschland. In Preußen war in einigen Monaten ein Heer von mehr als 150,000 Mann marschfertig, unter ihnen die freiwilligen Jäger unter dem tapfern Major Lützow, welche sich aus den besten Ständen recrutirten und selbst zum Kampfe ausrüsteten. Außerdem ward aus Bürgern und Bauern die Landwehr, aus Beamten und Alten für den höchsten Nothfall der Landsturm organisirt. Und das war ein Heer, das siegen mußte, denn bei ihm und in ihm herrschte nicht die Dressur, sondern der Geist.

Napoleon war indeß nicht müßig. Wie wir schon wissen, verlangte er zur Ehrenrettung der Nation ein Heer von 500,000 Mann. Die Aushebung desselben war aber um so schwieriger, als jetzt, bei der durch die langen Kriege eingetretenen Entvölkerung Frankreichs, auch die jungen Leute der höhern Stände zum Kriege gezwungen wurden, und die Nation bereits der Herrschaft des ehrgeizigen, des Kriegs nimmer satt werdenden Kaisers überdrüssig war. Napoleons Strenge überwand jedoch Alles. Nachdem er seine Gemahlin Marie Louise zur Regentin eingesetzt und die Geistlichkeit durch ein Concordat mit dem Papste beruhigt, rückte er im April 1813 mit 300,000 Mann, zu denen nothgedrungen auch die Heere der Rheinbundsfürsten stießen, in Eilmärschen über den Rhein. Bereits hatten die Russen unter Wittgenstein ein französisches Heer bei Möckern in der Nähe von Leipzig geschlagen und Blücher mit seinen Preußen Dresden besetzt. Beide vereinigten sich und rückten mit 70,000 Mann dem weit stärkern Heere Napoleons entgegen, mußten aber trotz ihrem

Heldenmuth in der Schlacht bei Großgörschen unfern Lützen am 2. Mai der Uebermacht weichen und zogen in größter Ordnung bis Bautzen zurück. Am 11. zog Napoleon in Dresden ein, erneute den alten Bund mit dem Könige von Sachsen und sandte seinen Stiefsohn Eugen zur Deckung Italiens ab, da er schon dem Kaiser von Oesterreich nicht mehr traute. Hierauf rückte er nach Bautzen gegen die verbündeten Russen und Preußen. Der tapfere Widerstand, den ihm die letztern an den Tagen des 20. und 21. Mai leisteten, bewies ihm, daß er es nicht mehr mit den alten Zopfsoldaten von Jena und Frieland zu thun habe. Indeß vermochten die Alliirten noch immer nicht der Uebermacht zu widerstehen, gingen wohlgeordnet nach Schlesien zurück und verschanzten sich hinter der Festung Schweidnitz. Die Franzosen besetzten zwar Breslau, drangen aber doch nicht weiter vor, weil sich Oesterreich unentschieden zeigte und den Frieden zu vermitteln suchte. Es bewirkte auch am 4. Juli einen Waffenstillstand und leitete einen Friedenscongreß zu Prag ein; da es jedoch auf diesem Congreß Wiederherstellung der preußischen Monarchie und der Hansestädte, Auflösung des Großherzogthums Warschau, Zurückgabe der Illyrischen Provinzen und Garantie für den status quo verlangte, Napoleon aber nicht der Mann einer solchen Nachgiebigkeit war, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und Oesterreich trat am 12. August auf die Seite der Verbündeten, die indeß aus allen Kräften gerüstet hatten.

So begann der große Entscheidungskampf. Die Uebermacht war jetzt auf der Seite der Alliirten. Das österreichische Hauptheer schickte sich 237,000 Mann stark unter Fürst Schwarzenberg an, von Böhmen aus nach Sachsen vorzudringen, während Blücher mit 95,000 Mann von Schlesien nahete und die schwedisch-russisch-preußische Nordarmee von 154,000 Mann unter Bernadotte vom Norden heranzog. Rasch, wie immer, ergriff Napoleon die Offensive, indem er seinen Marschall Oudinot mit 100,000 Mann gegen Berlin vordringen ließ. Allein schon die Thürme von Berlin im Angesicht, verloren die Franzosen gegen das Nordheer, besonders gegen die Preußen unter Bülow,

die große Schlacht bei Großbeeren am 23. August. Blücher zog sich bei Napoleon's Einbruch in Schlesien hinter die Katzbach zurück, um ihn so weit wie möglich von Dresden zu entfernen, gegen welches das Hauptheer der Russen, Oesterreicher und Preußen, bei dem auch die Monarchen selbst waren, unter Schwarzenberg's Oberbefehl anrückte. Benachrichtigt von der Gefahr, ließ Napoleon schnell von Blücher's Verfolgung ab, um nach Dresden zurückzugehen, während er Vandamme nach dem Erzgebirge schickte, den Alliirten den Rückzug abzuschneiden. Schwarzenberg stürmte gerade Dresden, als Napoleon erschien. Seine Garde und Kartätschenfeuer zwangen die Alliirten am 27. zum Rückzug nach Böhmen, nachdem sie 30,000 Todte und 15,000 Gefangene auf der Wahlstatt gelassen hatten. Napoleon hatte gesiegt, nicht so seine Feldherren. Die Vernichtung der zurückweichenden Alliirten durch Vandamme mißglückte. Dieser war durch den Heldenmuth von 8000 Russen unter Ostermann bei Kulm aufgehalten worden und wurde, als er sich auf die Nollendorfer Höhen ziehen wollte, auch von den von Dresden her retirirenden Preußen so in die Enge getrieben, daß er am 29 August mit 8000 Mann das Gewehr strecken mußte. Ferner hatte Blücher über Macdonald einen glänzenden Sieg an der Katzbach bei dem Kloster Wahlstadt am 26 August davongetragen. Unter dem Commando Vorwärts! hatte er den Feind in die angeschwollenen Fluthen der Katzbach und Neisse getrieben und beinahe vernichtet. Zum Andenken an diesen Sieg erhielt er den Titel Fürst von Wahlstadt, bei seinen Soldaten aber den Namen Marschall Vorwärts. Bülow erhielt den ehrenden Beinamen von Dennewitz, weil er mit Tauentzien die Preußen zu dem Siege über die Franzosen unter Ney bei Dennewitz am 6. September führte. Mit diesen Helden wetteiferte aber auf der entgegengesetzten Seite der kühne Kosakenchef Tschernitscheff, der so schnell nach Kassel vordrang, daß er das Königreich Westphalen bereits für aufgelöst erklären konnte, ehe noch die Hauptschlacht des Feldzuges geschlagen war.

Die Niederlagen der französischen Feldherren schwächten den Glauben an das unwandelbare Glück der französischen Waffen, und selbst in den Ländern des Rheinbundes wurde der bis jetzt nur geheim gehaltene Unwille und Rachedurst gegen die Franzosen laut. Baiern folgte zuerst dem Rufe der Ehre und Klugheit, später erst Würtemberg und Baden. Selbst in Sachsen und Westphalen hatten sich Chöre von Freiwilligen gebildet, die zu „Lützow's wilder verwegener Schaar" gestoßen waren. Als nun die siegreichen Heere der Alliirten von allen Seiten her dem Kern der französischen Macht nahten, als Blücher die Elbe überschritt und sich mit Bernadotte an der Saale vereinigt, um den Franzosen den Rückweg abzuschneiden, da verließ Napoleou seine feste Stellung in Dresden, um den vereinten Heere des halben Europa's in den Ebenen von Leipzig ein entscheidendes Schach anzubieten.

Es war am 16. October früh um 9 Uhr, als der Kampf im Süden von Leipzig heiß entbrannte. Napoleon hatte seinen rechten Flügel unter Poniatowski an die Pleiße gelehnt und alle Dörfer an derselben, von Connewitz hinauf, stark besetzt. Sein Centrum stand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte sich an die Höhen der Parthe. Fürst Schwarzenberg suchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anstrengungen dazu waren umsonst, weil Napoleon im Centrum solche Fortschritte machte, daß alle Reserven, die die erstere Bestimmung hatten, für die Verstärkung des letzteren verwandt werden mußten. Die Schlacht wurde nach verzweiflungsvollen Angiffen auf beiden Seiten so entschieden, daß Napoleon im Centrum und auf dem linken Flügel einiges Terrain erobert hatte, und Fürst Schwarzenberg Willens schien, sich am nächsten Tage nach Altenburg zurückzuziehen. Desto unglücklicher war Marmont bei Möckern gewesen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie besetzte und wider sein Erwarten von Blücher mit dem größten Ungestüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerstand auf seinem linken Flügel total geschlagen und in Unordnung nach Gohlis zurückgetrieben ward.

Am 17. war ein Rasttag. Napoleon, in trüber Ahnung des über seinem Haupte schwebenden Gewitters und voll von Unruhe bot den verbündeten Monarchen durch den gefangenen österreichischen General Merveldt Friedens-Unterhandlungen an; er versprach Deutschland zu verlassen, wenn man ihm keine entehrende Bedingungen stellen wollte. Man würdigte ihn keiner Antwort. Die Alliirten waren jetzt über ihre Bewegungen einverstanden, und das um so mehr, als Bernadotte mit 30,000 Mann bei Blücher eingetroffen war, und der russische General Bennigsen jeden Augenblick mit einer gleich großen Macht von Grimma her erwartet wurde. Napoleon war gleichsam in einen furchtbaren Kreis des Verderbens gebannt.

So dämmerte der Tag des 18. Octobers, an dem die große Stunde der Entscheidung schlagen, die Völkerschlacht von Leipzig gekämpft werden sollte. 150,000 Franzosen kämpften heldenkühn gegen die noch ein Mal so große Kraft und Blüthe von acht Nationen. Sie kämpften, obschon für die Ehre und den Rückzug, der schon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelnde. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel stand von Propstheida nach Connewitz unerschütterlich; der linke in Schönefeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Uebertritt der Sachsen und Württemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren. Man schlug sich fast auf allen Seiten; Bertrand gelang es, die Straße nach Thüringen offen zu erhalten, aber am Abend des Tages war Napoleon schon auf einen sehr engen Raum beschränkt und ließ den Rückzug antreten. Sein Gesicht zeigte die ihm eigene eisige Kälte; was im Innern stürmen mochte, verrieth es nicht.

Am 19. früh begann der Sturm auf die Vorstädte von Leipzig und schon um 10 Uhr verließ Napoleon die Stadt Leipzig. Der, welcher treulos seine Armee in Egypten und bei dem Rückzuge aus Rußland verlassen, verließ sie auch jetzt mit grausiger Treulosigkeit, um desto sicherer sich selbst zu retten. Kaum war er über die Elsterbrücke geritten, und ein Theil der fliehenden Armen ihm gefolgt als er auch dieselbe Brücke in die Luft sprengen ließ, unbeküm-

mert um die Tausende, welche noch zurück waren und gleichfalls sich retten wollten. Da gab es ein Nachspiel zu den Beresina-Szenen, weil Alles durch das Wasser und eine zum Theil brennende Vorstadt mußte. Von denen welche sich einen andern Ausweg suchten, ertrank auch Prinz Joseph Poniatowski, den Napoleon kaum 24 Stunden vorher zum Marschall ernannt und dem er, wie man sagt, den Thron von Polen zugedacht hatte.

Am Mittage hielten die Kaiser Franz und Alexander nebst dem Könige Friedrich Wilhelm den Einzug in Leipzig. Gegen 80,000 Todte und Verwundete lagen auf der ausgedehnten Wahlstatt. Die Franzosen hatten während der Tage des Kampfes über 50,000 Mann, 250 Kanonen und 900 Wagen verloren. Der unglückliche König von Sachsen, der bis zu dem letzten Augenblick Napoleon getreu geblieben war, wurde nach der Einnahme von Leipzig als Gefangener der Verbündeten nach Friedrichsfelde bei Berlin abgeführt. Napoleon aber führte die Trümmer seines Heeres über Freiburg an der Unstrut, wo noch Tausende durch die nachsetzenden Preußen ihren Tod fanden, über Erfurt, Gotha und Hanau, wo er sich am 30. Oct. mit Hilfe seiner Garden durch ein österreichisch-baierisches Heer unter Wrede glücklich durchschlug, und über den Rhein nach Mainz. Als er am 1. und 2. Nov. über den Rhein ging, waren ihm nur noch 60,000 Mann geblieben. Zwar lagen noch gegen 100,000 Mann in den Festungen an der Elbe und Oder, aber sie mußten fast alle noch in demselben Jahre capituliren. Aus Italien meldete Eugen, daß er sich zurückziehen müsse; in Neapel sann Mürat auf einen Vertrag mit den Verbündeten; in Spanien hatte Wellington durch seinen Sieg bei Vittoria die französische Herrschaft gebrochen. Russen und Deutsche standen am Rhein, Engländer und Spanier drangen siegreich von den Pyrenäen her; Napoleon gab nicht nach, sondern verlangte von Frankreich neue Armeen und frische Bewaffnung. Die Grenzen wurden von seinen Gegnern überschritten, Wellington drang durch die Pyrenäen gegen Bayonne vor, und nach neuen Siegen auf französischem Grund und Boden besetzte er am 12. März

1814 Bordeaux. Russen, Preußen, Oesterreicher zogen gegen Paris, und da jetzt Napoleon sich zu Friedens-Unterhandlungen erbot, so nahm man dieselben an und unterhandelte mit ihm, bis man erkannte, daß er nur Zeit zu gewinnen suche. Nun drang man auf Abschluß, allein der Besiegte, als sei er Sieger, stellte mit gewohntem Hohn und Uebermuth Forderungen und Bedingungen, die auch dem Gutmüthigsten klar beweisen, daß mit ihm kein sicherer Frieden zu hoffen sei. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen, die Heeresabtheilungen der Verbündeten unter Schwarzenberg und Blücher vereinigten sich, schlugen Napoleons Marschälle am 25. und 30. März, und am 31. März 1814 zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in Paris ein. Am 3. April wurde durch den gesetzgebenden Rath, als die obersten Staatsbehörden, Napoleon Bonaparte des Kaiserthrons entsetzt, er nebst seiner Familie für die Regierung unfähig erklärt, Ludwig der XVIII aber, ein Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., damals 58 Jahre alt, zum König von Frankreich ernannt.

Dem Frieden zufolge, welcher am 30. Mai 1814 zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten geschlossen wurde, blieb Frankreich von nun an unter der Herrschaft seines alten Königshauses, wurde aber auf diejenige Grenzen eingeschränkt, welche es zu Anfange des Jahres 1782 gehabt hatte — ein arger Fehler, denn das unruhige Frankreich blieb dadurch eine viel zu große Macht und behielt ein großes Gebiet, das es Deutschland in frühern Zeiten geraubt hatte — Elsaß, Lothringen, Burgund! Doch England und Rußland wollten nicht, daß Deutschland mächtig werde, und so behielt Frankreich eine Größe, die ihm über kurz oder lang genommen werden muß, wenn je wieder Ruhe, Ordnung, Friede in Europa einkehren sollen. Die vereinigten Niederlande wurden als erbliches Königreich dem Hause Oranien zugesichert; Spanien und Portugal kam wieder unter ihre rechtmäßigen Fürsten; Oesterreich erlangte die früher besessene Lombardei; der heilige Vater in Rom wurde wieder in alle seine frühern Rechte und Besitzungen eingesetzt; Neapel

allein blieb in der Gewalt seines unrechtmäßigen Beherrschers, Murat. Der seines Throns entsetzte Bonaparte wurde auf die Insel Elba im Mittelmeere verbannt, behielt den Kaisertitel und bekam eine Pension von 2 Millionen Franken jährlich.

Nun galt es, die Grenzen und Verhältnisse zwischen den einzelnen Staaten Europas festzusetzen. Zu diesem Zwecke wurde im October 1814 zu Wien ein Congreß eröffnet, bei welchem sich die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg persönlich, außerdem die Abgesandten aller bedeutenden Mächte Europa's einfanden. Aber die Einigung war schwer und zu Anfang des Jahres 1815 waren die Fürsten nahe daran, mit einander zu zerfallen, als im März plötzlich die Kunde kam, Napoleon habe seine Insel mit 1100 Mann verlassen und sei in Frankreich gelandet. Bald kam noch eine schlimmere Nachricht: Napoleon war am 20. März in Paris eingezogen und das Heer zu ihm übergetreten. In solcher Gefahr vereinigten sich die Fürsten in Wien wieder; Wellington und Blücher werden gegen den Corsen gesandt, dessen Regierung dieses Mal nur 100 Tage dauerte.

Murat, der an der Spitze eines bedeutenden Heeres aus seinem Staate aufgebrochen war, wurde von den Oesterreichern geschlagen und mußte nach Frankreich entfliehen, worauf Neapel an seinen rechtmäßigen Fürsten Ferdinand VII. zurückgegeben wurde. Napoleon selbst wurde am 18. Juni, nachdem an den vorangegangenen Tagen verschiedene kleinere Gefechte mit wechselndem Glück geliefert waren, von Wellington und Blücher so entscheidend geschlagen, daß er kopfüber fliehen mußte. Von Rochefort aus wollte er über das Meer seine Flucht fortsetzen, mußte sich aber den dort aufgestellten englischen Schiffen ergeben und ward darauf nach der fernen Insel St. Helena als Gefangener abgeführt.

Die verbündeten Heere blieben nun in Frankreich stehen, bis der Friede zu Paris am 21. November 1815 abgeschlossen war. Dieser Friede bestimmte die Grenzen von Frankreich so

wie sie im Jahre 1790 gewesen waren, wodurch außer einigen bedeutenden Grenzstrichen auch noch die Festung Landau an Deutschland zurück fiel. Außerdem mußte Frankreich alle aus andern Ländern geraubten Kunstschätze zurückliefern und eine Geldentschädigung von 175 Millionen Thalern an die verbündeten Mächte zu zahlen versprechen, bis zu deren gänzlicher Abtragung binnen 5 Jahren ein verbündetes Heer von 150,000 Mann in Frankreich stehen bleiben sollte.

So war der Friede in Europa wieder hergestellt und Künste, Wissenschaften und Gewerbe hoben sich zu einer außerordentlichen Blüthe —

Druck von Gustav Bär in Leipzig.